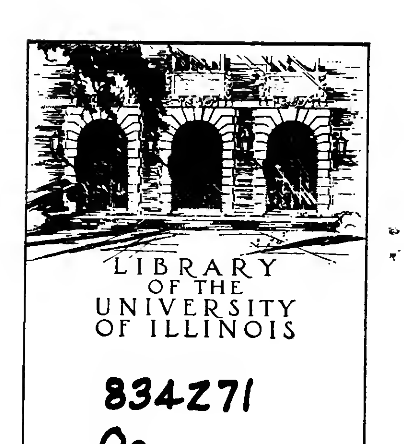
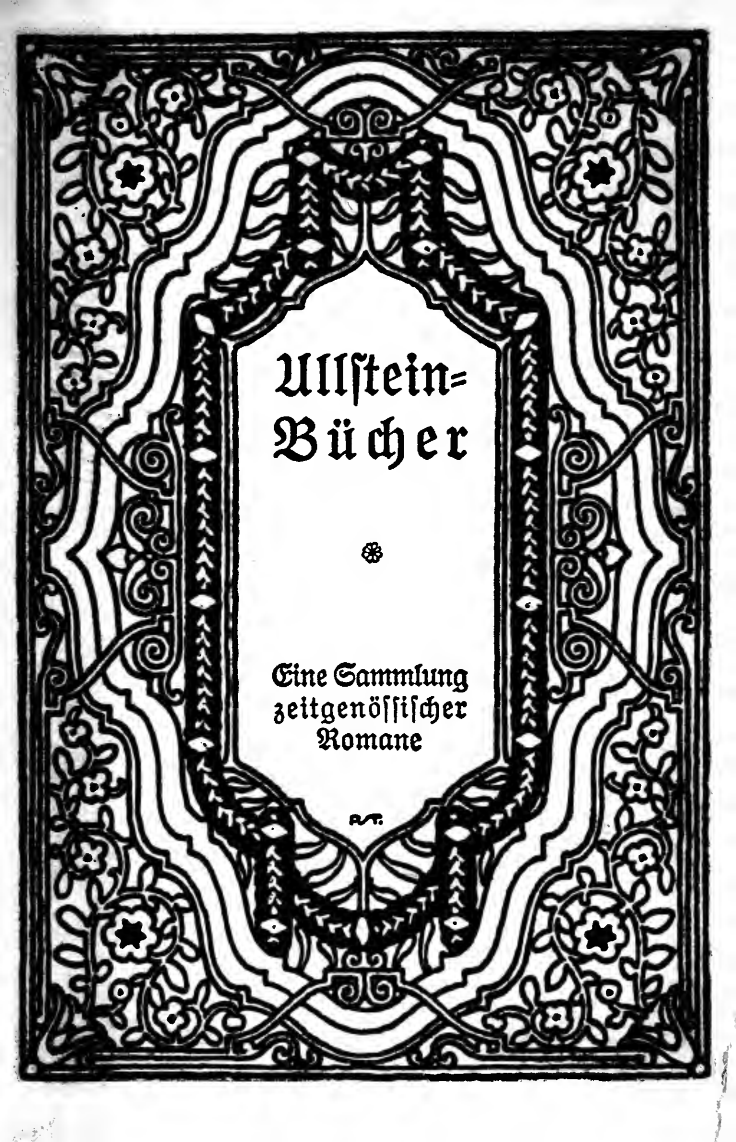
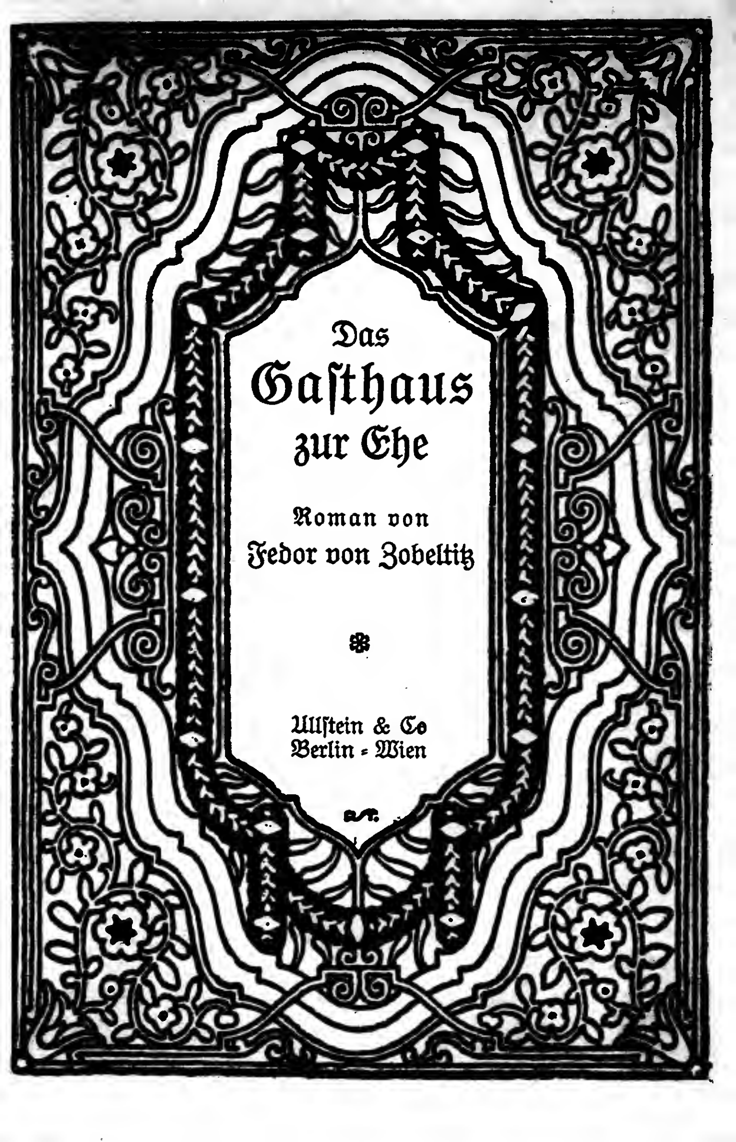






Das Gasthaus zur Ehe


Ullstein-
Bücher
Eine Sammlung
zeitgenössischer
Romane



Das Gasthaus zur Ehe

Roman von

Fedor von Zobeltitz

Ullstein & Co
Berlin - Wien

I.

Der Zug hatte, wie es in Italien so Sitte zu sein pflegt, auch diesmal wieder Verspätung. Sabine hatte gehofft, über dem Trasimener See die Sonne untergehen sehen zu können, aber die löbliche königliche Eisenbahnverwaltung hatte es anders gewollt. Die Sonne war bereits der Nichtigkeit dieses Erdballes entrückt, als der Zug die kleine Station Terόntala erreichte, und auch der Mond wollte sich nicht zeigen.

Nun stand Sabine mit ihrem Bruder auf dem schlecht beleuchteten Bahnhofsperron, und Klaus schimpfte, weil in dem Gewühl kein Gepäckträger zu entdecken war. Das wiederholte sich auf jeder Station: Klaus fand sich schwer in die Verhältnisse der Fremde. Er hatte das Handgepäck aus dem Wagen gezerrt, stand ratlos daneben und schrie unentwegt mit Kommandostimme: „Facchino!" — Dazwischen setzte er zuweilen noch ein Kraftwort aus seinem italienischen Vokabularium: „Diavolo" oder „Accidente", und als ihm kein weiteres einfiel, schrie er: „Schwerbrettio!"

Sabine lachte. Glücklicherweise erwischte sie auch einen der drei hier ansässigen Facchini und packte

ihn mutig am Aermel, damit er nicht wieder entfliehe. Aber der Mann bedauerte mit einem Schwall von Worten, die auch der gut italienisch sprechenden Sabine nicht völlig verständlich waren, da sie in umbrischem Dialekt hervorgesprudelt wurden. Nun wurde Klaus wütend.

„Der Mensch ist verrückt," stöhnte er; „was will er denn eigentlich? Sabine, verstehst du ihn? Ich nehme in Rom noch italienischen Unterricht, damit ich den Leuten die Wahrheit sagen kann. Laß ihn nicht los, Sabine — halt ihn fest — warte, pack' ihn an den andern Aermel! So, Männeken, hier ist mein Gepäckschein!"

Aber der Gepäckschein flatterte umsonst zwischen den Fingern des Verärgerten: das „Männeken" hatte sich schon losgerissen und wollte davonstürmen, als eine ältere Dame ihn aufhielt und ihm einige Worte in der Landessprache zurief. Sie wandte sich sodann mit verbindlicher Neigung des Kopfes an Sabine und sagte auf französisch:

„Es ist unser Träger, mein Fräulein, aber selbstverständlich: er kann auch ihr Gepäck besorgen. Die Leute in Umbrien sind ein wenig schwerfällig . . ."

Sabine dankte, und Klaus riß den Hut vom Kopfe. Gott sei Dank, nun war man so weit! Immerhin, es währte doch eine geraume Zeit, ehe man „so weit" war. Droschken gab es nicht, auch nach einem Hotelomnibus spähte Klaus vergeblich aus. Wieder erwies sich die ältere Dame als freundliche Führerin. Sie erzählte Sabine, daß das Hotel

Brufant der nach der Stadt führenden elektrischen Straßenbahn einen eigenen Wagen angehängt habe und daß es aus diesem Grunde keine Droschken und Omnibusse gebe.

„Also los," sagte Klaus. Aber er mußte stehen bleiben; er fühlte ein schmerzhaftes Zucken in der linken Hüfte. Die alte Wunde war längst vernarbt, und doch kehrte dieser peinigende Nervenschmerz zeitweilig wieder. „Die Aerzte sind Esel," stöhnte er. „Sabine — bitte, Sabine, gib mir deinen Arm. Ich taxiere, ich werde es nicht lange in Perugia aushalten. Die Luft sagt mir nicht zu, die Bevölkerung auch nicht. Ich schlage vor, wir lassen uns unsern Gepäckschein wiedergeben und fahren mit dem nächsten Zuge nach Rom . . ."

Sabine antwortete nicht. Bei derlei Stimmungsschwankungen ihres Bruders schwieg sie gewöhnlich und handelte nur. Sie zog ihn mit sich nach dem Halteplatz der elektrischen Bahn, wo der Gepäckträger sie bereits mit freundlichem Lächeln und offener Hand erwartete.

„Steigen wir ein," sagte sie, „sonst finden wir keinen Platz mehr."

Das war richtig. Der Platz war sowieso beengt, der Wagen dicht gefüllt. Klaus setzte sich in eine Ecke. Der Schmerz in der Hüfte hatte nachgelassen, aber es tickte in seiner linken Schläfe: er fürchtete das Nahen einer Migräne.

Die Wagen hatten sich in Bewegung gesetzt. Sie fuhren auf der stark ansteigenden Straße ziemlich langsam. Durch die Fenster blitzten elektrische

Lichter, die Schatten vereinzelter großer Gebäude huschten vorüber.

Sabine saß ihrem Bruder gegenüber. Sie war ein wenig müde, aber die Gesellschaft im Wagen interessierte sie. England überwog. Zwischen zwei Herren mit glatt rasierten Gesichtern hatten drei Damen Platz genommen; die eine studierte den Cook, die zweite aß Pfefferminzplätzchen, die dritte kramte in ihrem Pompadour; die beiden Herren schauten aus wasserblauen Augen mit anscheinend großer Aufmerksamkeit geradeaus. Daneben saß noch ein weibliches Dreiblatt. Es war die ältere Dame, die sich vorher Sabinens so freundlich angenommen hatte, mit zwei Töchtern. Die Aehnlichkeit bezeugte, daß es Töchter waren, obwohl die eine bedeutend älter sein mußte als die jüngere. Sie mochte an dreißig sein, vielleicht auch etwas darüber, und zeigte noch immer Spuren großer Schönheit, obwohl der Teint gelitten hatte. Eine feine Puderschicht lag auf den Wangen; um die wundervollen, nachtdunklen Augen zog sich ein bläulicher Schatten und ein zarter schwarzer Strich um das untere Lid. Ein Ausdruck grenzenloser Müdigkeit lag auf dem Gesicht, und doch spielte um die eigentümlich erdbeerfarbenen Lippen beständig ein Lächeln. Es glich dem stereotypen Lächeln einer Ballettänzerin.

Munter schwatzte dagegen die Jüngere mit ihrer Mutter. Sie war ein reizendes Kind von ausgesprochen italienischem Typus, bis auf die hellgrünen Augen, die gleichsam lichte Flecke waren in dem entzückenden brünetten Gesichtchen. Sabine

merkte, daß die Kleine auch Klaus Spaß zu machen schien. Er beobachtete sie in diskreter Weise, beugte sich auch einmal zu seiner Schwester herüber und flüsterte ihr zu: „Bienchen, schau mal, das Mädelchen mit den grünen Lichtern und dem schiefen Hut — allerliebst, nicht wahr? . . .“

Sabine nickte zustimmend. Sie war wirklich sehr niedlich trotz des schiefen Hutes. Der Hut war auch sonst keine Kostbarkeit; er sah aus, als hätte sich jemand von starker Persönlichkeit auf ihn gesetzt und als hätte die Kleine, da sie ihn eilfertig auf den Kopf gestülpt, durch einen kräftigen Schlag der Hand energisch nachgeholfen. Sabine fand in ihrer deutschen Gründlichkeit, daß die drei Damen ein wenig lodderig angezogen seien. Der rechte Handschuh der Mutter zeigte am Daumen das Bestreben, aus den Nähten zu gehen; die Taille der älteren Tochter war schief zugehakt, und bei der jüngeren, die ein fußfreies Kleid trug, baumelten die Schuhbänder herab. Die Kleine kicherte und wisperte der Mutter beständig etwas in das Ohr; zuweilen lächelte auch die Mutter; immer aber stand das gleiche, gewissermaßen festgebannte Lächeln auf dem Gesicht der älteren Tochter.

Nun kreuzte die elektrische Bahn die Porta Nuova und hielt dann vor dem in helles Licht gebadeten Portal des Hotels Brufani. Klaus stieg aus, half seiner Schwester und bot sodann auch der älteren Dame den Arm zur Stütze. Sie neigte dankend den Kopf — und plötzlich schien es, als trete sie fehl und gleite aus. Sie stieß einen leisen

Schreckensruf aus, den beide Töchter ängstlich wiederholten. Aber Klaus fing sie auf, und auch Sabine sprang hinzu.

„Haben Sie sich weh getan, gnädige Frau?“ fragte Klaus französisch.

„Tausend Dank — nein . . . ah, ein wenig schmerzt mich der Fuß doch . . . diese hohen Stufen! . . .“

Rechts und links halfen die Töchter die Mutter stützen. Die Kleinere sah ängstlich aus, die Aeltere lächelte noch immer. „Ich führe Sie, gnädigste Frau,“ sagte Klaus, „hängen Sie sich fest an meinen Arm . . . Gestatten, mich gehorsamst vorstellen zu dürfen: von Hartung — meine Schwester.“

„Marchesa Cognetto,“ erwiderte die alte Dame, „— meine beiden Töchter . . .“ Und mit freundlicher, ungemein anmutig klingender Stimme fügte sie hinzu: „Sie sind außerordentlich liebenswürdig, mein Herr. Aber ich fühle: es geht schon besser. Ich danke Ihnen sehr . . .“

Klaus zog den Hut und trat zurück, während die Marchesa dem in respektvoller Haltung zur Seite stehenden Geranten des Hotels winkte und sich zwei Zimmer bestellte . . . „möglichst hoch belegen, wenn ich bitten darf — wir lieben die freie Aussicht . . .“

Diese Passion teilte auch Klaus. Es ging mit dem Lift vier Stockwerke hinauf; ein Kellner raste voran, riß eine Zimmertür auf und entzündete die Beleuchtung; dann machte er ein tiefes Kompliment vor den Eintretenden und überreichte Klaus den Meldungszettel.

„Sprechen Sie deutsch?“ fragte Klaus.
„No, Sir,“ antwortete der Kellner.
„Aber Französisch?“
„No, Sir.“
„So reden wir also italienisch miteinander!“
„Yes, Sir,“ sagte der Kellner.

Klaus wurde ungeduldig. „Parliano italiano insieme,“ wiederholte er.

„Please, Sir,“ sagte der Kellner kopfnickend.

Klaus wandte sich heiter an Sabine. „Das scheint ein in Italien geborener Engländer zu sein,“ meinte er und füllte dann den Meldezettel aus: „Klaus Freiherr von Hartung, Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer auf Niéborowo, Kreis Bromberg, Provinz Posen, Königreich Preußen, nebst Schwester Sabine Freiin von Hartung.“ Die Namen schrieb er mit lateinischen Lettern, das übrige mit deutschen Buchstaben. „Nun können sie sich in diesem anglo-italienischen Hause die Köpfe zerbrechen,“ sagte er lachend, „oder einen vereidigten Dolmetsch hinzuziehen, wenn sie wissen wollen, welcher Art ich bin . . .“

Der Kellner verschwand nach nochmaliger tiefer Verneigung.

„Na, da wären wir also!“ begann Klaus von neuem. „Sabine, ich gestehe dir: ich fange an, Heimweh zu bekommen.“

„Das begann schon in Florenz,“ erwiderte Sabine. „Sei verständig, brüderliche Liebe. Deine Rekonvaleszenz hat doch auch eben erst begonnen.“

„Sei so gut! Seit acht Wochen sind wir unterwegs —“

„Seit kaum sechs Wochen,“ fiel Sabine ein, „und laut ärztlichem Befehl sollst du möglichst den ganzen Winter im Süden verbringen.“

„Da wir gegenwärtig erst im November stehen, so bezweifle ich, daß ich das fertig bekommen werde. Uebertriebene Faulheit ist immer vom Uebel.“

„Halte keine Reden, lieber Junge, sondern füge dich in das Unvermeidliche.“

Nun ging es an das Ausräumen der Koffer. Währenddessen blieb die Tür zwischen den beiden Zimmern geöffnet, und die Geschwister unterhielten sich.

„Sage, Sabine,“ fragte Klaus, „wie bist du eigentlich auf Perugia verfallen?“

„Lieber Gott, man hat es mir empfohlen! Berühmte Luft, berühmtes Trinkwasser und berühmte Kunstschätze. Hier in der Gegend liegt auch das Grab der Volumnier.“

„Seh einer an! Du könntest mich totschlagen, wenn ich weiß, was das ist. Erzähle mir später davon. Für die Kunstschätze bin ich mit Maß. Gegen den üblichen Museumsgalopp erkläre ich mich entschieden. Und gute Luft — haben wir die in Niéborowo nicht auch?“

„Nicht eine so milde — das verstehst du nicht, Klaus.“

„Natürlich nicht. Wie werd' ich denn! Es ist wahr: ich verstehe manches nicht. Ich weiß, daß meine Wunde verheilt ist und meine Lunge wieder

wie ein Blasebalg arbeitet, aber ich weiß nicht, warum man mich den ganzen Winter hindurch von der Heimat fernhalten will. Nur um über die unglückselige Geschichte Gras wachsen zu lassen? Liebe Sabine, der Klatsch kann im Frühjahr von neuem erwachen. Aber gegen den Klatsch bin ich gefeit."

Er hing sorgfältig seine Anzüge nebeneinander in den Kleiderschrank und lauschte dabei auf die Stimme Sabinens.

Man hörte im Nebengemach das Rauschen von Frauengewändern; dann antwortete Sabine halblaut und, wie es schien, ein wenig verärgert:

„Warum denn immer wieder davon anfangen! . . ."

Klaus nickte. „Also doch," sagte er zu sich selbst, und laut fügte er hinzu: „Bienchen, sei lieb. Sei versichert, meine Nerven sind wieder auf alter Höhe. Sei versichert, daß ich die ganze dammliche Geschichte von Grund aus bereue. Daß ich heute gar nicht begreife, warum ich mich so töricht habe hinreißen lassen — und schließlich: daß mir Ortrude unendlich wurscht — ja, wurscht geworden ist! . . ."

„Pfui, Klaus!" rief Sabine. Sie erschien in der Tür, die Wangen gerötet, die Augen sprühend. „Sieh, das ist wieder eine deiner Unbegreiflichkeiten! Gewiß, auch ich habe den Herzenswunsch, daß du Ortrude vergessen mögest — zu deinem Besten und auch zu ihrem. Aber daß du mit einem burschikosen Wort so spielleicht über eine Leidenschaft fortgehen kannst, die dich in allen Tiefen erregt hat, das verstehe ich nicht — wirklich nicht."

Klaus schloß ruhig den Kleiderschrank. „Ach, Bienchen, das sind ja nur Worte, Worte! Eine Leidenschaft — war's denn eine? War's nicht nur ungebärdiger Uebermut? War's nicht nur ein törichtes Spiel? — Halt — ich merke, du willst wieder heftig werden! Meinetwegen: sage freventliches Spiel. Aber dann vergiß auch nicht, daß sie es war, die das Spiel begann — und nicht mit mir allein; sie zog auch Schaßberg in ihre Netze — — und so mußte es kommen, wie es gekommen ist . . ."

Sabine zuckte ein wenig mit der rechten Schulter. „Ich meine, wir lassen die Sache nunmehr einmal endgültig ruhen," erwiderte sie; „es sind auch für mich fatale Erinnerungen damit verknüpft, und ich sehe nicht ein, warum wir sie zwecklos von neuem aufrühren . . . Bist du fertig mit deiner Toilette? Können wir in den Speisesaal gehen?"

„Zu deiner Verfügung, Schwesterherz. Habe ich dich gekränkt? Schau mich einmal an! Mir scheint, als sähe ich ein Tröpflein in deinen Augen. So bist du nun. Schleppst mich durch die gesegneten Fluren Italiens, um meine Nerven zu stählen, und zitterst selber wie Espenlaub bei der geringsten innerlichen Motion. Früher warst du minder wehleidig, Kleine."

„Ich bin es auch heute nicht, Klaus. So wenig wie du. Wir sind beide Soldatenkinder. Aber ich bin ein Weib und empfinde anders als du. Das ist der Unterschied."

Klaus knüpfte vor dem Spiegel seine Krawatte.

Nun wandte er sich um und strich der Schwester liebevoll über die Wange.

„Kleine Sabine," sagte er, „das ist nicht der einzige Unterschied. Ich weiß auch die Träne zu deuten. Aber du hast recht: passons-la-dessus. Gehen wir."

Er öffnete die Tür nach dem Korridor, ließ Sabine vorangehen und drehte dann das elektrische Licht im Zimmer aus.

II.

Im gleichen Stockwerk hatte die Marchesa Cognetto mit ihren beiden Töchtern Unterkunft gefunden. Ihr Name mochte dem Kellner angenehmer an das Ohr klingen als der barbarische des deutschen Herrn. Ein ganz italienischer Name, und noch dazu von ältestem Adel. So stand auf dem Meldezettel: „Teresa Marchesa Cognetto di Marescetti dei Ottoboni-Scaletta und Töchter." Auch die Namen der beiden Töchter waren notiert: Marianita und Palma.

In den Zimmern der Cognettos packte man gleichfalls die Koffer aus: riesenhafte Koffer, die kleinen Häusern glichen und auf längeres Wanderleben schließen ließen. Die Marchesa bewohnte das eine der Zimmer, die Mädchen richteten sich gemeinsam im zweiten ein.

Marianita, die ältere, saß müde in einem Fauteuil und rauchte eine Zigarette. Palma kniete in Korsett und Unterrock vor einem herausgezogenen Kommodenkasten und legte ihre Wäsche hinein.

„Empörend," sagte sie; „Strümpfe ohne Löcher besitze ich überhaupt nicht mehr. Die Taschentücher sind ausgefasert, von den Hemden will ich gar nicht sprechen. Aber die Schuhe! Schiefe Absätze, wo ich hinsehe; ich muß unbedingt ein Paar neue Schuhe haben."

„Trage längere Kleider," riet Marianita, „dann sieht man sie nicht so."

„Das will die Mama nicht. Ich soll ja noch immer den Backfisch spielen."

„Sei doch froh darüber, Palmetta! Man kommt schon früh genug in die Jahre, und die erfolglose Jagd nach dem Manne trägt auch nicht zur Konservierung bei."

Palma warf ein Bündel Taschentücher in den Kommodenkasten.

„Sollst nicht immer so bitter sein, Marita! Laß es wenigstens nicht die Mama hören, — sie grämt sich genügend."

„Bah! . . ." Marianita dehnte ihre prachtvolle Gestalt im Sessel und blies den Zigarettenrauch in Ringeln durch die Lippen. . . . „Warum grämt sie sich? Warum diese ewige Hetzjagd? Ich hätte mit meinem kleinen Giacinto auch glücklich werden können — und fiele ihr dann nicht mehr zur Last."

Palma hatte sich mit einem Zirkel von Wäschestücken umgeben, die sie sortierte und einzeln prüfte.

„Die Hosen zerfallen förmlich, so mürbe sind sie", sagte sie unmutig. „Marita, das ist Unsinn. Giacinto hat keinen Pfennig Vermögen, er lebt von seinem bißchen Gehalt — ungefähr so wie unser teurer

Bruder Attilio. Wie wolltet ihr euch durch das Leben schlagen?! Du machst doch auch deine Ansprüche!"

„Kolossale!" — Marianita lachte bitter. „Ansprüche" ist köstlich. Meine Garderobe befindet sich in ähnlich desolater Verfassung wie die deine. Ich flicke daran herum, bis mir die Finger wehe tun. Aber ich habe nicht schneidern gelernt. Meine Fingerspitzen sind von der Nadel zerstochen. Und dabei predigt die Mama beständig: „Pflegt eure Hände!" Der Benzingeruch vom Waschen der Handschuhe will überhaupt nicht mehr weichen."

„Ich habe noch ein halbes Fläschchen Ylang-Ylang, das will ich dir schenken", sagte die Schwester gutmütig.

„Danke, mein Schatz, behalt es nur . . ." Marianita stand auf und warf den Rest ihrer Zigarette in den Kamin. „Liebling, im letzten Grunde ist mir das alles ja ganz egal, ist mir unendlich gleichgültig. Ich bin abgebrüht. Ich habe bloß noch eine Sehnsucht: einmal stillsitzen zu können. Ich möchte ein winziges Stückchen Heimat haben — zum Ausruhen. Ich möchte sozusagen — sozusagen einmal ausschlafen . . . das ganze Elend verschlafen — und mit dem Bewußtsein aufwachen, daß mich nur ein Traum gequält habe. . ." Sie stand dicht neben Palma, die noch auf den Knien lag und mit großen Augen zu ihr aufschaute . . . „Sieh," fuhr sie fort, „deshalb sprach ich vorhin von Giacinto. Gewiß, ich habe auch einmal anders gedacht. Als ich noch jünger war, dachte ich an ein Palais in Rom und

an eine Villa am Posilipp oder an den Seen, an Equipagen und Dienertroß und wundervolle Toiletten. Heute nicht mehr. Ich möchte Ruhe haben. Giacinto ist arm, aber wir könnten auch von seinem Hauptmannsgehalt leben. Ich will keine Toiletten mehr. Stillsitzen will ich, meinethalben mit meinen Alltagssorgen, aber doch in Frieden — in meinen vier Pfählen, in einem bescheidenen Glück. Ja . . . Kleine, ich wollte, ich hätte meinen Mann und mein Kind — — ach, ein Kind! . . .“ Sie breitete die Arme aus. Ueber ihr müdes Gesicht flog ein heller Glanz, und ein Leuchten der Seligkeit trat in ihre dunklen Augen. Dann flammte ein tiefes Rot über ihre Wangen, als schäme sie sich dieses Geständnisses. Mit rascher Bewegung beugte sie sich zu Palma hinab, zog sie an sich und küßte sie.

„Dummchen, du,“ sagte sie zärtlich, „was schaust du mich so entsetzt an!? Hab ich so Schreckliches gesagt? Gibst du mir nicht recht, wenn du dein Herz fragst?“

Ein sachtes Zucken ging über den geschmeidigen Körper Palmas. Sie riß sich aus den Armen ihrer Schwester und huschte nach der Tür zum Nebenzimmer. Sie war geschlossen.

„Scht, Marietta“, und Palma legte den Zeigefinger auf die Lippen. „Nicht so laut! Die Mama hat sich auf das Sofa gelegt — ich glaube, sie ist eingeschlafen; der Fall beim Aussteigen hat sie erschreckt.“

Marianitas schön geschwungener Mund kräuselte sich verächtlich.

„Erschreckt?“ wiederholte sie. „Ach, Palma! ... Palma, ich möchte dir nicht die Ehrfurcht rauben ... nein, wahrhaftig nicht, denn die Mama meint es schließlich nur gut. Sie hetzt sich selber zu Tode, um uns unter die Haube zu bringen ... Herzchen, hast du denn nicht gemerkt, daß dies Ausgleiten beim Verlassen des Wagens durchaus kein unglückseliger Zufall war, sondern —“

„Sondern?“ fragte Palma. Es klang mehr Neugierde als sorgende Angst aus dem Ton ihrer Stimme.

„Sondern Komödie — ah ja, Komödie! Absicht — nichts weiter! Eine neue Anbändelei!“

Palma strich sich das wirre Haar aus der Stirn.

„Ich verstehe nicht“, sagte sie. „Anbändelei —?“

„Ja, kleines Schaf. Um unsertwillen. Der lange Deutsche gefiel ihr, — und so ein plötzliches Ungefähr ist die rascheste Anknüpfung einer neuen Bekanntschaft. . .“

Palma zog die Unterlippe zwischen die blanken Zahnreihen, — und plötzlich pruschte sie lustig heraus. Sie lachte hell auf und dämpfte dann wieder mit raschem Seitenblick nach der Tür des Nebenzimmers ihre Heiterkeit.

„Oh, diese Mama!“ rief sie. „Das ist köstlich! Nun versteh' ich auch ... entsinnst du dich? — In Venedig — gleich nach der Ankunft, als sie aus der Gondel stieg — da hat sie es ebenso gemacht!? Da glitt sie auch aus . . .“

Es klopfte an der Nebentür.

„Ja, Mama!?“ riefen beide Mädchen zugleich, und Palma fügte hinzu: „Soll ich dir beim Umkleiden behilflich sein, Muttchen?“

„Nicht nötig, Herzchen,“ rief die Stimme der Mutter zurück, „aber macht nur, daß ihr fertig werdet! Es ist acht Uhr durch . . .“

Marianita erschrak. „Schon so spät? — Was ziehst du an, Palma?“

„Was sonst als das englische! Es ist noch am besten erhalten.“

„Ist aber ein Reisekleid. Das geht nicht.“

„Ich habe doch nichts anderes!“ sagte Palma klagend.

„Unsinn. Du hast eine ganze Menge Toilette, wenn sie allsamt auch nicht viel wert ist. Du verstehst dich bloß nicht zu kleiden. Ich habe weniger anzuziehen und kann doch immer wechseln. Auch dazu gehört ein gewisses Talent. Was läßt sich nicht alles aus zwei noch leidlich erhaltenen Blusen machen! Mal hefte ich die Aermel zurück, knöpfe die obersten Knöpfe auf und lege ein Fichu über den Ausschnitt — mal trage ich einen gesteiften Kragen und gestickte Manschetten — mal einen Ledergürtel und mal ein Medicimieder.“

„Du bist ein Genie“, sagte Palma. „Du bringst das Unmögliche fertig. Du hast auch immer ein paar Franken in der Tasche. Marietta, leih' mir zwei Lire — ich möchte mir einen neuen Schleier kaufen.“

Marianita schüttelte energisch den Kopf. „Nein, mein Kind, das kenne ich bei dir. Du verfutterst

alles. Wenn ich dir wirklich die zwei Franks geben wollte, da würdest du sie doch nur in Pralinen anlegen oder in gezuckerten Maronen."

Palma stand am Waschtisch und fuhr mit dem feuchten Schwamm über ihr Gesicht.

„Uuuh," machte sie, „wieder eine Moralpredigt! Behalte deinen Mammon!" — Sie wandte sich um. „Was soll ich anziehen?"

„Den Rock deines Reisekleides — meinetwegen; aber dazu die Bastbluse mit dem Musselinfichu. Das sieht wenigstens anständig aus. . ."

Die beiden Mädchen begannen sich umzukleiden. Es ging flink bei Palma und gemächlicher bei der Aelteren. Marianita seufzte vielfach dabei; sie esse wie ein Kanarienvögelchen und werde trotzdem immer stärker. Dann nahm sie vor dem Spiegel Platz und begann sich zu pudern. „Gib mir mein Kästchen", bat sie.

Palma verstand ohne weiteres. Dies Kästchen mit den letzten Geheimnissen der Toilette Marianitas war einfach eine mit rotem Band zusammengeschnürte Zigarettenschachtel. Palma öffnete sie und hielt sie, neben Marianita stehend und ihr neugierig zuschauend.

„Warum ziehst du eigentlich die Striche unter die Augen?" fragte Palma.

Das waren Fragen, die Marianita nicht leiden konnte. „Sei nicht so albern", entgegnete sie. Sie hatte ein kleines Porzellannäpfchen in der Hand, das mit roter Pasta gefüllt war, auf der sie ein Bürstchen mit Elfenbeinstiel rieb. „Palmette, paß

auf," sagte sie; „die Beleuchtung ist greulich — tupfe mal mit dem Dinge auf meine Ohrläppchen. Erst auf das rechte — — so . . ."

Palma machte dies mit großer Vorsicht und sichtlichem Interesse. „Mariucca," sprach sie dabei, „sei doch nicht immer gleich so böse. Ich möchte gern wissen — — sag, gilt das denn für besonders schön: rote Ohrläppchen?"

Jetzt lachte Marianita. „Schäfchen du! Natürlich — sonst würde ich nicht nachhelfen . . ." Sie schnitt eine grimmige Grimasse . . . „Alle Tage entdecke ich eine Falte mehr. Schau hier an den Schläfen: das Spinnennetz fängt schon an! Und die Mundwinkel! Sie bringen mich zur Verzweiflung. Palma, sieh, wie sie sich senken! Da hilft keine Massage. Ich habe mir ein Lächeln eingeübt, diese verdammte Linie zu verdecken — es hilft alles nichts! . . ." Sie sprang wütend auf; sie war zornig über die rücksichtslose Natur, die sie grausam bestahl. Sie reckte die nackten Arme und stampfte mit dem Fuße auf. „Pfui, pfui, pfui!" rief sie mit zuckenden Lippen; „ich bin alt geworden — vor der Zeit — ja, vor der Zeit! Und wer ist schuld daran? Doch nur die Mama, die uns von Hoffnung zu Hoffnung schleppt, — und jede Hoffnung ist eine lächerliche Selbstlüge, ein ekelhafter Betrug! Ich hasse die Männer — ich will gar nicht mehr heiraten — ich . . . "

Sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus und warf sich auf das Sofa.

„Um Gottes willen . . ." Palma beugte sich über

die Schwester . . . „Mariucca, sei doch verständig! Wenn die Mama dich hört . . . was kann sie dafür? — Steh auf, Schatz — ich helfe dir beim Ankleiden. Heilige Madonna, was bist du immer gleich heftig!“

Marianita richtete sich auf. „Du hast recht,“ sagte sie seufzend; „es führt zu nichts. Jetzt hab ich verheulte Augen und kann von vorn anfangen. . .“ Sie bückte sich nach der Puderquaste und trat wieder vor den Spiegel. . . „Ist's nicht ein Elend?“ — Sie blinzelte ihr Ebenbild im Glase an. „Ich sehe ganz grau aus, — ich möchte am liebsten ein bißchen Rouge auflegen —“

„Tu's doch nicht!“ rief die Schwester, in ihre Bluse schlüpfend. „Es kleidet dich nicht — wenn ich es dir doch sage . . .“

„Für wen auch“, murmelte Marianita. Und wieder schleuderte sie die Puderquaste fort und lachte kurz und bitter auf. „Der Deutsche gehört d i r, meine Taube! Umgirre ihn und schlage mit den Flügelchen. Du hast so hübsche grüne Augen, aber du weißt sie nicht zu gebrauchen. Das mußt du lernen, Piccolina.“

„Na und wie?“ fragte Palma. Sie hatte ihren rechten Fuß auf einen Stuhl gestellt und schnürte ihren Schuh zu.

„Wie — ja, das läßt sich nicht so rasch erklären. Das hängt auch von der Stimmung des Augenblicks ab, von dem momentanen Empfinden. . . . Wenn du im Gefühl hast, daß er sich wärmer für dich zu interessieren beginnt, mußt du ihn zuweilen groß und offen anschauen, gleichsam prüfend und fragend,

und dann schnell wieder den Blick senken. Oder blitzartig muß ein Blick von dir zu ihm hinüberfliegen — zündend, verstehst du?“

Palma versuchte es vor dem Spiegel. „Es sieht blödsinnig aus, Marianita“, klagte sie. Da trat die Marchesa in das Zimmer.

Sie war eine vornehme alte Dame: sehr distinguiert in der Haltung, mit dem Sichgeben einer Frau von Welt. Aber auch auf ihrem Gesicht lag eine dicke Puderschicht und verwischte die Feinheit der Züge. Die kleinen weißen Locken an den Ohren waren sorgsam gekräuselt, jedes Härchen hatte sich dem Brenneisen gefügt. Auf dem Toupet thronte ein Kopfputz aus Schleifen und Federn; ein Kleid aus dunkelgrauer Seide umrauschte die zierliche Gestalt. Man sah nicht, daß die Seide brüchig geworden war; die Risse waren genäht und in die Falten gelegt. Nur hinten an der Taille schauten zwei weiße Bänder hervor. Palma bemerkte es.

„Muttchen,“ sagte sie, „du mußt deine Taille noch einmal öffnen. Du hast die Bänder nicht eingehakt.“

Die Marchesa sah in den Spiegel. „Stopfe sie unter den Gürtel“, entgegnete sie. „Ich bin froh, daß ich fertig bin. Ist bei euch alles in Ordnung? Wir werden Tee nehmen und eine Platte kalten Aufschnitt bestellen. Palma, nimm deinen Pompadour mit und sieh zu, daß du ein Brötchen einstecken kannst — oder auch zwei. Ich habe vorhin berechnet. Der Gerant gibt uns für acht Franken Pension. Das wären also vierundzwanzig Franken

für den Tag — ohne die notwendigsten Extraausgaben. Mehr als zwanzig haben wir aber nicht zur Verfügung. Du mußt wieder einmal an den Onkel schreiben, Palma."

„Er gibt ja nichts mehr, Mama. Er tröstet uns mit der ewigen Seligkeit."

„Schreibe ihm, daß wir nach Rom kommen wollten. Davor fürchtet er sich. Es ist lächerlich. Er hat jetzt die Kongregation der Abläſſe und Reliquien bekommen und bezieht ein hohes Gehalt. Dazu sein Vermögen. Er sagt, er opfere es der Wohltätigkeit. Stehen wir ihm denn nicht näher als das ganze Gesindel? Zu dumm! . . . Palma, jetzt wirst du dich wieder einmal im Deutschen üben können."

„Wenn ich nur nicht alles verlernt habe, Mama!"

„Ist die Schwester nicht hübsch? Ich finde sie sehr hübsch. Schade, daß Attilio nicht hier sein kann."

Marianita spritzte einen Tropfen Parfüm in ihr Taschentuch. „Schon wieder Pläne, Mamachen?" fragte sie.

„Immer", entgegnete die Marchesa energisch. „Ich denke mir, der Himmel muß notgedrungen einmal ein Einsehen haben. Notgedrungen."

„Wer weiß. Die Deutschen werden evangelisch sein."

„Das ist nicht gesagt. Und wenn sie es sind — pah! Das Schlimmste wäre der endgültige Bruch mit Onkel Camillo. — Ich will euch etwas sagen, Kinder —"

Aber Marianita schnitt ihr das Wort ab. „Mama, bitte — lassen wir jetzt das Thema! Du erregst dich wieder unnötig. Können wir gehen?"

„Gewiß. Wo hast du deine Boutons, Palma?"

„Sie sind mir so unbequem, Muttchen. Sie kneifen immer."

„Ach was. Du hast so niedliche Ohren. Schraube sie ein."

Palma gehorchte. Dann ging man.

III.

Klaus und Sabine hatten im Speisesaal an einem Tische in der Nähe des Kamins Platz genommen. Der Oberkellner brachte die Speisekarte und fragte, ob er den Tee servieren dürfe. Er fragte dies natürlich englisch, worauf Klaus in etwas mangelhaftem Italienisch antwortete. Das schien dem Oberkellner nicht ganz recht zu sein; doch wurde er wiederum freundlicher, als Klaus sich statt des angebotenen Tees Porter und Ale bestellte und sich zudem auch noch für ‚ham and eggs' entschied.

„Dieser Mann hält uns entschieden nicht für voll", meinte Klaus lächelnd. „Es ist sehr merkwürdig, die Engländer trinken meist mäßig, essen bei der Table d'hote für zwei, stellen immer die höchsten Ansprüche, schimpfen gern und geben miserable Trinkgelder — und doch werden sie als Hotelgäste bevorzugt. Warum, frage ich."

„Weil sie meist sässig und wochenlang in dem-

selben Hause bleiben," erwiderte Sabine, „während wir Deutschen ein unruhiges Volk sind."

„Nun, wenn ich gewußt hätte, daß wir hier in eine ganze englische Kolonie hineingeraten würden, hätte ich für ein anderes Hotel plädiert. Sieh dir ringsum die Typen an: gefällt dir die Menschheit?"

„Ach, Klaus, du verrennst dich ebenso leicht in deine Antipathien wie in deine Sympathien. Der alte Herr da drüben ist ausgesprochen vornehm und der junge am Nebentisch ist geradezu eine Schönheit."

„Na, na", sagte Klaus und lachte. Sein Blick flog umher. Da war ein langer Tisch, an dem fünf junge Mädchen saßen; sie waren allesamt recht hübsch und unterhielten sich lebhaft miteinander. Sie schienen eine kleine Reisegesellschaft zu bilden, kamen aus Südfrankreich und wollten durch Italien nach Tunesien und Marokko. Ein kleiner Rotkopf mit einem Gesprenkel von Sommersprossen über dem Näschen vertrat wohl die Stelle des Reisemarschalls. Das Mädchen hatte ein Notizbuch in der Hand und las vor: „Billetts sechsundsechzig Franken, Gepäck siebenundsechzig Franken — Gwendolins Hutschachteln sind immer am teuersten — Trinkgelder vier Franken; ich erbitte also von jeder neunundfünfzig Franken, den kleinen Rest verrechne ich das nächstemal . . ."

Nun krabbelten alle in ihren Taschen umher und zahlten.

„Es sind niedliche Krabben", äußerte Klaus. „Mir imponiert, wie dieses junge Geflügel mutterseelenallein durch die weite Welt flattert. Ich wünschte, unsere jungen Mädchen würden zu ähn-

licher Selbständigkeit erzogen. Statt dessen packt man sie bis zur Heirat in Watte, und dann ist der Ehegatte genötigt, weiter zu packen."

„Und läßt seine eigenen Töchter gleichfalls in Watte legen", ergänzte Sabine.

Klaus nickte und ließ den Blick von neuem durch den Saal schweifen. An einem der kleineren Tische saß der alte Herr, von dem Sabine gesprochen hatte: ein rüstiger Greis mit einem glatt rasierten, blühenden Gesicht unter kurz geschnittenem weißem Haar. Merkwürdig an diesem zweifellos sehr würdigen und in der Tat vornehm ausschauenden alten Herrn waren die dunstblauen Augen, deren Lider zu kurz zu sein schienen. Es waren schöne Augen trotz ihrer Ausdruckslosigkeit.

Am Tische neben ihm hatte ein geistlicher Herr Platz genommen, der Typus des englischen Reverends. Dann kam eine zahlreiche Familie, eine jener fliegenden Hausstände, die beim Reisen noch Ersparnisse erzielen und den Kummer der Gastwirte bilden. Und dann kam der junge Herr mit dem rötlichen Haar, den Sabine so schön gefunden hatte.

Klaus interessierte das, er hatte großen Respekt vor dem Urteil der Schwester, aber er begriff nicht recht, daß man einen Mann „schön" finden könne. Ein Mann kann immer nur gut gewachsen, stattlich und kraftvoll sein. Das war der Herr mit dem rötlichen Haar zweifellos: eine ebenmäßige Figur, schlank und sehnig; auch sein Gesicht vermochte Klaus nicht schön zu finden. „Nein, Sabine," sagte er, „Schönheit ist nahezu Vollendung. Dies Gesicht ist aber ohne Regel-

mäßigkeit. Das Kinn ist zu stark wie bei den meisten Angelsachsen, die Stirn wieder slawisch gewölbt. Ein hübsches Gesicht — meinetwegen, auch ein sympathisches, aber kein schönes. . . . Da kommen unsere italienischen Freunde. Sind sie es nicht? . . ."

Sie waren es. Wieder rutschte die Marchesa voran, jetzt ganz Dame in ihrem zerschlissenen grauseidenen Kleide, in der Hand ein Einglas an einem langen Schildpattstiel, durch das sie mit dem rechten Auge im Saale umherspähte.

Hinter ihr folgten die beiden Töchter. Sie sahen Klaus und Sabine zuerst und erwiderten den Gruß mit anmutiger Kopfneigung. Dann schaute auch die Marchesa herüber und nickte mit liebenswürdigem Lächeln. Sie rauschte durch den ganzen Saal, Arm in Arm schritten die Mädchen ihr nach. Der junge Herr mit dem rötlichen Haar grüßte die Damen; sie grüßten lässig zurück. Endlich blieb die Marchesa vor dem Kamin stehen und hielt die Hände gegen die Flammen.

„Faît froid," sagte sie, „n'est-ce-pas? Es is kalt in diese Gemack . . ." Sie wandte sich dabei Sabine zu.

Klaus hatte sich bereits erhoben. „Wollen die Damen nicht hier Platz nehmen? Wir haben schon soupiert und . . ." Er rückte an den Stühlen.

„Sehr liebenswürdig," erwiderte die Marchesa. „In der Tat — — Palma, setz dich mir gegenüber. Es zieht überall in der Nähe der Fenster — aber hier ist es wirklich behaglich . . . Wenn wir nicht stören . ."

Klaus beeilte sich, das Gegenteil zu versichern;

Sabine plauderte bereits mit den Mädchen. Man sprach anfänglich französisch, dann deutsch, zwischendurch auch italienisch. Palma beherrschte das Deutsche flüssig, auch Marianita sprach es leidlich; beide hatten es bei einem Sommeraufenthalt in der Nähe von Brixen gelernt, und so mischten sie zuweilen einige drollig klingende Austriacismen in die Unterhaltung. Die Marchesa wagte es nur hin und wieder mit einem deutschen Satze.

Sie winkte und ließ sich die Speisekarte reichen.

„Was wollt ihr essen, Kinderchen? Ich denke, einen Fisch- und einen Fleischgang. Ist die Seezunge frisch, Kellner?"

Palma kannte ihre Instruktion. „Mamachen, verzeih," sagte sie. „Ich habe rein gar keinen Appetit."

„Ich auch nicht, Mama," fügte Marianita hinzu. „Kann ich nicht eine Scheibe kalten Braten bekommen?"

„Kinder, ihr verhungert mir ja! Aber ich muß gestehen: es geht mir ähnlich wie euch. Also etwas Aufschnitt, Kellner — und Tee . . ." Sie führte wieder ihr Einglas vor das Auge. „Wer ist der junge Herr, der uns vorhin grüßte?"

„Mister Cardock-Scott, Mama," erwiderte Marianita. „Wir waren mit ihm in Venedig zusammen."

„Ah ja —" die Marchesa nickte — „richtig! Ist er nicht Maler?"

„Ja, Mama. Er wohnte draußen auf dem Lido. Wir haben auch einmal sein Atelier besichtigt."

„Er ist Landschafter," sagte Palma. „Er hatte

damals auch ein Meerbild begonnen; ich wunderte mich noch über die merkwürdige Beleuchtung."

„Richtig," wiederholte die Marchesa abermals. „Es war sehr grün. Warum trägt er so kurze Pantalons? Warum ist er nicht in Toilette?"

„Vielleicht ist er eben erst von einem Ausfluge heimgekehrt," flocht Sabine ein. „Er scheint eine Radtour gemacht zu haben . . ."

Die Marchesa verstand es ausgezeichnet, Klaus auszuforschen. Sie stellte ihre Fragen so geschickt und unverfänglich, daß sie nach einer Viertelstunde ziemlich genau über das sie interessierende deutsche Paar orientiert war.

Die Verhältnisse lagen auch einfach genug. Klaus war Oberleutnant in einem Kürassierregiment gewesen und mit dem Charakter als Rittmeister verabschiedet worden, als er das väterliche Gut hatte übernehmen müssen. Ein Jahr nach dem Tode des Vaters war auch die Mutter gestorben, und nun führte die einzige Schwester den Haushalt des Junggesellen. Niéborowo hieß die Hartungsche Besitzung. Palma und Marianita versuchten, den Namen ein paar Mal hintereinander auszusprechen. Marianita wollte es nicht so recht glücken, aber der Kleinen gelang es bei der fünften Probe, und sie triumphierte darüber und schaute Klaus mit ihren hellen Augen herausfordernd an.

Die Marchesa interessierte sich lebhaft für die Besitzverhältnisse der Hartungs. Wo lag Niéborowo? Bei Bromberg hatte der liebe Baron gesagt. Dio mio, aber wo liegt Bromberg!? Klaus gab den Auf-

klärer: in der Provinz Posen. Die drei italienischen Damen nickten, als wüßten sie nunmehr ganz genau Bescheid. Palma schaute in ihre Teetasse und bewegte die Lippen; es schien, als spreche sie sich lautlos das Wort Posen ein halbes Dutzend mal vor. Nur die Mutter setzte zu ihrer Kopfneigung lebhaft hinzu: „Ah — Posen! Ja, ja — das liegt da — ja, ja . . . eine ziemlich bergige Gegend . . ."

Sabine half mitleidig. Sie erzählte einiges von dem Grenzwall der Deutschen nach Polen zu. Von Polen hatten die Damen bereits gehört; Onkel Camillo in Rom besaß einen intimen Freund, den Palastkardinal am Vatikan, Grafen Skorczewski. „Ein schöner Mann," sagte die Marchesa, „Marianita, weißt du noch: er machte der kleinen Rospigliosi so den Hof — und man flüsterte damals allerlei — der Fürst soll ihm schließlich das Haus verboten haben . ."

„Sie haben sich geprügelt," erwiderte Marianita.

Die Marchesa äußerte sich nun über ihre eigene Familie. Das hielt sie für gut und richtig. Mit lebhafter Phantasie mischte sie Wahrheit und Dichtung. Ein uraltes Geschlecht, die Cognetto di Marescetti aus dem Hause der Fürsten von Ottoboni-Scaletta. Normannischer Abstammung; daher wohl auch die lichtgrünen Augen, nur ein klein wenig dunkler. Jawohl, normannischer Abstammung — in Sizilien, unweit Catania, stand auch noch die Stammburg des Hauses. Uebrigens war auch die Marchesa selbst von altem Adel: eine geborene Acquaviva di Barbieri, eine Cousine des gleichnamigen früheren Oberkammerherrn Ihrer Majestät der Königin-Mutter, der

wiederum ein Stiefbruder des Onkels Camillo war. Der Name des Onkels Camillo in Rom kehrte häufig wieder: er hatte Karriere gemacht, und man sagte allgemein, daß er sie lediglich dem Einflusse der Königin-Mutter zu verdanken habe. Graf Camillo di San Graziolo war schon als Kardinaldiakon vom Papste bevorzugt worden. Zufolge seiner außerordentlichen Gewandtheit in finanziellen Dingen hatte man ihn zum Oekonomen und Sekretär der Kirchenfabrik von St. Peter ernannt und nach seiner Beförderung zum Kardinal der Kongregation der Abläße und Reliquien überwiesen. Er habe viele gute Eigenschaften, erzählte die Marchesa, aber er sei geradezu schmutzig geizig. Bei den Empfängen in seinem Palaste sei die Verpflegung so notdürftig, daß die jungen Herren von den Legationen sich vorher stets zu einem gemeinsamen Diner zu vereinigen pflegten. Uebrigens, dieser Palazzo Graziolo — auch das sei eine Schande. Onkel Camillo habe ihn in den Gründerjahren gekauft. Er sollte ein Hotel werden, doch da kam der große Krach und die Subhastation wurde nötig. Der Onkel bewohnte das Parterregeschoß, alles andere sei vermietet. Ob sich das schicke für einen Kardinal? fragte die Marchesa. „Und an wen alles vermietet," fügte Marianita hinzu: „den ersten Stock an eine Bank, den zweiten an ein Maskengarderobengeschäft — und oben wohnen ein paar Maler und allerhand Frauenzimmer vom Theater, Modelle und so etwas. Attilo sagt, es sei unerhört."

„Attilo ist mein Sohn," erklärte die Marchesa. „Ein lieber Junge. Er soll die diplomatische Lauf-

bahn ergreifen. Aber die Vorbereitungen sind so langwierig. Gegenwärtig arbeitet er bei einem Rechtsanwalt . . ."

Diese Aeußerung befremdete Klaus ein wenig. Er hatte eine Frage auf den Lippen, unterdrückte sie aber, da gerade der alte Herr mit dem kurzgeschnittenen weißen Haar und den eigentümlich dunstblauen Augen am Tische vorüberschritt. Und dabei flog sein Blick mit indiskreter Musterung über die drei Mädchen, mit einem forschenden Ausdruck, der etwas Beleidigendes hatte.

Klaus fing den Blick auf. Sofort wandte der Alte den Kopf und ging weiter.

„Wer war das?" fragte Klaus. „Kennen Sie den Herrn, Marchesa?"

„Nein, lieber Baron. Kennt ihr ihn, Kinder?"

Palma und Marianita schüttelten die dunklen Köpfe.

„Mir ist, als hätte ich ihn irgendwo schon einmal gesehen", fügte die Marchesa hinzu. Sie rief den Oberkellner heran. . . . „Wissen Sie, wie der alte Herr heißt, der eben den Saal verläßt?" fragte sie.

„Es ist ein Herr van Zuylen," entgegnete der Kellner, „ein reicher Holländer. Er trinkt immer nur Champagner mit Eau de Vichy und ißt niemals Fleisch. Nur Gemüse und Mehlspeisen. Ich glaube, er lebt vegetarisch."

„Dann würde er auch den Champagner verschmähen", sagte Klaus. „Sei's wie es sei: er hatte eine Art und Weise, die Damen zu fixieren, die

ich unverschämt fand — und keineswegs vegetarisch. . . .“

Der Scherz wurde glücklicherweise nicht verstanden. Die Marchese erzählte weiter von ihrer Familie und wandte sich sodann, plötzlich abbrechend, mit der Frage an Sabine: „Sagen Sie, liebe Baroneß, diese — diese Ihre Besitzung mit dem unaussprechlichen Namen — ist sie groß? Ist sie schon lange in Ihrer Familie? Schon seit drei Jahrhunderten? Die Güter der Barbieris sind zum Teil schon im zwölften Jahrhundert erworben worden. . . . Wie lange haben Sie schon Ihr polnisches Gut?“

Sabine wußte ziemlich genau Bescheid. Die Hartungs gehörten mit zu den ersten deutschen Ansiedlern im alten Großpolen und hatten schon unter den Jagellonen an der Seite der Deutschritter gekämpft. Niéborowo gehörte ihnen seit Anfang des 18. Jahrhunderts. Die Elternväter hatten ein hartes Leben auf ihrem Besitz gehabt; Scholle um Scholle mußten sie ihn sich erkämpfen. Aber die Saat der Väter war für die Söhne aufgegangen. Schon der alte Landrat von Hartung hatte die schöne Herrschaft in ein Fideikommiß verwandeln wollen; der Tod war zu rasch für ihn gekommen. Nun dachte Klaus daran, die Ideen des Vaters zu verwirklichen. Für Sabine war gesorgt; sie besaß ihr eigenes Vermögen. Klaus behauptete, er habe den „Zenit der Gefallbarkeit“ bereits überschritten, werde niemals heiraten und als verbitterter Hagestolz, gebeugt unter den Lasten des Alters, einsam dem Grabe zuhinken (so ungefähr drückte er sich aus). Dann konnten

die märkischen Hartungs auf Niéborowo weiter wirtschaften. Man stand sich nicht schlecht mit den Vettern aus dem Havellande, und besser, sie wurden die Erben des Majorats, als daß es in polnische Hände fiel oder von der Ansiedelungskommission zerstückelt wurde. . . . O ja, Niéborowo war ein schöner Besitz. Die Marchesa war ganz Ohr, während Palma unbedacht fragte:

„Ist es sehr kalt bei Ihnen da oben?"

„Es läßt sich ertragen, Marchesina," erwiderte Klaus heiter, „besuchen Sie uns einmal — ich garantiere Ihnen, es wird Ihnen gefallen. Kommen Sie einmal nach Niéborowo, aber halten Sie auch aus: Sommer, Herbst und Winter — ich reite mit Ihnen, wir jagen zusammen, wir fahren im Schlitten über den Olyko-See. Sabine ist eine sorgliche Hausfrau — sie hält inzwischen das Nest in Ordnung. Also abgemacht — Sie kommen?"

Er hielt ihr die Rechte hin. Das war wieder ein Moment für Palma, da sie an Marianitas Lehre von der Augensprache hatte denken müssen. Sie fühlte auch, daß Marianitas Fuß den ihren berührte, aber Palma gab nicht recht Obacht oder vielleicht wollte sie nicht. Es kam auch ein anderer dazwischen und schnitt ihre Antwort ab. Der junge Engländer mit dem rötlichen Haar schritt quer durch den Saal, schien zur Türe gehen zu wollen, wandte sich dann aber dem Tische zu und fragte mit leichter Verbeugung:

„Darf ich mich nach dem Befinden der Damen erkundigen? Als wir uns am Lido zum letzten Male

sahen, hatten Sie die Absicht, den Gardasee aufzusuchen."

Man antwortete in einigen rasch hingeworfenen Bemerkungen. Der Engländer blieb. Er sprach davon, daß er inzwischen in Aegypten gewesen sei, dann in Kleinasien und Konstantinopel. Nun wolle er den Herbst in Perugia verleben: die umbrische Landschaft reize ihn, auch das Architektonische der alten Stadt. Und unvermittelt fuhr er fort:

„Dürfte ich gehorsamst bitten, vorgestellt zu werden . . ."

Er war sehr höflich. Klaus besiegte seine nationalen Antipathien und rückte sogar einen neuen Stuhl an den Tisch. Aber Mister Cardock dankte. Draußen locke der Vollmond, es sei wie im Frühling: ob die Damen, so fragte er, nicht auch Lust verspürten, noch einen Blick von der Terrasse hinab auf das schlafende Land zu werfen.

Sabine und Palma waren eifrig dabei. Der Liftboy wurde auf die Zimmer geschickt, ein paar Mäntel und Umhänge zu holen.

Die Piazza Vittorio Emanuele war wie gebadet in weißem Licht, in das Tadolinis erzenes Riesenmonument des Herrschers einen keilförmigen schwarzen Schatten warf. Die springenden Brunnen rauschten, das Wasser stäubte in silbernen Atomen über die Fächerzweige der Palmen; über die schöne Architektur der Arkaden vor der Präfektur fing sich das Licht wie ein weißer Schleier.

„Wunderbar", sagte Sabine und blieb stehen. „Sie sind Maler, Mister Cardock, nicht wahr?"

„Jeweilig", antwortete der Angeredete. „Ich male, ich zeichne, ich bin auch ein wenig Bildhauer, und wenn die Stimmung mich reizt, dichte ich sogar."

„Die Stimmung ist da, Mister Cardock. Könnte ich Verse schmieden, so würde ich auf der Stelle ein Sonett zum Lobe Perugias dichten."

„Die Stimmung von außen harmoniert nicht immer mit der von innen, gnädiges Fräulein. Es kommt dazu, daß es mir an Neigung zum Idyllischen gänzlich mangelt."

„So geben Sie Ihrer Phantasie den Sporn und reiten Sie mit Ihrem Pegasus in die Vergangenheit hinein! Kein Sonett, sondern ein Heldenlied."

„Es könnte nur ein tragisches werden, Gnädigste. Ich werde den Gedanken nicht los, daß sich eine ganze Reihe von Päpsten an Perugia gründlich den Magen verdorben haben."

Sabine lachte. „Ich lache," sagte sie, „und hier sollte man besser in schwelgendes Träumen versinken."

„Lieben Sie das Träumen mehr als das Leben?"

„Nur als Intermezzo im Leben; sagen wir in der Ruhe der Zwischenakte. Weshalb fragen Sie? Die Frage klang immerhin seltsam."

„Das sollte sie nicht. Ich fragte, weil ich Sie einreihen möchte."

Sabine schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Sie beim besten Willen nicht, Mister Cardock. Was heißt in diesem Falle „einreihen"? Einschachteln und ein-

rangieren nach Qualität des inneren Wertes und Finesse des Empfindens?"

„So ungefähr. Im allgemeinen bin ich wenig über die Schablone hinausgekommen. Auch nicht bei deutschen Damen. Ich könnte mir einen Schrank anlegen mit einigen Schubfächern; ein halbes Dutzend würde genügen. Da kämen meine Puppen ordnungsmäßig hinein: die Schwärmenden, die Emanzipierten, die Unverstandenen, die Unverständigen, die Gänschen, die Hausmütterlichen, die Unnahbaren, die Zärtlichen. Alle: Gretchen, Amalie, Kätchen, Luise — auch Nora. die Vorbilder sind gegeben; die Schablone bleibt. . . ."

Sabine schaute den Sprechenden, das rechte Auge halb zugekniffen, ein wenig von der Seite an. Sie wußte nicht recht: versuchte er mit seiner Schwätzerei sich über sie lustig zu machen? Er schlug einen Ton an, der ihr nicht paßte. Sabine ärgerte sich. Aber in den Aerger mischte sich ein unwillkürliches Interesse.

„Haben Sie viel mit deutschen Damen verkehrt?" fragte sie.

„O ja — doch, ich kenne Deutschland sehr gut."

„Das tut mir doppelt leid."

„Weshalb?"

„Weil ich dann Ihre Beobachtungsgabe um so geringer anschlagen muß. Die Schablone liegt nicht an uns, sondern an Ihnen."

„Ich habe auch noch ein Reservefach," erwiderte er, „und ich fürchtete, es würde leer bleiben. Aber ich sehe doch —"

„Was sehen Sie?" rief Sabine. „Daß ich nicht in Ihren Registrator passe? Aber Sie kennen mich ja noch gar nicht. Und vielleicht lernen Sie mich niemals kennen."

„Oho — warum?"

„Weil ich Ihrem psychologischen Scharfblick wenig traue."

„Ausgezeichnet. Gnädiges Fräulein, ich freue mich, daß Sie es mir derb gegeben haben. Ich freue mich aber auch sonst. Als Sie vorhin in den Speisesaal traten, sagte ich mir: alle Hochachtung. Sie gefielen mir, nun suchte ich eine Anknüpfung. Sie war leicht, da ich den Gummibonbon und die beiden Pralinen bereits flüchtig genossen hatte —"

„Erlauben Sie — wer ist der Gummibonbon?"

„Die Marchesa Cognetto. Abermals eine Ungezogenheit, ich weiß es. Ich habe sie so getauft."

„Es ist nicht nötig, daß Sie mich in alle Ihre Ungezogenheiten einweihen."

„Aber es wird nötig werden, gnädiges Fräulein. Jedes Urteil ist schief, wenn es nur die Lichtseiten umfaßt."

Klaus rief.

„Biene, wo bleibst du? Bitte, bewundere die Aussicht. Ich tat es schon. Es ist zwar wenig zu sehen, aber Marchesina Palma meint, es sei trotzdem unbeschreiblich. Urteile du!"

„Kommen Sie, Mister Cardock."

„Eine leise Warnung", sagte Cardock-Scott. „Vor keiner Gefahr — so lohnend ist es nicht. Aber

vor der Möglichkeit einer Reisestörung. Lassen Sie das Dreiblatt Cognetto nicht allzu dicht an Ihren Bruder heran."

Sabine erschrak aufrichtig. „Machen Sie mir nicht Angst," entgegnete sie; „was ist es mit den Damen? Taugen sie nichts?"

„Gott behüte. Nur ihr Sport hat seine Gefahren."

„Ihr Sport?"

„Ja. Die Mutter jagt, Marianita treibt den Netzfang, und Palma angelt."

Sabine verstand. „O pfui," sagte sie; „ich glaube, Sie haben auch einen schlechten Charakter, Herr Cardock."

„Er hat viel gelitten, gnädiges Fräulein, aber unter rechter Behandlung geht er noch immer an . . ."

Sie traten zu der Gruppe, die an der Rampe der Terrasse stand und sich beim Anblick der nächtlichen Campagna in Begeisterung versetzte. Immerhin war das Bild auch um diese Zeit von einem eigenartigen Reiz. Die Terrasse liegt hoch. Unmittelbar darunter führt ein ziemlich steiler Weg in Serpentinen zu den niedern Stadtteilen: ein Gewirr von Häusern zwängt sich in malerischem Mangel an Symmetrie regellos durcheinander. Prall lag das Mondenlicht auf den flachen Dächern; ein paar spitzige Zypressen und die breite Krone einer mächtigen Pinie schoben ihre Silhouetten dazwischen. Die Zickzacklinien des Corso Cavour leuchteten in schneeiger Weiße und verloren sich rechtsseitig im Dunkel. Der zum Teil abgetragene Campanile von

San Domenico ragte wie ein Säulenstumpf in die blasse Luft; nur die Basilika steht noch, dies auf antiken Granitsäulen ruhende steinerne Wunder der Stadt, mit seiner tausendjährigen Marmorpracht und allen seinen Schätzen umbrischer Kunst. Die Lichtpunkte des Borgos funkelten hinter seiner dunklen Masse, und diese flackernden Augen irdischer Nacht deuteten auch im weiten Tale die Stellen an, wo sich noch fleißige Hände rührten, während an dem wie mit violetten Lasuren übertuschten Blau des Himmels die Augen der Ewigkeit blitzten.

Die Nacht war so hell, daß man weit hineinschauen konnte in das mit Dörfern übersäte Land, in dem, an schwermütigen Ulmen hochgezogen, eine köstliche Rebe reift. Weit hinten die gleichsam zerfaserte Bergkette des Apennin von Gubbio als Abschluß des Bildes. Im Tibertale allerorten ein Blinken und Leuchten, ausgedehnte Felder, ein Olivenhain als schwarzer Fleck inmitten, dabei das helle Band eines durch moorigen Untergrund sich dahinziehenden Kanals.

Mister Cardock wollte erklären; aber Sabine bat um Schweigen. Das respektierte Cardock-Scott. Er zog sich zurück, ging hinüber auf die andere Seite der Terrasse und setzte sich hier in nicht ungefährlicher Position auf die Balustrade, indem er die Beine in die Tiefe hängen ließ. Dann zog er seine kurze Holzpfeife hervor, füllte sie aus dem Tabaksbeutel und zündete sie an. So saß er bewegungslos und dampfte, und wie die Rauchwolken, so züngelten auch seine Gedanken. „Percy,“ so sprach

es in ihm, „du bleibst doch ewig der alte Tor. Was willst du wieder, was möchtest du, was kriechen für alberne Regungen durch deine Seele? In Venedig war es die schwarze Contessa, in Girgenti die rothaarige Schwedin, hier ist es die blonde Maid aus Deutschland. Und drüben in London — du lieber Gott, da war es die kleine Nini, bei der du so gründlich hereingefallen bist, daß dir noch heute die Ketten nachhängen?" . . . . Stärker umdampften die Tabakswolken den Kopf des jungen Engländers . . . „Sie rasseln zuweilen," sprachen seine Gedanken weiter, „sie sollten dir auch jetzt wieder ein Memento sein, wo du von neuem im Begriffe stehst, dich auf den Anhieb zu verlieben — trotz Nini und trotz des fluchenden Vaters in Lambton Castle . . . Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo Nini steckt! Wenn ich mich einmal mit ihr aussprechen könnte — ich bin überzeugt, daß eine Einigung zustande kommen würde! . . ."

Beinahe hätte Mister Cardock die Balance verloren. „Die Stellung ist symbolisch," dachte er; „so habe ich mich auch im Leben placiert." Er wollte seufzen, aber er tat es nicht.

Klaus und Palma standen bereits auf freundschaftlichem Neckfuße. Auch ihnen hatte das nächtliche Landschaftsbild wenig zu sagen; dafür vertrieben sie sich die Zeit durch allerlei Kurzweil. Sie zündeten Wachsstreichhölzer an und schnellten sie gleich Sternschnuppen durch die Luft und warfen kleine Steine in die Tiefe und wetteten dabei, wie lange sie zählen würden, bis das Steinchen zum

erstenmal aufschlüge. Palma kicherte vergnügt bei der Kinderei, und Klaus fand die Kleine immer reizender.

Die Mutter sagte gar nichts; sie beobachtete still. Sie hatte sich in einen langen, dunklen Radmantel gehüllt und dessen Kapuze über den Kopf gezogen, denn sie fror beständig. Auch Marianita war still.

Es schlug von einem der Türme. „Elf Uhr, Mama," sagte Marianita; „wird es nicht Zeit? Mich fröstelt."

Man kehrte nach dem Hotel zurück, vorn schritten die Marchesa und Marianita. Dann folgten Palma und Klaus; Klaus hatte eine Wette verloren und versprechen müssen, die kleine Marchesina mit einem Eselgespann nach Assisi zu fahren, wo man zu Ehren des heiligen Franziskus eine Flasche Champagner trinken wollte. Den Schluß der Gruppe bildete Sabine. Sie sah sehr ernst aus, was der Keuschheit ihres Gesichts gut stand.

Vor dem Hotelportal blieb sie stehen. Ihr fiel ein: wo steckte denn Mister Cardock-Scott? . . . Sie wandte sich um. Da sah sie ihn auf der Balustrade sitzen. Ganz regungslos saß er da. Einen Augenblick schwankte Sabine, ob sie ihn rufen oder auffordern solle, mit heimzukommen. Aber nein — sie schüttelte energisch den Kopf: das hätte der eitle Mensch vielleicht als Annäherungsversuch gedeutet . . .

IV.

Am nächsten Tage trafen für Klaus und Sabine Briefe aus der Heimat ein. Zunächst berichtete der Oberinspektor: der Herr Baron könnten ganz unbesorgt sein, es sei alles in schönster Ordnung. Dann kamen zwölf Seiten lang eingehende Meldungen; es machte den Eindruck, als sei auch nicht das geringste vergessen worden. Trotzdem schüttelte Klaus den Kopf. Der Oberinspektor hatte eine närrische Manier, Unangenehmes durch Angenehmes zu verkleiden. Er schrieb beispielsweise: „Die Leute sind Gottseidank gesund, bloß die Diphtheritis grassiert wieder, es sind schon vier Kinder gestorben ...“ oder: „Der Fischmeister ist recht zufrieden, aber mit den neuen Karpfenteichen scheint es nichts zu sein ...“

Klaus fluchte und ersuchte Sabine um das Kursbuch: er wollte mit dem nächsten Zuge direkten Weges nach Niéborowo zurück. Aber Sabine lachte nur. Klaus kenne doch den Oberinspektor; kleine Fatalitäten kämen immer vor, da nütze auch seine Gegenwart nichts. Zudem hatte sie als Gegengewicht zu dem schwarzweißen Schreiben des Oberinspektors einen Brief von einer Gutsnachbarin erhalten, der jungen Gräfin Reichardt. Die schrieb, ihr Mann reite öfters nach Niéborowo hinüber, da gehe alles im alten Gleise.

„Reichardt ist immer ein Optimist gewesen!“ rief Klaus. „Ich will wieder zurück.“

Sabine zuckte mit den Schultern. „Fahre," erwiderte sie, „aber übernimm selbst die Verantwortung. Du machst dich ja lächerlich. Darf ich dir weiter berichten, was mir Vally Reichardt für Neuigkeiten mitteilt?"

„Wahrscheinlich Klatsch."

„So ungefähr. Denke dir, Viktor von Schaßberg hat schon wieder eine neue Passion."

Klaus lachte. „Und wer ist diesmal die Begnadete?"

„Eine kleine Französin, Mademoiselle Léonie Boudon."

„Zackri, wie kommt die denn in unsere Hinterwälder!?"

„Ortrude Senders hat sie als Gesellschafterin engagiert."

Nun wurde Klaus interessiert. Er sprang auf und wollte der Schwester den Brief aus der Hand nehmen.

Aber sie wehrte ihm. „Pardon," sagte sie, „der Brief ist nur für mich bestimmt."

„Aha — ah so — verstehe. Der Apoll des Bromberger Kreises ist auch Vally Reichardt einmal gefährlich gewesen. Kinder, wie konntet ihr euch nur allesamt in diesen Strohkopf vergaffen! Ja — auch du, ich weiß schon. Was ist denn nur so Bezauberndes an ihm?!"

Sabine hatte das Fenster geöffnet und streute ein paar Krumen Weißbrot für die Sperlinge auf das Gesims. Eine helle Röte strich über ihre Wangen. Die Erinnerung strich wie rascher Vogel-

sang an ihr vorüber. Längst war ja alles vorbei, und alles war längst verwunden. Auch wußte keiner von jener Szene, nur sie und er.

Aber bei der Erinnerung brannte wieder das Herz, als tue eine alte Wunde sich auf. Sie spürte wieder seinen heißen Atem, wie damals im Park, sie sah das Glimmen in seinen Augen und fühlte seine fiebrigen Hände auf ihren Schultern — die rissen an ihrer Bluse, und sie hörte auch das Knirschen seiner weißen hungrigen Zähne . . . da kam etwas wie ein Schaudern über sie.

„Lies doch vor," sagte Klaus bittend. „Du kannst dir denken, wie sehr mich das alles interessiert. Laß aus, was ich nicht hören soll."

Sie wandte sich um. „Es sind keine Geheimnisse. Die Scheidung Ortrudes ist ausgesprochen. Senders hat die Schuld auf sich genommen."

„Anständig genug. Was macht er nun? Das Gut gehört ja doch ihr."

„Ihrem Vater, dem alten Glücksburg-Walewski. Sie bleibt vorläufig auf Solowicze, bis es verkauft ist."

Klaus strich sich den Bart. „Was hoffentlich Tatsache geworden ist, wenn wir zurückgekehrt sind. Also Schaßberg verkehrt da noch immer?"

„Wie du hörst. Er zappelt in den Netzen dieser Demoiselle Boudon — oder umgekehrt."

„Es ist toll."

„Ich kann dir nur recht geben. Darf ich das Fenster öffnen?"

Klaus kam ihr zuvor. Er stieß die Fenster-

flügel auf. „Wonnig!“ rief er. „Laß uns ein wenig durch die Stadt schlendern, Sabine.“ Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Ich bin kein leicht zu behandelnder Bruder,“ fuhr er lächelnd fort; „du hast es zuweilen schwer bei mir, Biene. Aber da du mich kennst, hoffe ich, du wirst mir nicht böse sein. Ich will auch nicht mehr von der Abreise sprechen. Ja — ich gestehe dir: ich bin im Grunde recht froh, daß ich zurzeit fern von der Heimat bin. Was Vally Reichardt schreibt, vertreibt mir die Sehnsucht . . . Nun komm! Ich taxiere, unsre Marchesinas schlafen noch; das ist gut: mir fehlt die Stimmung zum Flirten . . .“

Sie gingen. Als sie den Korridor hinabschritten, sahen sie eine der Zimmertüren offen stehen. Mitten in dem Gemach stand der alte Herr van Zuylen und sprach mit der Cameriera. Es war dasselbe Zimmermädchen, das auch Sabine zu bedienen hatte. Der alte Holländer sprach in flüssigem Italienisch zu ihr, und was er sagte, schien die Kleine lebhaft zu interessieren.

„Wolf und Lamm,“ meinte Klaus im Vorüberschreiten.

Nun traten sie ins Freie und schlenderten den Corso Vanucci hinab. Der Tag war herrlich. Es lag ein flimmernder Ambraton in der Luft, der um die schönen Architekturen der alten Paläste goldene Fäden spann. Arm in Arm bummelte das Geschwisterpaar den großen Korso hinab, die alte Hauptstraße der Oberstadt, dies Monument ihrer

republikanischen Größe mit ihren stolzen Palästen. Und doch scheint es, als sei die Geschichte der Stadt, die Erinnerung an den großen Jahrhundertskampf zwischen der Freiheit und der Klerisei zurückgedrängt worden von einem, der nichts war als ein schlichter Malersmann. In Pietro Vanucci vereint sich aller Glanz Perugias, und es war nur recht, daß man ihn Perugino nannte, obwohl er kein Sohn dieser Stadt ist. Im Cambio, der alten Handelskammer, bewunderte Sabine das größte geschlossene Werk des Meisters: die Riesenarbeit der Fresken. Raffael war, noch ein halber Knabe, in Meister Pietros Lehre. Man sagt, auch unter seinen Gehilfen bei der Freskomalerei im Cambio sei er gewesen. Es läßt sich nicht nachweisen; aber an anderer Stelle, in der Kapelle des ehemaligen Camaldulenserklosters San Severo, fand Sabine ein Bild, das deutlich das Gepräge der Hand des jungen Raffael trägt. Als die Geschwister in das lichte Dämmer der Kapelle traten, sahen sie Mister Cardock rittlings auf einem Strohstuhl vor der Freske sitzen. Er war so vertieft in den Anblick des Bildes, daß er sie anfänglich gar nicht bemerkte. Erst als er die Stimme Sabines vernahm, wandte er sich um und erhob sich.

„Ich freue mich, daß wir uns an geweihtem Orte wiederfinden," sagte er. „Ich stehe im Banne Raffaels und staune, staune, staune. Das soll seine erste selbständige Freske sein; er war fünfzehnjährig, als er diese Wand bemalte. Kennt die Welt ein größeres Wunder?!"

Cardock war ehrlich begeistert. „Warum," sagte er, „wirft eine weise kritische Historie ihm vor, daß er in seinen Jugendbildern noch alle Befangenheit des umbrischen Stils zeige? Ist es wirklich Befangenheit? Zweifellos verdankt er Perugino viel, aber über seine Schulauffassung ist er hier schon weit hinaus. Eindrücke aus der Jugend kehren, meine ich, immer und immer wieder. Ist es Befangenheit, wenn der werdende Mann in die Begeisterung der Jugend zurückgreift? . . ."

Sabine hörte Cardock mit Interesse zu. Er gewann sichtlich in ihren Augen. Das war nicht mehr der Spötter von gestern; vielleicht lockte es ihn auch nur, von Sabine einmal ernst genommen zu werden. Er hatte Perugia häufiger besucht und erbot sich, den Fremdenführer zu spielen. Er hatte die Chronik des Matarazzo gelesen und erzählte im Sonnenschein der Piazza von der großen Hochzeit, die Astore Baglione mit der schönen Lavinia Colonna auf diesem Platze gefeiert hatte, und von jener blutigen Julinacht, da hier fünf aus dem alten Geschlecht der Baglioni unter den Händen bestellter Bravi gefallen waren . . .

Da entdeckte Klaus in der Nähe des Fonte Maggiore zwei Damen, die von einem Jungen mit einem Korb voll Orangen und Limonen ein paar Apfelsinen erhandelten. „Holla," rief er, „ist das nicht Donna Cognetto und meine liebliche Marchesina?! Mein Gott, was haben die italienischen Damen für eine lebhafte Gestikulation — sieht es nicht aus, als deklamiere Signorina Palma ein

Gedicht und versuche dabei, jedwede Situation mit den Fingerchen zu veranschaulichen?"

Er wünschte, die Damen zu begrüßen. So schritt man über den Platz, zog die Hüte und verneigte sich.

„Wir waren bereits indiskret genug, Sie aus der Ferne zu beobachten," begann Klaus, „und freuten uns über Ihr energisches Gebärdenspiel, Marchesina."

„So mag Rienzi zum Volke gesprochen haben," setzte Carbock hinzu, „oder auch Porcia vor den Richtern."

„Ach was," entgegnete Palma ärgerlich, „zwanzig Centesimi für eine harte Apfelsine ist eine Frechheit!"

„Es ist geradezu unglaublich," sagte die Marchesa.

Sie durchwühlte den Korb, sie drückte und knetete an den Apfelsinen. Dann wählte sie zwei davon aus und hielt dem Jungen ein Zehncentimesstück hin. „Willst du?" fragte sie; „es ist genug."

Der Bengel heulte beinahe. Er setzte seinen Korb auf die Erde und erzählte mit ungeheurer Volubilität der Zunge eine endlose Geschichte. Inzwischen hob Klaus den Korb auf. „Was kostet der Rummel?" fragte er; „quanto costa tutto Rummelo? . . . . . Sabine, du bist größer als ich im umbrischen Tonfall. Sage dem Knaben, er soll den Korb beim Portier unseres Hotels abgeben und biete ihm dafür dies Zehnfrankstück . . ."

Der Junge glaubte anfänglich, falsch verstanden zu haben. Dann schlug er plötzlich Rad auf dem Steinpflaster, grinste über das ganze Gesicht, wurde auf einmal wieder ernst, begann seine Orangen zu zählen und forderte hierauf noch achtzig Centesimi mehr.

„O, diese Range!" rief die Marchesa außer sich.

„Bengel," sagte Mister Cardock, „du kriegst auf der Stelle eine hinter die Ohren, wenn du mit deinem Korbe nicht schleunigst verschwindest."

„Und wehe dir," fügte Palma hinzu, „wenn eine einzige Orange fehlt. Wir kennen die Anzahl."

Da stellte der Junge sich vor sie hin, schlug an seine Brust und erklärte, daß er ein ehrlicher Mann sei. Hierauf bat er Klaus als buon' manu um den Rest seiner Zigarre. Klaus steckte ihm den Stummel in den Mund, und da er erloschen war, wandte sich der Junge an Mister Cardock mit der höflichen Bitte um Feuer, worauf dieser ihn an den Ohren nehmen wollte. Aber im Nu hatte der Junge seinen Korb gepackt und tanzte davon. Dann blieb er nochmals stehen, sandte eine Kußhand zurück, klemmte den Zigarrenstummel zwischen die Lippen und schritt gravitätisch weiter. —

Für den Nachmittag hatte man den Ausflug nach Assisi geplant, wobei Klaus seine Wette mit dem Eselgespann in Ordnung bringen wollte. Es stellte sich heraus, daß die Esel von Perugia nicht zur Beförderung menschlicher Personen eingerichtet waren; man hätte also Pferde nehmen müssen. Nun war aber Marianita am Morgen zur Beichte gegangen

und wünschte den Tag still zu verleben. So verschob man ihn denn auf unbestimmte Zeit.

Ein paar Tage später herrschte einige Aufregung im Hotel; eines der Zimmermädchen war plötzlich verschwunden. Es war dies die niedliche kleine Angiolina, die auch Sabine zu bedienen hatte. Sabine interessierte sich für das merkwürdige Vorkommnis. „Weißt du noch," äußerte sie gelegentlich zu Klaus, „wie wir sie im Zimmer des Herrn van Zuylen mit diesem sprechen sahen? Dein Vergleich mit Wolf und Lamm ist mir unwillkürlich eingefallen; ob nicht der Wolf das Lämmchen gefressen hat?"

Klaus nickte lachend. „Ich werde mir den alten Mynheer daraufhin einmal näher ansehen," antwortete er, „vielleicht merkt man ihm die Beute an."

Aber Mynheer saß am Abend wie immer an seinem Tisch im Speisesaal, trank Champagner mit Vichywasser und aß Biskuits und Früchte dazu.

Auch das Verschwinden der Angiolina klärte sich auf, nachdem die Polizei benachrichtigt worden war. Die Kleine war einfach durchgebrannt. Sie hatte einen Schatz am Ort, einen Handschuhmacher, und an diesen von Triest aus einen Brief gerichtet: sie habe ein sehr gutes Engagement im Ausland gefunden, es aber sogleich antreten müssen, und da sei sie heimlich auf- und davongegangen; in drei Jahren wolle sie zurückkehren und hoffe sich dann so viel erspart zu haben, um einen Laden eröffnen zu können.

„Also weder ein Märchen noch ein Roman," sagte Klaus, als das neue Zimmermädchen Sabines diese Geschichte erzählt hatte.

Während der nächsten Tage war das Wetter so, daß man an Ausflüge nicht denken konnte.

Klaus langweilte sich. Man wußte nicht recht, was man anfangen sollte. Sabine hatte ihre Bücher aus den Koffern geholt. Auch Klaus las viel und nahm, nur um die Zeit totzuschlagen, noch einmal italienischen Unterricht. Eines Nachmittags gab Cardock-Scott auf seinem Zimmer einen Fünfuhrtee, zu dem die Hartungs und Cognettos feierlich geladen wurden. Das Bett war dabei auf geniale Weise in ein Sofa, und der Waschtisch in eine Kredenz verwandelt worden. An den Wänden aber hing das gesamte neuere Werk des Malers: Dutzende von Oelbildern, Aquarellen, Tusch-, Sepia-, Feder- und Bleistiftzeichnungen, eine neben der anderen — es war wie in einer Ausstellung. Palma fand alles entzückend, die Marchesa nickte nur immer wohlgefällig, Sabine verhielt sich schon kritischer und Klaus sagte gar nichts: er wußte nicht recht, wie er sich zu dem Wirrwarr dieser Leistungen stellen sollte. Ein kritisches Auge hätte in ihnen ohne weiteres eine ungewöhnliche Begabung, eine reiche malerische Kraft erkannt. Aber es war auch klar, daß der ungeschulte Blick des Laien sich nicht ohne weiteres in diese, der Natur scheinbar widersprechenden Farbenstudien hineinzufinden vermochte. Dazu kam hier und da eine seltsam phantastische Staffage: tanzende Hexen im Nebelgrauen, verlebendigte Fliegenpilze in einer Waldlandschaft, in einer anderen ein Eremit, der mit einer Nymphe Cancan tanzt; es kam noch ein Verrückteres dazu: auf einem prächtig gemalten See-

sturm toben ein paar Wassergötter herum mit Fischaugen und Schuppenschwänzen, sonst aber in englische Admiralsröcke gekleidet — auf einer Wiesenlichtung an einem nebelumdampften Weiher kauern ein paar Nixen, die sich gegenseitig die Hühneraugen beschneiden — in einer majestätisch wilden Felslandschaft klimmt ein eleganter Herr in Frack, Zylinder und Lackstiefeln den Hang hinauf.

„Was haben Sie sich um aller Welt willen dabei gedacht?“ fragte Sabine und deutete auf die Felslandschaft.

„O — sehr viel,“ entgegnete Cardock lächelnd. „Ich dachte mir: in solcher Steinwüste muß es doch ekelhaft sein, mit zu engen Lackstiefeln spazieren zu gehen — und da hatte ich auch schon den Mann in Ballkostüm hingemalt.“

„Nehmen Sie ihn wieder weg,“ sagte Klaus. „Seien Sie nicht böse, Mister Cardock. Der Mensch gehört da nicht hin.“

„Erlauben Sie, lieber Baron, daß ich da lebhaft widerspreche. Warum soll der Mensch da nicht hingehören? Die Landschaft stellt eine Partie aus dem Karst dar. Nun vergegenwärtigen Sie sich einmal, ein paar Meilen weiter läge ein Gebirgsstädtchen, da hätte der Bürgermeister Geburtstag gefeiert und den Tierarzt des Kreises dazu geladen. Natürlich zieht der Mann zu einer solchen Gelegenheit sich Frack und weiße Weste an; er bekneipt sich ein bißchen, und auf der Nachhausefahrt hat er seinen Wagen vorangeschickt und will erst ein halbes Stündchen

zu Fuß gehen, und nun hat er sich einfach verirrt. Was ist denn da Außergewöhnliches daran!?“

Während der Besichtigung seiner Ausstellung brühte der Maler den Tee auf. Selbstverständlich hatte er auch für Sandwichs und Berge von Kuchen, Fondants und Pralinen gesorgt; Palma stopfte und knabberte unentwegt, ganz selig, daß sie sich einmal in Süßigkeiten satt essen konnte, während die Mutter still und ernst auf dem Sofa saß, und überlegte, ob es sich bei Mister Cardock wohl lohnen würde, ihn ein wenig intimer mit Marianita zusammenzubringen. Allerdings war Marianita in dieser Beziehung letzthin etwas schwerfällig geworden; die Marchesa fürchtete, sie könne die Korrespondenz mit ihrem Geniekapitän wieder aufgenommen haben. Außerdem wußte sie nicht recht, ob Mister Cardock ein wohlhabender Mann war — es ließ sich das schwer beurteilen. Aber die Marchesa, die beständig Heiratspläne spann, hatte eine eigenartige Manier, sich dessen zu versichern, was sie wissen wollte. Sie schlürfte ihren Tee und fragte leichthin: Mister Cardock verkaufe gewiß ungemein viel Bilder und habe es eigentlich doch gar nicht nötig.

Es zuckte rasch über das Gesicht des Malers. „Das ist richtig, gnädigste Marchesa — das wohlwollende Schicksal hat mich außerordentlich liebenswürdig behandelt. Ich bin tatsächlich so reich, daß ich gar nicht weiß, wo ich mit meinem Gelde hin soll. Aber nun kommt's. Ich war früher sehr liederlich — und da hat mich einmal ein heiliger Mann ins Gebet genommen, und dem habe ich einen fürchter-

lichen Schwur geleistet, bis zu meiner Hochzeit keinen Pence meines Vermögens anrühren zu wollen, sondern mich allein durch meiner Hände Arbeit zu ernähren. Nun brauchte ich ja nur heiraten und wäre meines Schwures los und ledig — aber das Schlimmste ist: so will mich keine, und lediglich meines riesigen Vermögens halber möchte ich mich nicht heiraten lassen."

„Oh — oh," sagte die Marchesa, „eine echte, wahre und tiefe Liebe fragt nicht nach Geld und Gut."

Marianita zog ihre schöngeschwungenen dichten Brauen ein wenig zusammen: sie ärgerte sich mehr noch über ihre Mutter als über den spöttelnden Engländer. Palma dagegen sagte offenherzig:

„Ich wünschte wohl, ich wäre schrecklich reich. Ich glaube, für Brillanten würde ich nicht viel ausgeben, oder höchstens für ein paar schöne Ringe; aber prachtvolle Pelze würde ich tragen. Für Pelz schwärme ich."

„Bei uns zu Lande ist er ja gar nicht Mode," sagte die Mutter.

„Ich kann doch aber auch nach Norden hin heiraten," bemerkte Palma schnippisch.

Die Marchesa nahm sich vor, für diese unpassende Bemerkung Palma später eine Rüge zu erteilen. Sie hielt es gar nicht für ausgeschlossen, daß der deutsche Baron noch energischer Feuer fangen würde; aber das Mädchen benahm sich ja gar zu töricht. Allabendlich hatte Palma Bericht zu erstatten, und stets rapportierte die Kleine wahrheitsgetreu: er war

riesig nett, er hat mir die Cour gemacht, er hat mich immer verliebt angeguckt, er hat mir die Hand gedrückt, daß sie ordentlich weh tat . . . Nun also, sagte die Marchesa, das ist doch ein Anfang; aber warum kein Fortschritt? Die arme alte Frau berechnete ängstlich, daß der Aufenthalt in Perugia sie viel mehr kosten würde, als sie zu verausgaben hatte. Mein Gott, war das ein Leben! Wie glücklich würde sie sein, wenn wenigstens eine ihrer Töchter in den sicheren Port gebracht worden wäre! —

Sie schöpfte wieder Hoffnung. Vor dem Schlafengehen am Abend gab Palma der Mutter einen Kuß und sagte: „Mama, mir schwant, es wird etwas."

„Herr du mein Gott!" rief die Mutter.

Marianita stand in der Tür zum Nebenzimmer. „Hat er sich erklärt?" fragte sie.

„Nein — so weit ist es noch nicht," antwortete Palma. „Aber als wir am Nachmittag das Zimmer von Mister Cardock verließen, hielt mich Herr von Hartung an der Hand ein bißchen zurück. Und da sagte er: „Schade, daß man niemals allein sein kann! Es wäre doch so hübsch."

„Wenn er weiter nichts gesagt hat!" rief Marianita.

„Und dann hat er weiter gefragt," fuhr Palma fort, „ob du wohl erlauben würdest, daß er den Ausflug nach Assisi mit mir allein machen dürfte."

Die Marchesa erhob sich. „Es ist klar, daß man dem Baron Gelegenheit zum Aussprechen geben muß. Aber, liebe Palma, bei einer solchen Gelegenheit muß man sich auch auf dich verlassen können."

„Das könnt Ihr ja! Das könnt Ihr ja!"

„Es ist nicht unmöglich, daß er leidenschaftlich wird —"

„Aber laß ihn doch werden, Muttchen! Wenn er mich nun wirklich ein bißchen abküßt — er ist ein hübscher Mensch — ich habe mich noch nie vor ein paar Küssen gegrault . . . Natürlich in allen Ehren," fuhr sie langsamer fort, „und das ist selbstverständlich, da er mich heiraten wird."

„Das halten wir alle für selbstverständlich, Palma," sagte Marianita, „aber leider kommt es auf uns allein nicht an. Er muß ohne weiteres wissen, daß eine Liebelei ohne den ernsthaften Hintergrund der Ehe ausgeschlossen ist."

Jetzt blitzten die Augen Palmas auf. „Pfui, Nita — ich werde mich doch auf keine Liebelei einlassen!"

Die Marchesa nahm ihr Töchterchen an den Kopf und herzte die Kleine ab. „Du bist ein liebes Kind, Palma," sagte sie; „brauchst auch nicht zu fürchten, daß wir Sorge haben, uns in dir täuschen zu können. Nein — wahrhaftig nicht. Aber du bist noch unerfahren . . . Trotzdem — ich traue deinem natürlichen Instinkt — auch deinem Takt . . . Ich fürchte nichts . . . Ach, Kind, wenn doch diesmal das Glück mit uns wäre!"

Die Marchesa zog Palma auf ihren Schoß und fragte: „Würdest du ihn denn auch lieben können, Herzchen?"

Palma machte große Augen und nickte lebhaft. „Selbstverständlich, Muttchen. Ich glaube sogar, ich

würde jeden Mann lieben können, wenn er nicht gerade ein Scheusal ist. Das glaube ich bestimmt. Und nun diesen Baron! Ich finde ihn sehr hübsch. Ich finde auch die Schwester reizend."

Die Marchesa sprang wieder lebhaft auf.

„Nein — hört einmal, Mädelchen, in vollem Ernst, diese blonde Sabine wäre eine glänzende Partie für unsern Attilio. Was meint Ihr dazu?"

„Sie scheint sich für Mister Cardock zu interessieren," entgegnete Marianita.

„Das ist Unsinn — Mister Cardock ist für dich bestimmt!"

Nun brach auch Marianita in ein fröhliches Gelächter aus. „O Mamachen, wie verstehst du zu disponieren."

Die Marchesa ließ sich von Palma die Taille aufhaken. „Wenn das Glück uns wohl will," sagte sie, „ist alles möglich. Mister Cardock sieht dich manchmal so von der Seite an ... Ob denn die Geschichte von dem Schwur wahr ist?"

„Aber, Muttchen," rief Marianita, „hast du wahrhaftig nicht gemerkt, daß Mister Cardock sich nur einen Scherz mit dir erlauben wollte? und zwar einen nicht sonderlich taktvollen! Hast du das für Ernst genommen?"

„Ja, aber warum denn nicht?" rief die Mutter zurück.

„Weil er ein heilloser Spötter ist, Mama," entgegnete Marianita, während sie ihre Schuhe aufschnürte. „Das ist mir längst klar geworden — schon damals in Venedig. Er macht sich ebensowenig aus

den Avancen des Fräulein Sabine, wie er auch nur das geringste Interesse an mir nimmt. Er denkt vor allem gar nicht an heiraten — er ist die geborene Junggesellennatur."

Palma half noch immer ihrer Mutter beim Auskleiden. „Sie übertreibt," flüsterte sie und schüttelte den Kopf.

„Sie übertreibt lächerlich," flüsterte die Marchesa zurück. „Laß dir nichts weis machen, Piccolina, und höre auf mich. Man muß die Männer nehmen, wie sie sind — das ist das ganze Geheimnis . . ."

Auch ein paar Zimmer weiter wurde zu dieser Stunde von Mister Cardock-Scott gesprochen. Klaus plauderte vor dem Schlafengehen noch ein wenig mit seiner Schwester.

„Eine verdrehte Schraube, dein Freund Cardock," sagte er. „Findest du seine Bilder nicht höchst verrückt?"

„Nein," entgegnete Sabine, „oder du müßtest alles Absonderliche, auch die ganze Phantasiewelt als verrückt bezeichnen. Unter allen Umständen ist er ein bedeutender Künstler."

„Das kann ich nicht beurteilen. Ich sehe die Bilder mit nüchternem Auge. Das Landschaftliche gefällt mir zum Teil, nicht alles. Hier und da idealisiert er mir zu stark."

„Wurzelt aber doch immer in der Wirklichkeit," setzte Sabine hinzu. „Das taten auch die Meister der heroischen Landschaft. Gerade wie sie sieht Cardock die Natur: als Ganzes und Unteilbares — und sieht sie mit dem Auge des Poeten."

Klaus stand auf. „Sabine," sagte er lächelnd: „Ehrlich! gefällt dir der Englishman? Ich meine auch als Mensch."

Eine rascher strömende Blutwelle färbte den zarten Teint des jungen Mädchens auffällig dunkler.

„Ob er mir gefällt? Das zweifellos. Er gefällt mir schon deshalb, weil er so gar nicht Durchschnitt ist."

„Oder wenigstens so tut."

„Ich glaube nicht, daß das nur Komödie ist."

„Manchmal gefällt er mir ja auch ganz gut, aber zuweilen habe ich das Empfinden, ihm gehörig über den Mund zu fahren. Jedenfalls würdest du gut tun, ihn minder — interessant zu finden, als es der Fall ist . . ."

„Soll das eine Warnung sein?"

„Fass' es so auf, mein Schatz."

Sabine zuckte leicht mit der rechten Schulter . . „Als Warnung gewiß nicht, denn ich habe mein Empfinden im Zügel. Im übrigen, großer Bruder, weißt du ja —" sie sagte das mit freundlich lächelnder Miene —, „daß ich mir keine Vorschriften machen lasse. Wenn ich einmal w i l l. Immerhin — beruhige dich: ich will nicht . . . Und du?" Sie trat näher an ihn heran. „Wie steht es mit dir? Ich möchte dir deinen Versuch einer Warnung zurückgeben: hüte dich vor gewissen allzu zärtlichen schwarzen Augen."

„Erstens mal hat sie grüne Augen," erwiderte der Bruder, „und zwar lichtgrüne, und zwar auffallend hübsche. Zweitens ‚allzu zärtliche' sagst du. Das bringt mich in Stimmung. Hat sie wirklich

zärtliche Augen? Und immer — oder nur unter gewissen Bedingungen? Also zum Beispiel, wenn sie m i c h von der Seite anschaut? Ja?" —

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern. „Ernsthaft, Klaus," fragte sie, „oder nur Verliebtheit auf Zeit?"

„Buuuh," machte er und riß sich los. „Ich weiß es noch nicht. Ist deine Neugier gestillt?"

„Nur zum Teil. Ein Flirt auf Zeit kann sich ernsthaft auswachsen, eine lustige Liebelei zur Leidenschaft werden."

„Und beides würde dir wenig zusagen?"

„Ich meine, daß ich das bejahen könnte. Freilich nicht ohne Vorbehalt: ich kenne die kleine Marchesina noch gar zu wenig. Daß sie äußerlich ein reizendes Geschöpfchen ist, gebe ich zu. Aber ist sie nicht schrecklich oberflächlich?"

Klaus steckte sich eine Zigarette an. „Das mag sie sein," sagte er, „wenigstens von deinem Standpunkte aus. Unser Geschmack ist nicht der gleiche. Tiefgründigkeit liebe ich nicht beim Weibe. Im Grunde genommen bin ich nicht anspruchsvoll: mir genügt ein hübsches Gesicht, ein braver Kerl und ein lustiges Liebchen. Bescheiden, nicht wahr?"

„Es klingt so. Aber ich glaube, du verkennst dich selbst, lieber Klaus. Du möchtest eine Frau, die dir den Sonnenschein in dein Haus zaubert, wenn du von der Arbeit Rast hältst. Das tut ein fröhliches Gesicht nicht allein. Du würdest der lachenden Oberfläche bald müde werden, wenn so gar nichts dahinter steckt, was deinem Gemüt wohl-

tun könnte. Du bist viel schwerblütiger als du denkst."

Er verneigte sich. „Ich nehme an, daß das etwas Gutes sein soll," entgegnete er, „und bin gerührt. Im übrigen: Ich bin noch recht weit davon entfernt, der Signorina Palma meine Hand anzutragen. Da wäre doch noch vielerlei zu überlegen: vor allem die mir etwas verworren scheinenden Verhältnisse der alten Marchesa — — ach du lieber Gott, so vielerlei! Ich denke gar nicht daran — basta."

„Also basta," wiederholte sie, „und vielleicht wird auch das „Fortsetzung folgt" noch seine gute Weile haben. In einem Punkt gleichen wir uns ein wenig; wir flammen rasch einmal auf. Aber ich erklärte dir schon: ich greife schnell wieder in die Zügel, ehe der Galopp losgeht. — Mach es ebenso, Klaus. Nun gute Nacht!"

Sie küßte ihn und ging in ihr Zimmer.

V.

Der langweiligen Regenzeit folgte eine Reihe köstlicher Herbsttage. Es schien noch einmal Frühling werden zu wollen. Es war wie ein Halt im Vormarsch der Jahreszeiten und wie ein sonniger Rückblick.

Nun kam eine neue Touristenflut über Perugia.

Das Hotel Brufani war bis auf das letzte Zimmer besetzt. Da war es ganz gut, daß der alte

weißköpfige Herr van Zuylen sich zu plötzlicher Abreise entschlossen hatte. Am Abend vorher war eine sehr starke und nicht sonderlich vornehm ausschauende Dame im Hotel erschienen und hatte eine Rücksprache mit Herrn van Zuylen genommen. Dann hatte der alte Holländer sich einen Wagen gemietet und war noch in der Nacht von Terόntola gefahren, um den Frühexpreß nach Chiusi-Orte-Rom rechtzeitig erreichen zu können. Dies wußten die Kellner und erzählten es beim Frühstück allen, die es hören wollten. Sie wußten aber nicht, daß der Reisewagen des Herrn van Zuylen vor dem Verlassen Perugias noch vor einem kleinen, ziemlich verrufenen Gasthause der Unterstadt gehalten hatte und dort die besagte starke Dame eingestiegen war, um den Holländer zu begleiten.

Auch die Cognettos hatten ihre Pension gekündigt. Sie wollten sobald als möglich nach Rom. Attilio, der Sohn der Marchesa, der sich in der Hauptstadt für den diplomatischen Dienst vorbereitete, hatte geschrieben, daß er bei einer Fuchshetze in der Campagna mit dem Pferde gestürzt sei und sich den rechten Fuß gebrochen habe. Ein gebrochener Fuß bringt nun freilich noch keine Lebensgefahr mit sich. Aber es war Marianita, die darauf drängte, den armen Jungen in seiner Leidenszeit nicht im Stiche zu lassen. In Wahrheit regte der gebrochene Fuß Attilios die Schwester durchaus nicht auf; es war etwas anderes, das sie mächtig nach den Sieben Hügeln zog. Sie stand immer noch mit ihrem Geliebten Giacinto in Korrespondenz, nun hatte ihr

Giacinto vor kurzem mitgeteilt, daß er versetzt worden sei. Er hatte bisher als Geniekapitän in Brescia gestanden und jetzt ein Kommando nach Rom erhalten. Er beschwor Marianita, bei ihrer Mutter dahin zu wirken, daß sie gleichfalls nach der Hauptstadt übersiedele. Er war hoffnungsfroh und schien gute Aussichten zu haben; welcher Art sie waren, schrieb er nicht, aber er ließ durchblicken, daß er mit aller Sicherheit glaube, Marianita im Frühjahr an den Altar führen zu können.

Das alternde Mädchen schien bei dieser frohen Nachricht förmlich neu aufzuleben. Es kam wie eine Verjüngung über sie, wie eine zweite Blüte. Ihre müde Grämlichkeit schwand, ihre schönen Augen gewannen an Glanz, ihre Wangen an frischer Farbe. Es fiel Palma auf, daß die Schwester sich plötzlich nicht mehr der üblichen Toilettemittel bediente; sie verschmähte sogar den kleinen Strich am unteren Augenlid. Giacinto liebte das nicht; das wußte Marianita, und jede Erinnerung, jeder ihrer Gedanken gehörte nach Empfang des letzten hoffnungsseligen Briefes so völlig dem Geliebten, daß sie seine Wesenheit gewissermaßen beständig um sich fühlte. Endlich — endlich ein Glücksstrahl nach langer Leidenszeit!

Den Fürsten von Ottoboni-Scaletta, diesem alten und großen Hause, dem ihr verstorbener Vater angehörte, war es ergangen wie vielen der vornehmen Adelsfamilien Italiens. In der Glanzherrschaft der Papstzeit war ihr Vermögen zerronnen. Als die Tage des geeinten Italiens anbrachen, war der letzte der Ottoboni ein ruinierter Mann, der freiwillig

auf seinen Principetitel verzichtete und nur noch den des Marchesats Marescetti beibehielt. Der Marchese hätte sich vielleicht helfen können, wäre er ein straffer Charakter gewesen. Aber bei seinem beständigen Schwanken verdarb er es sowohl mit dem Vatikan als dem Quirinal, und um sich an beiden Höfen zu rächen, stürzte er sich in die Politik und begann als Deputierter für einen verlorenen apulischen Wahlkreis eine grimme parlamentarische Fehde gegen die Regierung. Anfänglich schien es, als solle seine Erbitterung ihm Glück bringen. Man wurde auf ihn aufmerksam, und als das alte Ministerium stürzte, hieß es, daß Crispi ihn, um ihn der Fronde zu entziehen, an die Spitze der Ackerbauverwaltung zu stellen beabsichtige. Aber neue Intrigen kamen dazwischen. Der Marchese vermählte sich mit der Contessina Teresa Acquaviva di Barbieri, einem schönen, vermögenslosen Mädchen, und gegen diese Heirat war die ganze Familie und besonders ein Vetter der Gräfin gewesen, der als ehemaliger erster Kammerherr der Königin Margherita und jetziger Oberstkämmerer des Königs eine einflußreiche Persönlichkeit im Quirinal war. Kurzum, die grüne Hoffnung auf eine auskömmliche Staatsstellung welkte rasch, und statt in das Ackerbauministerium zog der Marchese mit seiner jungen Frau in den vierten Stock eines neuen Mietshauses im Tiberviertel. Er war nicht untätig, er versuchte alles mögliche, er stürzte sich auch wild in das Gründungsfieber, das wie eine Seuche über die neue Hauptstadt des Königreichs hereinbrach — aber das Glück war nicht mit

ihm. Als er in noch verhältnismäßig jungen Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung starb, hinterließ er so wenig, daß die Familie Acquaviva für seine Witwe eine königliche Pension erwirkte.

Nun begann die Zeit der Ruhelosigkeit. Während Attilio, der Sohn, in Rom studierte oder wenigstens studieren sollte, zog die Marchesa mit ihren beiden Töchtern im Lande umher. Palma war damals noch ein Kind und wurde allerorts durch rasch aufgelesene Privatlehrer, Priester, Seminaristen, stundengebende Engländerinnen und stellungslose Gouvernanten ein wenig unterrichtet. Es kam nicht viel mehr dabei heraus, als eine leidliche Beherrschung der Sprachen. Für Marianita wurde inzwischen ein Mann gesucht. Lieber Gott, welchen Demütigungen hatte das arme Mädchen sich auszusetzen. Freier fanden sich schon, denn Marianita war von großer und stolzer Schönheit, aber die Freier zogen sich schleunigst zurück, sobald sie erfuhren, daß ihre Angebetete auch nicht einen Pfifferling Vermögen mitbekommen sollte.

Das war lange her. Die Jagd ging weiter. Man bereiste die Fremde, dann wieder zurück durch Italien, überall Halt machend und überall hoffend. Hoffend zwischen einer Station und der nächsten, in zerschlissenen Kleidern und schiefgetretenen Absätzen, immer rechnend und immer in geheimer Furcht; man kannte kein anderes Dasein, als das aus den Koffern, man hatte kein anderes Heim als das Hotelzimmer und das Bahncoupé. Rastlos tobte die Jagd. Die Marchesa, selbst eine Natur sonder Ruhe, hatte sich längst an dies Wanderleben gewöhnt, und Palma

gefiel der bunte Wechsel. Aber Marianita begann müde zu werden. Sie war tiefer veranlagt als Mutter und Schwester; sie sah die Rosen ihrer Jugend welken bei dieser ununterbrochenen Hetze, die Hoffen an Hoffen knüpfte und doch nur Enttäuschungen brachte.

Die Idylle von Brescia war nur kurz gewesen. Sie waren vom Gardasee gekommen, um einige Wochen bei einer Verwandten, der Gräfin Palli, zu verleben, die bei Brescia ein Landgut besaß. Dort hatte Marianita den Hauptmann Giacinto Raimondi kennen gelernt. Er war nicht von Adel und besaß nur sein Gehalt. Aber nach Namen und Reichtum fragte Marianita nicht mehr. Ihre Backfischschwärmereien, ihre kindliche Sehnsucht nach Toiletten, Equipagen, Dienerschaft und glänzendem Haushalt — alles das war längst vorüber. Sie war ernster geworden, und vielleicht war es auch der reife Ernst im Wesen Giacintos, der sie anzog. Es kam zu keiner förmlichen Aussprache zwischen ihnen, ein Blick der Augen, ein starker Händedruck sagte ihnen, daß sie sich liebten. Es war zugleich auch der Abschied. Mit einem Hauptmannsgehalt kann man keinen Hausstand gründen. Sie schieden in herzlicher Freundschaft. Und nun war es seltsam, wie mit der Entfernung die Liebe wuchs. Einmal — es war auch schon wieder zwei Jahre her — ermöglichte es Marianita, sich mit Giacinto ein kurzes Stelldichein zu geben. Es war für wenige Stunden ein Stück Himmel auf Erden. Aber die Marchesa war hinter das Rendezvous gekommen und hatte Marianita das Versprechen ab-

genommen, diese Liebschaft, die doch zu nichts führen konnte, abzubrechen. Und in der Tat sagte sich das Mädchen, daß sie nur verständig handeln würde, wenn sie es über sich gewinnen könne, die aussichtslose Leidenschaft für immer zu begraben. Eine stille Verzweiflung bemächtigte sich ihrer.

Da kamen neue Briefe von Giacinto. Er klagte darüber, daß sie so gar nichts mehr von sich hören lasse. Er schrieb so klar und wahr und bei aller vernünftigen Ruhe immer noch so hoffnungsfroh, daß ihr armes, verwaistes Herz wieder warm wurde, und sie von neuem Mut zu schöpfen begann. Und nun dieser letzte Brief! — Sie hatte ihn am Morgen von der Post geholt und schon dort eilig durchflogen. Dann ging sie in die Kathedrale und setzte sich im linken Seitenschiff in die stille Capella del San Anello. Hier war um diese Zeit kein Mensch. Marianita schmiegte sich tief in einen der hochlehnigen, schön geschnitzten Sessel des Chorgestühls und zog ihren Brief hervor. Sie las ihn wieder und wieder; sie küßte ihn; sie drückte ihn an ihr Herz. Eine hingebende Seligkeit durchflutete sie, eine gedankenauflösende Weichheit. Mit zärtlichem Auge schaute sie hinüber zu dem Madonnenbild des Giannicola Manni.

Als Marianita wieder draußen stand im vollen Leben der Piazza, da kehrte auch die Weltlichkeit zurück. War es nicht über Nacht Lenz geworden auf den Höhen über dem Tibertale? Da lachte auch das Herz Marianitas. Sie war Glückes voll, und wahrhaftig — sie vergaß selbst ihre Sparsamkeit

und kaufte sich einen Strauß Veilchen und steckte ihn an ihre Brust.

Selbst der Unfall, den Attilio betroffen, hatte seine guten Seiten. Es war klar, man mußte sich um den armen Jungen kümmern. Palma verzog freilich die Lippen: es war ja so wunderschön in Perugia, und Attilio konnte man doch nicht helfen. Ein gebrochener Fuß heilte auch ohne mütterliche Pflege. Aber da wurde Marianita zornig. Pfui, welche Roheit des Herzens! Hatte Palma denn gar kein geschwisterliches Empfinden? — Sie spielte so vortrefflich Komödie und wußte so überzeugend zu reden, daß die Marchesa erklärte, übermorgen nach Rom zu übersiedeln.

Aber heute — diesen wunderschönen, sonnigen heutigen Tag, den wollte man noch genießen. Im Frühstückssaale fanden sich die Parteien zusammen, um zu beraten, was zu tun sei. Die Marchesa und Marianita erklärten, daheim bleiben zu müssen; der Umzug erforderte seine Vorbereitungen. Aber Palma wollte man freigeben. Palma jubelte. Wohin also?! Die Meinungen waren geteilt. Sabine wollte den Tumulus der Volumnier kennen lernen; Klaus dagegen, dem sich Palma mit Lebhaftigkeit anschloß, erklärte sich gegen jede Archäologie und behauptete, es sei Sünde, an einem Sonnentage wie heute in eisige Totengrüfte steigen zu wollen. Schließlich kam folgende Einigung zustande: Klaus wollte mit Palma mit der Bahn nach Assisi und zu Wagen zurück; dabei gedachte man Sabine und Mister Cardock am Grabe der Volumnier aufzulesen, die sich mit der

kühnen Absicht trugen, zu Fuß nach dem Tumulus zu wandern.

Klaus und Palma mußten sich eilen, um noch den nächsten Zug nach Assisi zu erreichen. Die Marchesa machte ein Gesicht, als wolle sie den beiden ihren Segen mitgeben.

Gegen elf Uhr am Vormittag klopfte Cardock-Scott, wie verabredet worden war, an der Zimmertür Sabines an.

„Herein,“ rief Sabine; „ich bin bereit, mein Herr, und wie Sie mich hier sehen, könnte ich den Monte Rosa erklettern. Es fehlt nur noch der Eispickel. . . . Was haben Sie denn in Ihrem gewaltigen Rucksack?“

Cardock tat geheimnisvoll. „Das sage ich nicht,“ beantwortete er die Frage Sabines; „es ist kein gewöhnlicher Rucksack, sondern ein Wunschsäckel. Uebrigens mache ich Ihnen mein Kompliment: Sie gefallen mir in dem Touristenkostüm ungleich mehr — nein, das ist falsch: noch viel besser als in großer Toilette.“

Sie lächelte; es klang anders als eine gewöhnliche Schmeichelei. Sie stand vor dem Spiegel und setzte ein kleines grünes Hütchen auf das getreideblonde Haar. Aber die Nadel, die sie zur Befestigung durch den Hut stoßen wollte, war widerspenstig oder der Stoff war zu dick. Da sprang Cardock hinzu und half ihr. Nun glückte es auch, doch es geschah dabei, daß seine Finger nicht geschickt genug waren und die Löckchen an ihrer Schläfe und auch ein wenig ihre Wange streiften. Da wallte das Blut

heftig in ihr Gesicht, und in ihrer Verlegenheit lief sie an die Kommode, öffnete ein Schubfach, fuhr mit den Händen hinein, brachte alles in Unordnung und stopfte sich schließlich unnötig noch zwei Sacktüchlein mehr in die Taschen.

„All right“, sagte sie, und nun wanderte man los. Linksseitig öffnete sich das umbrische Land: die weite Talebene, Felder, Weinberge, immergrüne Olivenhaine, aber auch Waldbestand aus Eichen, Buchen und Ulmen, die schon der Herbst mit seinen Zauberfingern berührt hatte. Der Corso Cavour führte in bequemem Bergab in das Häusergewirr der Altstadt. Dann ging es weiter durch das Prachttor von San Pietro, vorbei an dem altberühmten Benediktinerkloster und seiner golddachigen Basilika, und nun öffneten sich die Anlagen des Giardino del Frontone, die bei jeder Wegwendung Ausblicke auf das Tal von Foligno und die noch von lichtblauem, rosig durchschattetem Duft umwebten Hänge des Appenin freigeben.

Es war eine ganz köstliche Wanderung. „Wie ist Ihnen zumute, Donna Melusine?“ fragte Cardock und warf einen Seitenblick, in dem Freude mit aufrichtiger Bewunderung sich mischte, auf seine rüstig ausschreitende Begleiterin.

„Warum Melusine?“ fragte diese zurück.

„Melusine ist etwas Taufrisches und äußerst Reines.“

„Es sollte also eine Schmeichelei sein oder doch etwas dergleichen. Das steht Ihnen nicht, weil es nicht Ihrer Art entspricht.“

„Was ist meine Art?“

„Zweifellos abhold jeder Schmeichelei.“

„Der Anfang einer Beurteilung, die Gutes verheißt. Sonst bin ich im Leben anders beurteilt worden.“

„Woran Sie wahrscheinlich selbst schuld gewesen sind.“

Er nickte. „Wenn ich einem kühl verständigen Menschen erzählen wollte, durch welche Kapriolen ich mir mein Glück verscherzt habe, er würde antworten: daß ich wie ein ausgewachsener Hammel gehandelt hätte.“

„Merkwürdig,“ sagte Sabine, „wie einsichtsvoll das klingt.“

„Dies „merkwürdig“ könnte mich beleidigen, denn es setzt eigentlich einen Mangel an Einsicht voraus. Aber ich nehm's nicht übel. Sie hätten auch sagen können: aus Ihrem Munde, Mister Cardock, klingt das fast philiströs. Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß eine gewisse Philisterhaftigkeit die Grundlage der Solidität ist.“

„Diese Ansicht ist aber keine Einsicht, oder doch nur eine, die man abermals als merkwürdig bezeichnen müßte.“

Percy Cardock schwang seinen Stock und lachte.

„Ich begründe, Miß Melusine“, sagte er. „Passen Sie auf.“

„Nein,“ fiel sie ein, „begründen Sie nicht. Alles, was philisterhaft heißt, ist mir greulich.“

„Sehr mit Unrecht. Studentischer Jargon hat das Wort in üblen Geruch gebracht. So lehrt die

Geschichte. Ich weiß nicht, warum man dem Philister im Laufe der Zeiten das Plakat spießbürgerlicher Beschränktheit angeheftet hat. Aber schon als Gegensatz zum Ausnahmemenschen ist er mir lieb und wert. Seit Nietzsche ist der Ausnahmemensch zum Herdenvieh geworden."

„Haben Sie Nietzsche deutsch gelesen?" fragte Sabine.

„Ja — man kann ihn nur deutsch lesen, wenn man ihn recht verstehen will. Wer versteht ihn denn!? Ich meine, gerade in Deutschland, wo der liberalisierende Grundzug in Politik und Leben statt eines neuen Adels eine einzige, alles überschwemmende Volksklasse heranzüchtet, kann er gar nicht begriffen werden. Aber ich denke mir, bei uns drüben in England würde er Verständnis finden, wenn man sich Mühe geben wollte, für ihn Apostel zu werben."

Er bückte sich, um ein paar am Wegrain stehende Feldblumen zu pflücken, die er Sabine reichte. „Sehen Sie," sagte er dabei, „das ist der Unterschied zwischen England und Ihrer Heimat: bei uns ist auf allen Gebieten und zuerst auf politischem der Herrengedanke des Machtgefühls lebendig — bei Ihnen beherrscht die „Vergutmütigungstheorie" das gesamte öffentliche Leben und erschlafft auch langsam die Volkskraft."

Sie waren beide inmitten des Weges stehengeblieben. Sabine steckte die Feldblumen, die Cardock ihr gepflückt hatte, an die Brust. Einen Augenblick schwieg sie, wie nachsinnend und mit leichtem

Kopfschütteln. Der Widerspruch regte sich in ihr. Dann zeigte sich das Grübchen auf ihrer rechten Wange, das sich bei jedem Lächeln markierte und ihrem Gesicht etwas Kindlich-Schelmisches gab. Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und sagte: „Lassen Sie sich einmal ein wenig näher anschauen, Mister Percy Cardock-Scott. Ich habe noch nie einen Herrenmenschen aus Ueberzeugung gesehen. Sind Sie es wirklich? Aus Ueberzeugung? Sie, der freie Künstler, der schon von Berufswegen und aus Rücksicht auf sein bürgerliches Blut die Pflicht hätte, vorneweg in der demokratischen Strömung zu schwimmen?"

Er nahm die Hände und hielt sie fest. „Ich bin kein Herrenmensch," entgegnete er, „ach nein, aber ich wollte, ich wäre es. Daß ich mich an des Lebens Kleinlichkeit hing und in der Ueberwindung eines jämmerlichen Stückchens Konvention schon etwas Großes sah, gerade das hat sich an mir gerächt. Und bitterer, als Sie ahnen, liebe Freundin. Es gehört keine große Seele dazu, ein Duell zu verweigern oder einem Gekrönten gegenüber das Herz auf der Zunge zu haben oder irgendeiner alten Ueberlieferung lachend ein Schnippchen zu schlagen. Aber im Kampfe gegen die Maximen der Allgemeinheit sich selbst so zu erziehen, daß die Befreiung von innen herauswächst und sich nicht nur auf äußere Handlung beschränkt, das ist schon schwerer. Nein, Fräulein Sabine, ich bin wahrhaftig kein Herrenmensch. Doch einer, der mir nahe verwandt, der ist es: mein Vater. Ist es auch von Blut und Rasse;

ich führe als Nachgeborener nur den Familiennamen — mein Vater ist Viscount of Lambton und Earl of Kildar und seit zwei Jahren auch noch Marqueß of Kilkea im Peerage von Irland — und ich bin nichts weiter als ein fahrender Malersmann, dem die Heimat verschlossen ist. . . . Jetzt wollen wir frühstücken. . . ."

Man stand vor einer Osteria. Sie trug zwar einen stolzen Namen, war jedoch nur eine schlichte Ausspannung für rastende Kärrner. Cardock-Scott hatte hier öfters gemalt.

„Zu essen gibt es nichts," sagte er, „wenigstens nichts für unsern immerhin etwas verwöhnten Geschmack. Dafür einen vortrefflichen Landwein. Und nun geben Sie acht . . ." Er öffnete seinen Rucksack und sprach: „Tischlein deck dich! Da ist ein Tischtuch, ein ganzes Service, kaltes Huhn, Schinken, eine Büchse Sardinen — Geschwindigkeit ist keine Hexerei . . ." Im Augenblick hatte er den Tisch gedeckt und krönte nun sein Werk damit, daß er zwei Servietten aus Seidenpapier geschickt in Fächerform drehte und sie auf die Teller stellte. „Nehmen Sie Platz, Baronessa — ich werde inzwischen mit der Padrona verhandeln."

Die dicke Wirtin stand schon in der Tür, mit einem amaranthfarbenen Mieder angetan und einer feuerroten Schürze, an die sich ein schmutziges Baby klammerte.

Cardock bestellte Wein und Eier, dann setzte man sich an den Frühstückstisch. Der Platz war

herrlich gewählt. Unten rollte das Meer der Campagna sich auf, von Perugia sah man nichts, aber Assisis weiße Häuser flimmerten am Horizont, eine Reihe greller Flecke im Halbschatten der umbrischen Berge. Gelbe Wege führten in geschwungenen Linien durch das Land, verloren sich hinter umbuschten Anhöhen und tauchten in weiterer Entfernung wieder auf. Eine Staubwolke zeigte eine wandernde Schafherde an; der Staub glitzerte im Sonnenlicht und marschierte mit.

Die Padrone kehrte wieder, noch das Licht in der Hand, mit dem sie in den Keller hinabgetaucht war, setzte den Wein auf den Tisch und brachte auch die bestellten Eier. Nun speiste man mit gutem Appetit, und Sabine fand, daß auch der Vino Rosso nichts zu wünschen übrig lasse. Und da Sabine neugierig war, ein wenig aus dem Leben ihres Begleiters zu hören, so fragte sie: „Seit wann haben Sie Ihre Heimat nicht wiedergesehen, Mister Cardock?"

„Meine Heimat", wiederholte Cardock. „Ich habe eine doppelte, zurzeit gar keine oder noch mehr als eine doppelte. Aber ich will korrekt antworten auf das, was Sie meinen. Meine Heimat ist Irland; in Dublin, Lower Dominick Street, haben wir auch ein schönes Palais, das kein Mensch bewohnen kann, weil es dort spuken soll. Außerdem besitzen wir große Herrschaften in Connaught und Kings City, wo man gelegentlich Reste des Mammuts und des Riesenhirsches gefunden hat, was Sie lebhaft interessieren dürfte —"

„Nicht so ganz," warf Sabine ein; „dem Riesenhirsch die Ehre, aber zu seiner Zeit —"

„Das wäre die Diluvialzeit gewesen", sagte Carbock und hob sein Glas. „Auf Ihr Wohl, Signorina — dann und wann müssen Sie mir schon eine Abweichung gestatten, denn wenn ich von Familie und Heimat spreche, ist mir im allgemeinen nicht sehr vergnüglich zumute. Ja — unsere Besitztümer im grünen Erin — sie sollen sehr schön sein, aber sie teilen mit diesen die Eigenschaft, daß sie unbewohnbar sind. So ist denn der Sitz unseres Hauses seit hundert Jahren Lambton Castle, und da war es auch, wo Ihr unwürdiges Gegenüber das Licht der Welt erblickte."

„Aha," sagte Sabine, „nun kommen wir zu dem Ausgangspunkt Ihrer Biographie."

„Ganz recht, Mylady. Ich wurde geboren und standesgemäß erzogen. Sehr standesgemäß. Ich sprach Ihnen schon von meinem Vater, aber ihn näher zu beschreiben ist schwer. Viel schöne Würden häuften sich auf sein Haupt, doch das war es nicht, was ihn zu Ansehen gebracht hat. Das war vielmehr das Große in seiner Persönlichkeit. Er war immer eine „geborene" Herrschernatur. Auf seinem Besitztum war er der König, der frei schaltende Monarch, in gewisser Weise unnahbar, und ich glaube, von seinen Untertanen mehr gefürchtet und mehr respektiert als geliebt."

„Ich verstehe schon," entgegnete Sabine kopfnickend, „er war einer der wenigen, die einsam bleiben mußten, weil sie kein Verständnis fanden und weil

ihre Größe sich nicht vertrug mit den Idealen der Zeit. Aber hatten Sie keine Mutter, die ein Gegengewicht bildete?"

Ein weicher, lauer Schatten flog über das Gesicht Percys.

„Doch," sagte er, „eine liebe und gütige Mutter. Das war wieder ein Unglück. Sie war eine Deutsche, eine Gräfin Westfalen. An ihr hingen wir drei Kinder mehr als an dem Vater. Es war ja natürlich. Wir waren drei Kinder, so sagte ich. Meine Schwester hat einen Fürsten Obolenski geheiratet und lebt in Rußland. Mein älterer Bruder Frederick ist nicht grade schwachsinnig, aber geistig zurückgeblieben und muß auch körperlich ängstlich behütet werden. So sah denn mein Vater in mir den eigentlichen Erben des Stammes. Und vielleicht — ja, vielleicht hätte ich in seinem Sinn erzogen werden können, wenn er sich Mühe gegeben hätte, seinen persönlichen Einfluß durchzudrücken. Aber dazu kam es nicht. Tausend Interessen beschäftigten ihn; um mich bekümmerte er sich wenig. So wurden denn die Eindrücke, die ich von meiner Mutter empfing, die stärkeren — wenigstens vorderhand. Sie war nach allen Regeln einer ästhetischen, etwas verzärtelten Kultur erzogen worden, liebte die Künste und unter ihnen besonders die Spezialität des Niedergangs, der stimmungsvollen Weichheit. Und das wurde mir um so mehr zum Verhängnis, als ich auch auf der Universität — ich studierte in Edinburg — in eine Gruppe von Gleichgestimmten hineingeriet, die mit Begeisterung der damals herrschenden Mode des Aesthetizismus

huldigten. Bis eines Tages der große Krach kam. In unserm Abscheu vor jeder körperlichen Roheit verweigerten wir die Genugtuung und kamen dadurch in so schwere Kollision mit den üblichen studentischen Bräuchen, daß uns schließlich nichts anderes übrig blieb, als unter großem Halloh der Gegner Edinburg zu verlassen . . . Aber ermüde ich Sie nicht, Donna Sabine, mit diesen rein persönlichen Erinnerungen?"

„Im Gegenteil, lieber Freund," erwiderte Sabine, „sie interessieren mich außerordentlich, und vielleicht gerade deshalb, weil sie so persönlich sind."

„Merci für Ihre Güte. Also dann weiter — — ich kehrte nach Lambton Castle zurück, und da ging auch sofort das Donnerwetter los. Meine Weigerung wäre meinem Vater vermutlich gleichgültig gewesen, denn wenn es seinen Ansichten entsprach, setzte er sich rücksichtslos über alles Herkommen hinweg; aber der Grund paßte ihm nicht. Ich mußte also meine Koffer packen und wurde in Begleitung eines alten Dieners über den Kanal geschafft — nach Heidelberg. Das war nun die schönste Zeit meines Lebens, und sehne ich mich überhaupt nach einem Stückchen Vergangenheit zurück, so ist es nach diesen Tagen. Der Tod meiner Mutter hatte mich nach England zurückgerufen, und nun sollte ich schleunigst auf eine landwirtschaftliche Hochschule, um mich für die Verwaltung des väterlichen Erbes vorzubereiten. Dafür war ich nicht, oder vielmehr: ich meinte, das hätte noch Zeit. Ich wollte auf eine Kunstakademie; ich wollte Maler werden — eine alte Leidenschaft. Da gab es die ersten harten Zusammenstöße mit meinem Vater. Und

ein paar Jahre später folgte die endgültige Trennung, der Tafelschnitt: ich brannte mit einer niedlichen Französin durch . . ."

Mister Carbock strich ein Wachshölzchen an, um seine Virginia neu in Brand zu setzen. Sabine lächelte; aber es war nur ein Lächeln, das ihr über die Verlegenheit einer Antwort forthelfen sollte. Dieser Abschluß einer Entwicklungsstufe erschien ihr zu banal. Mit einem Mädchen durchbrennen — lohnte sich denn das, wenn man eine glänzende Zukunft aufs Spiel zu setzen hatte?! — Sie zuckte ein wenig, fast in nervöser Bewegung, mit der rechten Schulter, zerkrümelte ihr Weißbrot und sagte etwas befangen:

„Das war leichtsinnig. Nicht wahr?"

Er blies mit gespitzten Lippen den Zigarrenrauch aus dem Munde und schaute in die Landschaft hinaus.

„Leichtsinnig — — nun ja — gewiß war es das," entgegnete er. „Insofern leichtsinnig, als mich dieser Schritt recht — recht viel gekostet hat. Und nicht nur an rollendem Golde und der schwarzen Erde meines Erbes . . . Aber andererseits: unüberlegt war es nicht. Es war leider zu viel Ueberlegung dabei, Ueberlegung des Herzens, die man auch Pflichtgefühl nennen kann; eine überströmende Dankbarkeit. Dies Mädchen hatte mir nämlich das Leben gerettet."

„A—ah," sagte Sabine. „Das ist etwas anderes — das macht manches begreiflich. Und Ihr Vater — wollte es nicht begreifen, daß Sie an Ihrer Retterin hingen? — Sie hören: ich frage vorsichtig — ich möchte nicht, daß —"

Er unterbrach sie mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. „Fragen Sie immerhin — — es schadet nicht, wenn zuweilen die Erinnerung wieder lebendig wird. Nein, liebe Lady, für die Dankbarkeit hat mein Vater zeitlebens wenig übrig gehabt. Er schrieb mir ganz kurz: „entweder du versuchst deine Dummheit wieder gut zu machen und kehrst auf der Stelle zurück oder du bist mein Sohn nicht mehr."

„Das ist mehr als hart," rief Sabine, „das ist grausam! Sagen Sie selbst: war das nicht barbarisch?"

Doch Percy bejahte nicht ohne weiteres. Er zog die Schultern hoch. „Man muß den Standpunkt, den mein Vater einnahm, aus seiner Natur heraus beurteilen, Miß Sabine. In seinen Augen war ich nicht nur ein ungeheurer Verschwender, da ich mein Dasein verschenkte, sondern auch ein Verbrecher an meinem Namen: ich hatte mich selbst enterbt. In seinen Augen war meine Dankbarkeit keine edle Seelenregung, sondern nur die schwächliche Nachgiebigkeit."

„Und war es das wirklich?" fragte Sabine. „Nein — Sie liebten das Mädchen."

Er stand mit rascher Bewegung auf.

„Gewiß," entgegnete er, „ich liebte sie. Aber — — aber es wäre besser gewesen, ich hätte Herr meiner Leidenschaft werden können. Ich war noch zu jung . . ." Er fuhr mit der Hand durch die Luft, als wollte er sagen, daß es nun genug sei der Erinnerungen, verneigte sich lächelnd vor Sabine und

fuhr fort: „Gnädigste, die Zeit fliegt. Auch dies köstliche Frühlingsstündchen muß ein Ende nehmen, sonst verfehlen wir das Rendezvous mit Ihrem Herrn Bruder und seiner Palma Palmarum. Wollen wir aufbrechen?"

VI.

Das war ein fröhliches Wandern nach gut genossener Rast. Die Sonne stand im Zenit, aber ihre Strahlen waren nicht unerträglich heiß wie zur Sommerzeit, sie bildeten nur den Goldton im Spiel der Lichter dieses wundervollen Tages. Eine epische Ruhe lag über dem weiten Tale; kein Klang, kein Sang, kein herbstliches Rauschen störte den tiefen Frieden und diese lauschige Stille, die das Geheimnis des alten Etruriens bewahren zu wollen schien.

Sabine und Percy durchschritten ein kleines Dörfchen; zwischen Feldern, Weinhängen und Buschwerk führte die Straße fort, immer den Blick freilassend auf die ansteigende Linie der Perspektive, die Konturen der Berge mit ihren wie von spielender Riesenhand in die Luft gehobenen Städten und Klöstern. Dann eine rasche Wendung, ein Wechsel von niederem Busch und Kastaniengruppen, und nun ein schlichter Rohbau, ein simples Häuschen, der Eingang zum Felsentor des Volumniergrabes.

Der Pförtner wartete schon; er hatte die Touristen kommen sehen: ein kleiner, freundlicher

Mann, der früher einmal Museumsdiener gewesen war und eine wirre Masse konfusen Wissens in sich aufgeschachtelt hatte. Cardock kannte derlei. Er zog den Mann in eine Ecke, drückte ihm ein blankes Geldstück in die sich schnell öffnende Rechte und bat, auf seine Begleitung verzichten zu dürfen. Doch da gab es eine lange und lebhafte Gegenwehr. Das sei strengstens verboten; ein Engländer habe einmal ein Stück eines Sarkophages abgeschlagen, und ein deutsches Liebespaar habe zwei Namen in die Wand gekritzelt, gerade unter das Abbild des Sonnengottes. Erst als der Pförtner ein neues blankes Metallstück zwischen den Händen des Forestiere sah, wurde er weich. Er holte ein paar große und lange Lichter herbei, mit Bleimanschetten gegen das Tröpfeln versehen, und reichte sie den beiden, sagte, der Weg sei nicht zu verfehlen, und wenn man etwas wolle, so solle man nur „Giorgio“ rufen, dann käme er zur Erklärung.

So stiegen also Sabine und Percy die Treppe hinab, die zu den unterirdischen Grüften führte. Ein Gewölbe öffnete sich, über der Eingangswand glänzte das gelbe Bild des Sonnengottes zwischen gemalten Delphinen. Die beiden schritten langsam von Kammer zu Kammer. Ueberall standen Sarkophage und steinerne Aschenkisten, zum Teil von schönen Formen und mit eindrucksvollen Skulpturen, auch wohl mit verblaßten Malereien bedeckt. Ein schlangenumpeitschtes Medusenhaupt schaute von einer Wand herab. Ein großes, reiches und wohlangesehenes Geschlecht mußte unter diesem Hügel seinen Begräbnis-

platz angelegt haben. Es war interessant — aber nicht mehr.

„Nein, nicht mehr," sagte Carbock. „Ich bin ein klein wenig enttäuscht."

„Weil Sie anderes erwartet haben," erwiderte Sabine.

Percy schüttelte den Kopf. „Ich kann nur wiederholen: recht interessant, aber nicht mehr. Was sind mir diese Volumnier! O ja, sie könnten mir etwas sein, wenn die Grüfte weniger nüchtern wären —"

„Und wenn Ihre Phantasie nicht die Wirklichkeit überflügelt hätte," warf Sabine ein. „Sie dachten Geheimnisvolles zu finden und fanden nur ziemlich kahle Mauern."

„Mag sein, die Phantasie ist eine Betrügerin."

Beim Flackern des Lichtes gruben sich die Schattenpartien im Gesicht Percys schärfer ein. Sabine dünkte es auch, als sehe er blaß aus, und in dem spöttischen Zug, der um seinen Mund spielte, schien ihr etwas Wehes zu liegen.

„Wird man nicht gewöhnlich enttäuscht," sagte sie, „wenn man tiefer zu steigen hofft? Haben Sie nicht oft genug das Gefühl einer viel größeren Leere gehabt, wenn Sie diese Leere zu füllen gedachten und nicht fanden, was Sie erwartet haben?"

Er nahm ihr das Licht ab und steckte es in eine Eisenzwinge an der Wand, das eigene daneben. „Ja," sagte er dabei, „oft genug. Man tröstet sich; nur der bittere Nachgeschmack bleibt. Und das ist das Ueble, daß diese Bitternis stärker wird und sich

ausbreitet, wenn die Enttäuschungen sich mehren. Man sitzt schließlich mitten in der Sauce der Bitterkeit, als Plumpudding seines Ungemachs, ein verdorbenes Gericht aus der Küche des Weltmeisters."

„Ein hübscher Vergleich, Mister Percy, der sich auch malen läßt. Ich würde mir das Bild ausbitten."

„Sagen Sie immerhin: ein ebenso verdrehter Vergleich wie dero malerische Tätigkeit, Mister Percy." Er ließ sich auf einen der niedrigen Steinsärge nieder und fuhr mit einladender Handbewegung fort: „Wollen die liebe Gnädige nicht gleichfalls Platz nehmen? Wenn ich mir manches hier unten auch anders vorgestellt habe, als Plauderwinkel hat dies Grabgewölbe seine eigenen Reize. Sehen Sie, wie die Medusa an der Wand grinsend die Larve verzieht."

Sabine hatte sich gesetzt. „Ich kenne die Medusa, die Ihnen Ihre lebendige Frische nehmen möchte. Es ist der Selbstvorwurf, unter dem Sie leiden. Das ist so hübsch in den alten Mythen, daß sie gern mit dem harten Tode neues Leben verbinden. Aus dem Blut der Medusa entsprang der Pegasus, der durch seinen Hufschlag aus den Felsen des Helikon den Quell der Musen hervorlockte. Haben Sie das vergessen? Säbeln Sie Ihrer Medusa mit Tapferkeit den scheußlichen Kopf ab und baden Sie sich im Verjüngungsbronnen Ihrer Kunst, damit Sie wieder gesunden."

Er saß ihr gegenüber in dieser steinernen

Kammer tief unter der Erde, weitab vom Leben der hastenden Welt. Hier wohnte der Frieden und die Stille des Todes; etwas vom großen Geheimnis der Ewigkeit ging durch den winzigen Raum. Kein Laut aus der Außenwelt wurde vernehmbar. Wenn oben auf der Höhe des Tumulus jubelnde Kinder spielten, man hörte sie nicht; wenn der Eilzug vorüberbrauste, man spürte es nicht. Ob der Sturm die Wipfel der Pinien schüttelte, ob fallender Schnee sein Linnen über den Hügel zog, ob der Mai den Myrtenbusch mit rosigem Lenzgefieder schmückte — hier unten wohnte kein Leben.

Und doch war es nicht Nacht: sie saß ihm gegenüber. Er schaute sie an. Sie war das Licht und das Leben. Sie hatte den kleinen Rundhut vom Kopfe genommen, ihr helles Haar strahlte förmlich. Wahrhaftig, es strahlte. Sein Glanz schien sich ausbreiten zu wollen und die Kammer zu füllen.

Aus Percys Augen sprach beglückende Bewunderung. „Sie sind wunderschön, Lady," sagte er, „mir ist, als sähe ich das jetzt erst . . . Ah nein keine abwehrende Handbewegung, kein Zusammenziehen der Brauen und kein Fältchen auf der Stirn! Auch erröten brauchen Sie nicht. Ich will ja nicht schmeicheln. Lassen Sie mich sprechen — es tut mir wohl und es hört ja keiner, der es nicht hören soll. Wissen Sie, was mir so vor allem an Ihnen gefällt: es ist die Klarheit, die Sie ausströmen. Das Seelische überträgt sich bei Ihnen in das Körperliche. Wo Sie hinkommen, da wird es hell. Es ist falsch, daß ich Sie Melusine nannte. Sie müßten

Helle oder Hermione heißen. Darf ich Sie umtaufen?"

Die Röte, die ihre Wangen bedeckte, verblich nicht so rasch. Es freute sie, was er da sagte. War es auch nur eine schmeichlerische Phrase: es klang so hübsch. Es klang viel hübscher und auch anders als die mannigfachen holden Torheiten, die man ihr auf Bällen zugeraunt hatte. Es klang ganz anders als das heiße Liebeswerben Schaßbergs, das sie einst durch Nächte und Träume verfolgt hatte. Es klang gar nicht verliebt und war doch mit so viel Liebe gesagt. Sie hörte es gern ...

„Taufen Sie um, wenn es Ihnen Spaß macht," entgegnete sie, „aber sagen Sie es keinem Menschen weiter. Sie sind ein großer Phantast, und ich taxiere, es steckt auch ein Stückchen Poetengemüt in Ihnen."

„Oh," rief er und hob beschwörend die Hände, „wie verkennen Sie mich! Pegasus entsprang dem Haupt der Medusa — aber Pegasus schlägt aus, wenn ich mich ihm nahe, und besteige ich ihn, so bockt er."

„Es gibt auch Dichternaturen, die keiner Hohen Schule bedürfen. Scherz apart, lieber Cardock, es ist schade, daß Sie so gern einen Tropfen herber Skepsis in Ihr Empfinden gießen. Bei den meisten Ihrer Bilder hatte ich das Gefühl, daß der Maler auch ein Poet sei. Und bei den meisten zugleich, daß der Poet in einem Augenblick bitterer Laune geflissentlich einen häßlichen Klecks auf seine Dichtung warf. Warum diese Selbstverstümmelung?"

„Ja, du lieber Gott, warum!? Ich weiß schon, was Sie meinen. Ich male mit großer Freude — oft, wenn ich so ganz einsam stehe in einer großen Natur, weitab vom Allzumenschlichen, sogar mit froher Begeisterung. Dann bin ich nur ich. Aber es kommt der vertrackte Moment, wo ich mir sagen muß: Du malst ja nicht nur für dich, sondern für andere, malst für dein Brot — und dann werde ich rabiat. Dann spritzt mir die Galle in das Blut, und ich pinsele die Scherzchen meiner bösen Laune auf das Bild, eine satirische Bosheit, eine monumentale Albernheit, eine stupende Verrücktheit. Verstehen Sie das? — Nein. Stimmungssache; das erklärt alles . . ."

Wieder dünkte es Sabine, als sei sein Gesicht blasser als sonst und als spiele ein nervöses Muskelzucken um seine Lippen. Er tat ihr in diesem Augenblick herzlich leid. Sie hatte das Gefühl, als liege etwas Großes in seiner Natur, vielleicht das Beste der Erbschaft des Vaters, und es verkümmere in der ziellosen Unruhe seines Lebens. Sie erhob sich und trat dicht vor ihn hin, den Ausdruck liebevollsten Mitempfindens auf dem Antlitz und zärtlicher Freundschaft im Auge. „Ganz gewiß Stimmungssache," sagte sie, „Sie haben schon recht. Und es scheint mir auch gut, daß uns die Stimmungen durch das Leben geleiten; sind sie nicht unsere besten Freunde? Aber wenn die Freunde zu Feinden werden, sind es die schlimmsten unserer Gegner. Gott sei Dank, macht die Not erfinderisch, und geht es nicht mit Gewalt, sich aus schlechter Laune heraus-

zureißen, auf Umwegen geht es immer; aber ohne innere Energie geht es nicht. Und gerade die, fürchte ich, fehlt Ihnen."

Er nahm ihre Hand. „Gut; ich bekenne mich schuldig," antwortete er. „Sie fehlt mir. Mir fehlt noch manches mehr. Mir fehlt viel. Oder korrekter gesagt: mir ist viel verloren gegangen. Ich habe an allen Ecken und Enden meines Lebens Schiffbruch gelitten. Nicht ohne meine Schuld. Ich habe auch an die Rettung gedacht, mich monatelang in eine Bergeinsamkeit versenkt, bin durch die Welt gezogen, habe mich in die Zerstreuungen gestürzt und auch fleißig studiert. Nicht nur in meinem Fache: ich habe hinter den Büchern gebüffelt, fing an, Geschichte zu studieren, als ich an meiner Kunst verzweifelte, und habe mich in die Philosophie vergraben — — ach, die! Aus ihren engen Kreisen bin ich wieder ins Freie geflüchtet, von den Weiberverächtern zu den Frauen, von den ewig Malkontenten zu den behaglich Zufriedenen. Es war im letzten Grunde ein Vertröbeln der besten Lebenszeit — was ich suchte, den festen Pol zu neuem Aufbauen, den fand ich doch nicht. Sagen Sie mir noch einmal: „es fehlt Ihnen an Energie"; richtig! Das fühle ich wohl: es steckt eine überschäumende Lebenskraft in mir, aber nicht das Genie, sie zu höheren Zwecken zu binden."

Sie hatte seine Hand in der ihren behalten. „Haben Sie nie eine Aussöhnung mit Ihrem Vater versucht?"

„O doch — einmal. Es genügte. Sein Sekretär sandte mir meinen Brief zurück."

„Erbarmungslos!" rief Sabine.

„Nur logisch. Er konnte gar nicht anders handeln."

„Kann man das Gefühl in Gesetze der Logik zwängen? Was hatten Sie denn Fürchterliches verbrochen?!"

„Verbrochen? — Nichts nach menschlichem Urteil. Ich war einer Pflicht gefolgt, die man als Tugend preist, und hatte von meinem Rechte Gebrauch gemacht, das der Menschheit als Höchstes gepredigt wird. Aber mein Vater sah in diesem Rechte nur eine der vielen, die Gesellschaft auflösenden Torheitsmaximen und in der Tugend nichts als eine Herabwürdigung der persönlichen Freiheit. Ich kann nur wiederholen: von seinem Standpunkte aus hätte mein Vater nichts anderes tun können. Ich verdamme ihn nicht. Ich verdamme nur mich. Aber vielleicht — — vielleicht kommt auch für mich einmal eine bessere Zeit."

„Das wird sie," erwiderte Sabine lebhaft, „ich bin dessen gewiß. Herrgott, was ist es schade um Sie."

„Kommt das aus ehrlichem Herzen?"

„Warum sollte ich Ihnen eine gleichgültige Redensart sagen? — Alles in Ihnen drängt noch zur Entfaltung. Aber es wird sich nie entwickeln und Früchte zeitigen, wenn Sie dies Leben der Zersplitterung weiter führen. Was Sie brauchen, ist keine leitende Hand, doch eine Hand, die Sie in

die Ruhe führt; einen lieben Genossen, der Ihnen den inneren Frieden zu geben versteht. Nicht einen, der mit Ihnen umherirrt, sondern der Sie auf festes Land zu retten weiß. Den sollten Sie suchen."

Sie wollte ihre Hand zurückziehen. Aber nun fühlte sie erst, wie gefährlich ihre letzten Worte gewesen waren. Er ließ nicht los; er war aufgestanden und hatte mit beiden Händen ihre Rechte erfaßt. Eine leuchtende Flamme schlug in seinen Augen auf; sie sah dies Leuchten, aber erschrak nicht. Es überkam sie auch keine Schwäche ob dieses Aufstürmens der Leidenschaft. Sie hätte vorsichtiger sein sollen; doch sie empfand keine Reue. Sie empfand nur mit verhundertfachter Gewalt, daß sie ihn sehr lieb hatte.

„Sabine," sagte er, „ist es so — es ist wahr, den Genossen, den brauchte ich. Aber er müßte wie Sie sein, so schön und stark. Er müßte Augen haben wie Sie, die mir in das Herz sehen könnten. Er müßte Ihre lieben Hände haben, mich aus dem Irrsal zu führen. Er müßte sprechen wie Sie: kühl, ruhig und verständig und doch wieder voll hinreißenden Feuers. Müßte die treibende Kraft für mich sein und die erhaltende — — ich sage es hundertmal: wie Sie müßte er sein! Ganz Weib, voll Stärke und Anmut, Gemüt und Verstand, Herz und kluger Erwägung. Wie Sie — ja, wie Sie! . . ." Er riß sie an sich und dabei knirschten seine Zähne aufeinander. „Ah," rief er, „daß ich gebunden bin! Daß ich nicht kann wie ich möchte! Diese Grabkammer sollte ein Paradies für uns sein und unser Jauchzen ein Hohn auf den Tod! Und dann würde

ich dich auf meine Arme nehmen und hinauftragen zum Licht und würde schreien — ja, schreien in seliger Freude, daß auch für mich endlich das Licht gekommen! . . ."

O, diese Süße! Sie spürte, wie seine Brust sich hob und senkte, sie fühlte seinen Atem, sie lag wie leblos, lag ganz still in seinen Armen. Jetzt — jetzt, wußte sie, würde er sein Gesicht über das ihre neigen und sie küssen. Sie war voll hoher Seligkeit, wie aufgelöst in ihrer Liebe, alles vergessend, was um sie war. War nur der stille Tod um sie? War sie tief unter Erde, zwischen engen Wänden, und war es die schrecklichste der Gorgonen, deren Antlitz ihr da drüben entgegengrinste? War sie nicht in einem gewaltigen Dome, dessen Bogen zum Himmel wuchsen, und von oben herab glänzte das Licht der Verklärung, und aus sphärischen Höhen erklang ein süßes Lied der Liebe? —

Sie sah, wie seine Augen dicht über den ihren leuchteten. Ein holder Schauer durchzitterte sie. Aber er küßte sie nicht. Er bewegte die Lippen; er küßte sie nicht. Der Schauer kam wieder: nun wie leises Frostgefühl. Ein eisiger Hauch umwehte sie. Im Herzen flatterte die Angst empor — eine gräßliche Angst vor etwas Unbegreiflichem . . .

Er küßte sie nicht. Er neigte sich über sie und flüsterte: „Hast du Mut, Sabine? Ja, du hast Mut, denn die Liebe gibt Mut, und du liebst mich, wie ich dich liebe. Wir wollen einen Bund schließen — jenseits der Gesetze. Wir wollen uns zusammentun

als Mann und Weib — wir bedürfen des Priesters nicht. Zitterst du?"

Das fragte er, und nun preßten sich seine Lippen auf ihren Mund. „Zitterst du?" fragte er nochmals.

Da wurde sie Herrin über sich selbst. Sie schaute ihn groß an; nicht zürnend, sondern voll Liebe. Sie verstand ihn nicht. „Sage mir: warum das alles? Warum sollen wir zwecklos aus der Gesellschaft treten, zu der wir gehören?"

Ein finsterer Schatten flog über Percys Stirn; seine Brauen schoben sich aneinander. „Nicht zwecklos," sagte er. Plötzlich ließ er sie los, und seine Hände fuhren gegen die Schläfe. „Es geht nicht," schrie er. „Die alte Fessel, die ewige Fessel! Ich bin verheiratet und komme nicht los! . . ."

Sabine wurde totenblaß. Sie fühlte ein Wanken unter dem Boden. Der Kopf der Medusa an der Wand wuchs an zu fürchterlicher Größe, und die Schlangen ringelten sich; zischend geiferten die Natterzungen nach Nahrung. Es war ihr auch, als senke die Decke der Kammer mit den Todesgenien sich auf sie herab und drohe, sie zu erdrücken. Es war ihr auch, als vernehme sie ein seltsames Krachen, tiefer unter der Erde oder hoch oben in den Nebenkammern — irgendwo. Und noch etwas hörte sie — und da atmete sie auf — eine rufende Stimme.

„Holla he! Ihr da unten! Liebliche Schwester, verehrungswürdigster Englishman! Hallo! Wir sind da! . . ."

Es war die Stimme von Klaus. Die Türe zum Felseingang hatte sich geöffnet; ein lauer Schimmer des Tageslichts quoll hindurch.

Percy haschte nach der Hand des Mädchens.

„Liebe Sabine," sagte er flehend in einem Tone, in dem sein tiefstes Empfinden sich sammelte, „Sie müssen mir noch eine Aussprache gönnen —"

Aber sie schleuderte seine Hand zurück; ihre hellen Augen brannten.

„Rühren Sie mich nicht an!" rief sie außer sich.

Er trat einen Schritt zurück, mit großem Respekt, Ernst und Trauer auf dem weiß gewordenen Gesicht.

„So werde ich die Aussprache erzwingen", sagte er fest. „Ich will nicht mißverstanden werden!"

„Wer hat Sie mißverstanden? Ich?! — Sagten Sie mir nicht, daß Sie verheiratet seien?"

„Das sagte ich —"

„Und ist es wahr?"

„Es ist wahr, Sabine, aber —"

Sie unterbrach ihn. Sie rief nach dem Ausgang zu: „Hier, Klaus! Wir sind hier unten! Kommt her! Es ist sehr interessant . . ." Und dann wandte sie sich wieder Percy zu. Jetzt zitterte sie wahrhaft. Ihre Fibern flogen, ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Ihre in Verachtung sich wölbenden Lippen zuckten. Sie war nicht mehr blaß. Eine heiße Röte ging über ihr Antlitz, das feine Geäder an den Schläfen schwoll an unter dem Drucke des Blutes.

„Es ist wahr," wiederholte sie nochmals; „was tut da ein aber?! Es ist wahr, daß Sie gebunden

sind — und da wagten — da wagten Sie . . ." sie rang nach Atem . . . „Soll ich die Geliebte des Herrn Cardock werden? Auch eine Verstoßene — wie Sie selbst?"

Beschwörend hob er die Hände. „Sabine, ich bitte Sie, hören Sie mich noch einmal in Ruhe an."

„Nein!" sagte sie scharf. „Was Sie mir auch zu sagen hätten — die Schmach, die Sie mir angetan, waschen Sie nicht mehr ab . . ." Sie stand an der Wand und reckte sich, während ihre Finger sich langsam zusammenkrampften. „Wer bin ich?!" rief sie. Sie mochte den Bruder vor sich sehen, die Eltern, die Reihe der Ahnen — daheim den Edelhof mit dem Wappen der Hartung — und in der wilden Steigerung ihrer Empörung vergaß sie sich zu einer Beschimpfung. Es war nur ein Zischen, aber er verstand es dennoch. „Schurke!"

Da schloß er die Augen und senkte wehrlos den Kopf.

Es polterte auf der Steintreppe. „Immer hinab in den Hades!" hörte man die Stimme von Klaus. „Geehrte Herrschaften, das ist eine miserable Gastwirtschaft hier unten! Gibt's keinen Lift?" Und das fröhliche Kichern Palmas folgte.

Sabine nahm das Licht von der Wand und trat aus der Kammer. Ihr Bruder stieg langsam und mit Vorsicht die Treppen hinab. Er hatte Palma auf seinen Armen, so wie man ein kleines Kind trägt, und von Zeit zu Zeit blieb er stehen, gab ihr einen Kuß und sagte: „Sei ganz still, sonst fall ich

hin. Nicht mucksen, Piccolina, sonst reite ich Beine hoch in diese Katakomben. . . . Grüß Gott, Sabine, wo ist unser Malersmann? Siehst du, was ich auf meinen Armen trage? Kennst du die kleine Dame? Sie bittet um die Erlaubnis, deine Schwägerin werden zu dürfen . . ."

Er stand vor Sabine, ließ seine holde Bürde zur Erde und umarmte die Schwester. „Sabine, in diesem Augenblick bin ich sozusagen der glücklichste Mensch auf der Erde. Wir haben die Ehre, uns dir als Verlobte zu empfehlen . . ."

Sabine umarmte ihn und küßte auch Palma. Die nervöse Spannung, in der sie sich befand, löste sich in flutenden Tränen. Palma war ganz verwundert über das nasse Gesichtchen ihrer künftigen Schwägerin, und Klaus rief lustig: „Schwesterherz, nicht so viel weinen! Außerdem trippt dein Licht. Wo ist der Kustos? Ohne den Führer bewege ich mich nicht einen Schritt weiter in diesem Tartarus. Ich habe jetzt Rücksichten zu nehmen. Ich muß mich meiner Frau erhalten. . ."

Nun erschien auch Cardock und sagte mit heiteren Worten seine Glückwünsche. „Mir ahnte ja längst," meinte er, „daß die entente cordiale zwischen Italien und Deutschland Ausblicke auf innigere Gemeinschaft eröffnen würde. Darf ich — aus poetischem Interesse — fragen, ob das Verlöbnis unter dem Schutze des Heiligen Franziskus vollzogen worden ist?"

„Doch nicht", erwiderte Klaus. „Der heilige Franziskus hatte zwei Hauptgelübde: Armut und

Entsagung. Für beide haben wir nicht viel übrig. Hört zu. Wir kamen halb gerädert auf dem Bahnhofe von Assisi an. Die Stadt liegt oben auf den Bergen, der Bahnhof unten. Und unten sahen wir eine schöne Wallfahrtskirche, die uns lockte. Aber das Hübscheste war ein kleiner Garten neben der Sakristei. Denkt euch, da blühten jetzt noch die Rosen! Dornenlose Rosen — ja wahrhaftig, da hat die Natur ein Wunder geschaffen, da ließ sie zu Ehren des Heiligen Rosen sprießen, denen der Stachel fehlt! Ich will nicht sagen, daß mich dies Mysterium aus einem Saulus in einen Paulus gewandelt hat. Aber mir wurde doch eigen zumute. Woran lag das? An den dornenlosen Rosen, an dem Duft ihrer Blüten, an dem ganzen Frieden des Gärtchens? Ich weiß nicht recht. . . . Ich schaute Palma von der Seite an. Die Blüten umgaben sie, sie stand mitten im Rosengebüsch, die Rosen hingen über ihren Schultern und schaukelten über ihrem Kopf — und da sah sie bei allen Heiligen dieses gesegneten Landes selbst wie eine dornenlose Rose aus! Und wie ich dies noch dachte, hatte ich sie auch schon am Kopfe und herzte sie ab —"

„O Klaus!" rief Palma, „was erzählst du das alles!"

„Still, kleine Maus, es ist ein authentischer Bericht und zugleich eine schöne Geschichte, die diese beiden erfreuen wird! Was soll ich euch noch sagen, die Rosen blühten weiter — und wir hatten uns . . . Und nun bitte ich um eins: auf die Inspektion dieser Gräber verzichten zu dürfen. Ich muß Sonne

haben oder wenigstens elektrisches Licht. Palmyra, wie denkst d u?"

„Ich denke wie du. Die Luft hier bedrückt mich. In fünf Minuten werde ich ohnmächtig. Klaus, halte mich!"

Sie lachte ihr niedliches Lachen und kuschelte sich wie ein Kätzchen an die Brust ihres Bräutigams.

„Also valet Volumnier und hinauf zum rosigen Lichte!"

„Haben die Herrschaften einen Wagen?" fragte Cardock.

„Sogar einen Vierspänner, edler Lord. Der Kutscher kann zwar nicht fahren — immerhin, bergauf geht es besser als mit zwei Gäulen. Herrschaften, nun kommt!"

Die Gesellschaft stieg wieder zur Höhe. Cardock stürmte die Treppe hinauf, als treibe es ihn davon. Langsamer folgten die andern. Sabine hielt Palma umschlungen und hatte zärtliche Worte für sie. Sie war in diesem Augenblick glücklich, etwas Zärtliches sagen zu können; sie empfand für die Kleine, die ihr bis dahin kaum sonderlich sympathisch gewesen war, plötzlich eine hingebende Liebe. Und Palma ließ sich das gerne gefallen und antwortete mit ihrer feinen, melodischen Stimme, und erzählte kichernd allerhand Naives und Drolliges; wie glücklich sie sei, und was wohl die Mama sagen werde — und dann gar erst Marianita . . .

Die Helle draußen blendete nach dem Aufenthalt in der dunklen Gruft. Auf der Landstraße hielt ein offener Landauer, mit vier kleinen struppigen Gäulen

bespannt, und der Kustos unterhielt sich mit dem Kutscher, der diesem erzählte, er führe einen reichen Grafen und eine Prinzipessa nach Perugia.

Die Damen saßen im Fond, die Herren ihnen gegenüber.

„Wir kommen noch zeitig genug nach Perugia", sagte Klaus. „Aber ich proponiere, wir lassen das sogenannte gemeinsame Diner schießen. Ich werde mich selber um das Menü bekümmern. Es muß ein exzellentes Verlobungsdiner werden — und wenn es acht Groschen kostet. Heute will ich leichtsinnig sein. Mister Cardock, Sie sind feierlich geladen. Um siebeneinhalb, wenn ich bitten darf. . . ."

Man scherzte und lachte. Klaus war in rosigster Stimmung. Sabine bezwang sich. Aber der Zwang wurde ihr von Herzen schwer. Sie begriff Cardock nicht. Er tat, als sei nichts vorgefallen. Er war unbefangen, heiter und zu ironischen Späßen geneigt wie immer. Er plauderte mit Palma und Klaus und auch mit ihr. Sie mußte antworten. Sie tat es auch, aber wenn ihr Blick dem seinen begegnete, ging ein Stich durch sein Herz. Sie konnte sich schließlich nicht weiter verstellen und ließ die anderen reden. Sie wurde unmerklich stiller, und als Palma fragte: „Sabine, so schweigsam?" — antwortete sie: „Laß mich, Kind. Nur zehn Minuten. Ich schaue so gern in die Abendlandschaft —"

Die Sonne war im Niedergang. Schon baute die flammende Walhall sich am Himmel auf. Im Irisspiel des scheidenden Tages prangten die Berg-

gipfel, als hätten sie sich mit Purpursäumen geschmückt. Unten in den Einschnitten des Tales krochen bläuliche Schatten hervor und mischten sich langsam mit der Rosenhelle, in der allgemach ein Ton nach dem anderen verblich.

Der Wagen rasselte die letzten Serpentinen der Via Carlo Alberto hinauf und hielt dann vor dem Hotel. „Eccolo!“ rief der Kutscher und knallte mit der Peitsche, während Portier, Oberkellner und Liftboy heranstürzten.

VII.

Die Marchesa und Marianita befanden sich auf ihren Zimmern. Mister Cardock verabschiedete sich schon im Vestibül, auch Sabine bat, sich auf ein Stündchen zurückziehen zu dürfen. Währenddessen wollte Klaus seine Werbung anbringen. Er hatte die Absicht, sich zunächst umzukleiden, da ihm sein Touristenkostüm für diesen feierlichen Moment zu würdelos erschien. Aber Palma bestand darauf, die Mutter zu überraschen. „Komm nur, Klaus,“ sagte sie kichernd, „und gib acht, wie sie sich freut! Sie hat dich sehr gern. Sie liebt dich. Marianita auch. Wir lieben dich alle . . .“ Und sie drängte Klaus in den Lift.

Oben gab es in der Tat eine Ueberraschung. Die Damen waren auf diesen Ueberfall nicht vorbereitet. Marianita säuberte gerade ihre Stiefelchen sowie die Palmas. Dabei trug sie einen zerrissenen

Frisiermantel um die Schultern und paffte eine Zigarette. Die Mutter saß, in einen Schlafrock von merkwürdig unbestimmter Farbe gehüllt, am Fenster, hatte eine große Brille mit runden, horneingefaßten Gläsern auf der Nase und stopfte Strümpfe, die sie bei ihrer Kurzsichtigkeit dicht vor die Augen hielt.

Beide Damen schrien leicht auf, als Klaus in das Zimmer wollte. Er mußte also vorläufig noch auf dem Korridor verbleiben, konnte dort abermals einen kurzen doppelseitigen Aufschrei und hierauf ein hastig hervorgesprudeltes, ihm ganz unverständliches Italienisch vernehmen; dann lugte Palma durch die Tür und rief ihm zu: „Fünf Minuten, Goldäpfelchen — bloß fünf Minuten!"

Klaus marschierte also den Korridor auf und ab. Er befand sich in jener glücklichen Erregung, die überlegende Gedanken nicht aufkommen läßt. Er hatte auch nichts zu überlegen. Daß Palma vermögenslos war, konnte er sich denken; ihre katholische Konfession störte ihn nicht. Viel unangenehmer würde es ihm bei seinen Ansichten gewesen sein, wenn sie aus bürgerlicher Familie gewesen wäre. Aber Gott sei Dank, sie war von tadellosem altem Adel — und er liebte sie: das war die Hauptsache. In der Tat: er war leidenschaftlich verliebt; sie war auch rein sinnlich ganz sein Genre; ihre lachende Oberflächlichkeit ergötzte ihn und tat ihm wohl. Er freute sich schon auf die Zeit, da er sie heimführen könne, auf die erstaunten Gesichter der Gutsnachbarn über die schöne fremde Blume, die er da in den Boden

der Ostmark verpflanzte, auf das heitere Glück, das er sich von ihrem kindlich-harmlosen Wesen versprach. . .

Da rief Palma. „Pscht — Klaus — es ist so weit!" Sie ließ ihn in das Zimmer. Da stand die Marchesa in ihrem schwarzen Seidenkleide und neben ihr Marianita, in rot, dekolletiert, eine große Gemme an der Brust, beide voll Feierlichkeit, obwohl es in dem Zimmer nach Fleckwasser roch. Klaus geriet ein wenig in Befangenheit. Er küßte der Marchesa die Hand. „Gnädigste Marchesa," sagte er stockend, „ich denke, Palma wird meine Werbung vorgebracht haben — und da — verbleibt mir nichts, als die gehorsamste Bitte —"

Er stockte wieder. Der Fleckwassergeruch irritierte ihn. Um sich zu sammeln, küßte er der Marchesa noch einmal die Hand. Doch sie entzog sie ihm und legte sie auf seinen Kopf; beim Recken des Armes krachte es dabei in ihrem Kleide. Aber das störte sie nicht. „Ich segne Sie, lieber Sohn," sagte sie, „und habe nur den einen Wunsch: daß das höchste Glück dieser Erde Ihrem Bunde teilhaftig werden möge." Hierauf bekreuzte sie sich und küßte dann Klaus auf beide Wangen, der darauf nicht vorbereitet war, so daß die Nasen aneinander stießen. Dennoch ging alles glücklich vorüber; Marianita nahm Klaus an beiden Händen und hieß ihn herzlich willkommen, und dann äußerte die Mutter: „Lassen Sie uns für einige Minuten in das Nebenzimmer gehen, lieber Sohn — wir haben noch manches zu besprechen."

Palma stieß die Türe auf und ließ die Mutter voran; Klaus folgte. Kaum hatte er die Tür geschlossen, so suchte die Marchesa ihr Taschentuch hervor, stopfte es in die Tasche zurück, ging an die Kommode, holte sich ein frisches und drückte es vor die Augen.

„Einen Moment, lieber Sohn," sagte sie mit zitternder Stimme, „ich fasse mich sofort — aber unwillkürlich — o, was gebe ich Ihnen! Mein Bestes, mein heißgeliebtes Kind! Klooß, werden Sie sie auch glücklich machen?"

Es schien Klaus nicht passend, in diesem Augenblick gegen die seltsame Verstümmelung seines Vornamens zu demonstrieren. „Marchesa," entgegnete er, „wir wissen, daß wir uns lieben. Das ist Glück genug."

„Ja, wahrhaftig!" rief die alte Dame, „möchte dies Glück ewig währen! Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand, lieber Klooß!"

Klaus tat es lächelnd. „Aber nicht Klooß, Marchesa," sagte er dabei, „Klaus, wenn ich bitten darf — mit au."

Die Marchesa versuchte es; sie schluckte, schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern. „Das kann ich nicht aussprechen," erklärte sie; „es ist merkwürdig: sprechen Sie es mir noch ein paarmal vor! Nein, jetzt nicht — das kann mich Palma lehren! . . ." sie lachte . . . „o, ich werde doch noch den Namen meines Schwiegersohnes erlernen! Das wäre ja noch schöner! Nun setzen Sie sich einmal zu mir — — so . . . Lieber Sohn, zunächst ein Wort über meine

Familie. Wir stammen aus dem ältesten Adel Italiens. Die Ottoboni-Scaletta sind ursprünglich normannischer Extraktion. Die Stammburg steht noch; sie steht in der Nähe von Catania —"

„Ich weiß," entgegnete Klaus kopfnickend, „drei Ringmauern und ein Turm, auf dem eine Palme wächst."

Die Marchesa tat sehr erstaunt. „Habe ich Ihnen das schon erzählt?" fragte sie.

„Doch — ja. Ich weiß in der Familie so ziemlich Bescheid, auch in Ihrer eigenen, bei den Acquaviva-Barbieri. Ich möchte sagen, ich bin da beinahe schon völlig zu Hause."

Nun freute sich die Marchesa. „Das ist nett," meinte sie naiv, „nun ja — Palma wird davon gesprochen haben — was erzählt man sich nicht alles, wenn zwei Verliebte miteinander plaudern! . . . Indessen, lieber Sohn, was Sie noch wissen müssen: unsere Vermögensverhältnisse —"

Jetzt nahm Klaus die Hand der alten Dame. „Liebe, teure Marchesa," sagte er warmherzig, „bitte, bitte: kein Wort darüber! Ich bin wohlhabend genug, mir den Luxus einer Liebesheirat ohne Vorbehalt gönnen zu können."

Jetzt begann die Marchesa heftig zu schluchzen. Sie war sichtlich tief erschüttert. Sie holte sich ein zweites Taschentuch, sagte mit erstickter Stimme ein paarmal „Mein lieber Sohn" und versuchte auch „Klaus" auszusprechen. Dann nahm sie ihn plötzlich am Kopf und küßte ihn.

„Das ist der schönste Moment meines Lebens, lieber Sohn ... ah ja, ich habe soviel Schweres durchgemacht ... denken Sie nur, eins nach dem andern verloren, diesen unermeßlichen Güterbesitz, unsere Schlösser, unsere Paläste — alles ging dahin. Ich will nicht sagen, daß mein verstorbener Gatte allein die Schuld daran trug: es lag in den Verhältnissen. Ich habe mich gefügt ...“

Sie ließ sich mit knisterndem Kleid neben Klaus nieder... „Noch eins, lieber Sohn: wir sind katholisch, das wissen Sie. Sie werden keinen Uebertritt Palmas wünschen —?“

„Nein, Marchesa — Palma selbst müßte sich denn dafür entscheiden.“

„Palma selbst — ah, das glaube ich nicht. Sie ist zwar nicht so religiös wie ihre Schwester — aber immerhin, es gibt eine gewisse traditionelle Anhänglichkeit, auch an die alte Kirche ... Onkel Camillo wird sowieso außer sich sein — Sie wissen, mein Vetter, der Kardinal San Graziolo. Aber das ist mir ganz gleichgültig. Mein Kind geht mir vor. Wissen Sie, lieber Sohn, endgültig kümmere ich mich um meine ganze Verwandtschaft nicht, wenn es das Wohl und Wehe meiner Tochter gilt. Hab' ich nicht recht?“

„Ganz recht, Marchesa —“

„Sagen Sie Mama, lieber Sohn, sagen Sie Mama!“

Ein Handkuß folgte. „Also ja, liebe Mama, Sie haben recht. Uebrigens — — wenn wir nach Rom kommen und den verschiedenen Onkeln vorgestellt

werden sollten, werde ich durch eine wahrhaft unerhörte Liebenswürdigkeit ihre etwaigen Bedenken zerstreuen. Es bleibt doch bei Rom?"

Die Marchesa nickte. „Ei gewiß — der arme Attilio bedarf ja unserer. Wie ist das Sitte bei Ihnen: zeigt man das Verlöbnis an?"

„Gewiß. Ich denke, wir lassen von Rom aus die Anzeigen in die Welt gehen."

„Ah," rief die Marchesa, „Sie kommen mit nach Rom?"

„Aber natürlich — das ist ganz selbstverständlich. Ich weiche nicht mehr von Palmas Seite — und ich denke, im ersten Frühjahre heiraten wir. Die Ausstattung ist ja rasch beschafft — und mein Haus daheim ist in Ordnung."

Bei dem Worte „Ausstattung" flog ein Schatten über die Stirn der alten Dame. Das war noch ein beunruhigender Punkt. Mit Onkel Camillo ließ sich nicht reden; aber vielleicht half der Oberstkämmerer. Zahlenreihen schwirrten plötzlich fieberhaft durch das Hirn der Marchesa. „Wieviel brauche ich denn?" fragte sie sich. „Möbel hat er ja doch in seinem sibirischen Neste. Es kann sich also nur um ein paar Toiletten handeln. Um fünf-, sechstausend Lire; die kriege ich schon zusammen." Sie nickte mit heiterer Miene. „Abgemacht," sagte sie, „über alles sprechen wir noch. Nun will ich Sie auch nicht länger aufhalten, lieber Sohn. Gehen Sie wieder zu Ihrem Bräutchen. Ah, sie kann nicht glücklicher sein als ich! . . ."

Währenddessen saß ein paar Zimmer weiter Sabine auf einem Stuhl und sann. Sie dachte nach über das, was gewesen war. Sie hatte so handeln müssen, das war klar. Sie fand aber auch eine Verteidigung für Percy. War sein Verbrechen so groß? Hatte er sich in ihr Herz hineingestohlen, um sie dann schmählich zu erniedrigen? — Nein; er hatte gar nicht versucht, in ihr die Liebe wach zu rufen. Die war von selber gekommen. Und als ein Augenblick der Leidenschaft ihn überrascht, da hatte er offen bekannt, daß er schon gebunden war. Soweit — ja, soweit lag nichts vor, was sie hätte verletzen können. Aber dann kam die Infamie ... Eine Infamie. Dies Wort wiederholte sie sich. Was hatte er gewollt? Ein Losreißen aus ihren Lebenskreisen, um ihm als Geliebte folgen zu können .... Ein Schauer überlief sie. Es war ein seltsam prickelnder Reiz, der im Nacken zu beginnen schien und durch alle Nerven vibrierte. Als Geliebte ... Da lief eine Röte über ihre Wangen. Aber es war sehr seltsam: es regte sich weder Grimm noch Abscheu in ihr — wie vorhin. Seine Geliebte! Ein wahnsinniger Einfall. Er mußte sie sehr lieben — und mußte voraussetzen, daß sie ihn mit gleicher Stärke wiederliebte. Sie fragte sich: Ist das so? Liebst du ihn so, daß du vergessen könntest, was dich an deine Familie und an die Gesellschaft bindet? —

Sie saß ganz still auf dem Stuhl, hatte die Hände im Schoß gefaltet und rührte sich nicht. Auf ihren Wangen brannten zwei rote Flecken, sonst war ihr Gesicht wie kreidig. Es kämpfte in ihrer Seele,

es war ein Kampf um die Antwort. Nein, schrie es in ihr, Herr du mein Gott, tausendmal nein! So liebe ich ihn nicht, daß ich mich fortwerfen könnte! — Und dabei fühlte sie, daß das eine halbe Lüge war.

Sie merkte nicht, daß ihre Augen zu tropfen begannen. Noch immer brannte die Scham auf ihren Wangen. Alles, was an angeborener und anerzogener Sittlichkeit in ihr lebte, sträubte sich mit gewaltiger Kraft. Aber in den Widerstand floß traumhaft eine weiche Sehnsucht, die ein verstehendes Verzeihen suchte. „Schurke" hatte sie ihm zugerufen. Ach, wenn sie diese Beschimpfung hätte wieder gut machen können! Und wenn er in diesem Augenblick zu ihren Füßen gelegen hätte — sie wußte es, dann würde sie ihm den Schimpf abgebeten haben . . .

Es klopfte.

Sabine erhob sich rasch, strich über ihr Haar und wollte zur Tür. Doch sie blieb stehen; sie fühlte einen jähen Schmerz im Herzen, einen plötzlichen Stich. Wenn das Perch war?! Sie zitterte. Sie wischte über ihre nassen Augen und wunderte sich, daß sie geweint habe. In ihrer Brust pochte es so laut, daß sie die raschen Töne zu vernehmen meinte. „Lieber Gott," stöhnte sie und drückte die Hände gegen das gequälte Herz. Und dann schoß ihr wieder mit Blitzesschnelle die Frage durch den Kopf: „Wovor zitterst du?! Sehntest du ihn denn nicht herbei?" —

Es klopfte zum zweiten Male. Da flog sie zur Tür, schob geräuschlos den Riegel vor und fragte: „Wer ist da?"

Die Stimme des Oberkellners antwortete: „Ich habe einen Brief für das gnädige Fräulein . . .“

Sie öffnete die Tür und nahm den Brief in Empfang. Ein Blick auf die Adresse zeigte ihr die Handschrift Cardocks. Nun versuchte sie, ruhiger zu werden. Sie legte den Brief auf den Tisch, trank ein Glas Wasser, drehte noch ein paar elektrische Lichter auf, machte sich hie und da im Zimmer zu schaffen. Und in der Tat: sie wurde ruhiger.

Sie setzte sich nieder und öffnete den Brief.

Cardock schrieb:

„Gnädiges Fräulein!

Darf ich Sie um die Liebenswürdigkeit bitten, Ihrem Herrn Bruder und seinem Fräulein Braut sagen zu wollen, daß ich unendlich bedauere, an dem Verlobungsdiner nicht teilnehmen zu können; ich habe soeben ein Telegramm erhalten, das mich zu unverweilter Abreise nötigt.

Es ist mir schmerzlich, gnädiges Fräulein, Ihnen nicht mehr die Aufklärung geben zu können, die mir erwünscht ist. Ich kann nur um Verzeihung bitten und hoffen, daß Sie mit mir auch die letzte gemeinsam verlebte Viertelstunde im Grabe der Volumnier vergessen werden.

Ihr gehorsamst ergebener

Percy Cardock-Scott.“

. . . . . Sabine stand auf; der Brief knitterte zwischen ihren Fingern. Sie ging an den Kamin und schürte das Feuer an. Ein nervöses Lächeln ging

um ihren Mund. Ein vulgäres Ende, das diese Zeilen brachten: ein kühler Abschied auf Nimmerwiedersehen. Ein paar nichtssagende Floskeln, eine Redensart — und nun war es aus.

Sabine faßte an ihren Hals. Es würgte etwas an ihrer Kehle. Sie spürte einen bitteren Blutgeschmack im Munde. Der Ekel erfaßte sie, ein schreckliches Gefühl des Ekels, in das wieder die Scham sich mischte.

Klaus trat ein.

„All right, Schwesterherz!" rief er lustig. „Es hat sich alles nach Vorschrift entwickelt. Die Marchesa war sehr gerührt und hat mich mehrfach rapide geküßt. Dann kam der Segen und hierauf eine Aussprache materieller Natur. Es fließt kein Goldstrom aus dem Hause der Cognetto nach Niéborowo. Ich bringe nur mein dornenloses Röslein in die Heimat, keinen Sack mit fürstlicher Morgengabe."

„Hast du es anders erwartet?" fragte Sabine.

„Keineswegs. Es wäre ja hübsch gewesen, hätte ich auch eine Mitgift über die Alpen tragen können. Eine Million, ich hätte selbst weniger genommen. Nach der Grenze zu vertrüge Niéborowo immer noch ein wenig Arrondierung, ließe sich auch machen, denn unser Westnachbar handelt gern. Aber bei den Ottoboni-Scaletta ist alles flöten gegangen; dafür führe ich ein niedliches Mädchen heim."

„Hast du sie wirklich so lieb, Klaus?"

„Zum Auffressen . . . Sabine, schau mich an: hier stehe ich und kann nicht anders. Palma ist das süßeste Mädel, das ich je kennen gelernt habe. Rede mir nicht wieder von ihrer Oberflächlichkeit. Ich

kann keine Frau brauchen, die mir die Philosophie des Unbewußten in den Morgenkaffee stippt."

„Ich sage kein Wort weiter gegen deine Wahl, Klaus . . ." Sie zerriß den Brief, den sie noch in der Hand hielt, und warf die Papierfetzen in den Kamin . . . „Cardock läßt sich entschuldigen," fuhr sie gleichmütig fort; „eine unerwartete Depesche zwingt ihn, noch heute abend abzureisen."

„Ah — Donnerwetter!" rief Klaus, „das ist wider die Abredung. Ich habe den Menschen gern. Wo reist er hin?"

„Ich weiß nicht. Er schrieb nur wenige Zeilen."

„Schade. Da werden wir also allein soupieren müssen. Sabine — ich setze als selbstverständlich voraus, daß du auch nach meiner Heirat in Niéborowo bleiben wirst —"

Sabine machte eine abwehrende Bewegung. „Nein, Klaus — ganz bestimmt nicht. Junge Eheleute sollen sich allein gehören. Ich würde immer zwischen Euch stehen. Aber ich will dir einen Vorschlag machen. Das kleine Försterhaus auf dem Vorwerk Sorgenfrei steht leer. Da will ich hinziehen."

Klaus schüttelte noch immer den Kopf. „Ein bissel Sonderlingswesen steckt zweifellos in dir. Ich wollte, du heiratest gleichfalls."

„Suche mir einen passenden Gatten," scherzte sie.

„Gut. In Rom. Da tu ich mich um."

„In Rom? — Ah — du willst die Cognettos begleiten!"

„Sabine, das versteht sich doch von selbst."

„Der Winter gehört noch deiner Gesundung,"

erwiderte Sabine. „Auch halte ich es für sehr zweckmäßig, daß du Palma erst einmal näher kennen lernst."

„Ich kenne sie ganz genau — haha — bis in jedes Winkelchen ihres Herzleins hinein! — Ach, Sabine, ich bin unmenschlich glücklich! Komm — laß dich noch einmal umarmen — und dann wollen wir an die Toiletten gehen! Das Hoch auf das Brautpaar beim Diner kannst du ausbringen! —"

Die Damen Cognetto hatten sich sehr schön gemacht. Marianita hatte Palma geholfen, ihrer Bastbluse durch einige geschickte Aptierungen den Eindruck einer glänzenden Neuheit zu verleihen, und schließlich opferte Marianita auch noch die Reste ihrer Ersparnisse, um der jungen Braut einen neuen Gürtel zu kaufen. Er bestand aus feinem weißen Leder und hatte eine prächtige Schnalle.

Auch die Marchesa hatte mit ihrer Toilette Wunder geschafft. Sie hatte ihr Staatskleid aus dem Koffer geholt; es war auch schon recht alt, nahm sich aber immer noch ganz stattlich aus: eine gelbe Damastrobe mit schweren silbernen Brokatblumen. Das Kostüm war der letzte Rest aus immerhin besseren Tagen, den die Marchesa ängstlich hütete; in ihm war sie im Quirinal vorgestellt worden; übrigens war das Staatskleid heute noch nicht bezahlt.

Die Mutter freute sich ihrer hübschen Töchter. Marianita trug ihre kirschfarbene Sammettoilette; es war diese an den Nähten freilich hie und da ein wenig verblichen, stand ihrer großen und vollen Figur aber gut.

„Sieh da, Palma," sagte die Marchesa lächelnd, „wie niedlich hast du dich gemacht! Es kommt wirklich nicht auf das Kleid an, obwohl ... na — in Rom werden wir ja sehen." Sie nickte energisch, als rücke sie dem Oberstkämmerer bereits zu Leibe, wurde aber sofort wieder weich. Sie trug einen kleinen Gegenstand in Seidenpapier in der Hand und wickelte ihn auf. „Das ist mein Angebinde für dich, Palma," fuhr sie fort. „Meine Perle. Sie stammt noch aus dem Tresor der Acquavivas. Hundertmal habe ich daran gedacht, sie zu verkaufen. Meine Mutter hat sie mir zur Hochzeit geschenkt. Nun sollst du sie bekommen. Es ist alles, was ich dir geben kann ..."

Es war eine wunderschöne, mattgraue Perle, die an einem einfachen dünnen Goldkettchen hing. Die Marchesa legte sie Palma um den Hals. „Du bist eigentlich noch zu jung, um Perlen zu tragen," sagte sie, „aber trotzdem ... Nimm an, es sei ein Amulett. Freilich, unsern Niedergang hat sie nicht aufhalten können. Dir soll sie zu neuem Aufstieg verhelfen. Gott segne dich, mein Kind ..."

Es war wieder ein Augenblick der Feierlichkeit. Palma umarmte die Mutter; Marianita wischte über ihre Augen. Diese Perle galt als Heiligtum der Familie; sie war dreimal versetzt worden, und man hatte sie immer wieder mit großen Opfern eingelöst. Es war viel, daß die Mutter sich von ihrem Erbstück trennte; sie gab damit gewissermaßen alle ihre Erinnerungen an die Vergangenheit her. — —

Das kleine Diner verlief in heiterster Stimmung. Sabine trank absichtlich ein paar Gläser Sekt rasch

hintereinander, um sich in Laune zu bringen. Es gelang ihr auch, die trüben Gedanken zu bannen; sie wurde fröhlich mit den anderen und lachte und scherzte wie diese. Die alte Marchesa entwickelte bei allem Glücksgefühl einen gesegneten Appetit und ließ sich von jedem Gange zweimal servieren. Auch der Champagner mundete ihr; schließlich bekam sie ganz blanke Augen, und da sie ungemein lebhaft gestikulierte, so geriet der Federstutz auf ihrer Coiffure ins Wanken und neigte sich dem rechten Ohre zu. Ein paarmal rückte ihn Marianita wieder zurecht, dann aber rief die Marchesa: „Ach, laß nur, heut kommt es nicht darauf an — heute sind wir unter uns. Aber wenn wir in Rom zu Hofe gehen . . .“ Und nun begann sie zu renommieren und verlor sich in Erinnerungen. „Am neuen Hof hat sich vieles verändert, aber wir werden uns auch im Palais Margherita vorstellen lassen, cher Klooß. Ja, wie ist's denn mit den Verlobungsanzeigen? Wollen wir sie nicht immer aufsetzen? Versenden wir sie doch von hier aus! Dann reisen wir erst übermorgen und sind sozusagen gleichzeitig mit ihnen in Rom . . .“

Klaus erklärte sich mit allem einverstanden. Er ließ sich Papier und Bleistift geben; die Marchesa sollte diktieren. Nun aber tauchte die Frage auf: sollte die Anzeige Deutsch oder Italienisch abgefaßt werden? — Es kam Klaus närrisch vor, den Freunden in der Heimat seine Verlobung in einer fremden Sprache zu melden, und so entschloß man sich dann zu doppelter Fassung. Es entstand ein klangvolles Schriftstück:

„Klaus Freiherr von Hartung-Nieborowo gibt sich die Ehre, seine Verlobung mit Laura-Maria Palma Marchesina Cognetto di Marescetti, Tochter des verstorbenen Senators Massimo Cognetto di Marescetti aus dem Hause der Fürsten Ottoboni-Scaletta, Conte di Gamba, Nobile patrizio Romano, und seiner Gemahlin, Marchesa Teresa, geborenen Gräfin Acquaviva di Barbieri, ganz ergebenst anzuzeigen."

Die Marchesa nickte, hatte aber doch einen Widerspruch. „Es wäre richtiger zu sagen: geborene Gräfin Acquaviva aus dem Hause der Ducchi Barbieri," meinte sie. „Es ist nämlich das alte Herzogsgeschlecht der Barbieri, lieber Sohn, nicht die Jüngeren dieses Namens, die von einem neapolitanischen Lederhändler abstammen, so viel mir bekannt ist."

„Dürfte es nicht zuviel der Fürsten in unserer kurzen Anzeige werden?" flocht Sabine schüchtern ein.

„Ich denke auch, wir lassen es so, gnädigste Mama," sagte Klaus, „oder aber, wir verbreitern das Genealogische nur in der italienischen Anzeige. Im Deutschen würde es etwas — ehrgeizig klingen, und ich möchte, bei allem Respekt vor Großvätern und Ahnen —" er verneigte sich scherzend vor der Marchesa — „nicht gern auffallend wirken."

Die Marchesa tat etwas erstaunt. „Weshalb sollte das auffallend sein?" fragte sie. „Man heißt doch so, wie man heißt. Gewiß: man kann aus bestimmten Gründen seinen Titel ablegen. Das tat auch mein seliger Gatte — oder vielmehr, er hat sich nach dem Tode seines Vaters des Fürstentitels

nicht bedient. Er blieb der Marchese. Nichtsdestoweniger stammte er nach wie vor aus dem Geschlechte der Fürsten Ottoboni-Scaletta. Warum dies verschweigen?"

Es war ein etwas schwieriges Thema. Daß bei der Formulierung der Anzeige Landesgewohnheit und guter Geschmack gleichmäßig mitsprachen, schien der alten Dame nicht einzuleuchten. Obwohl Klaus zuweilen an gewissen feudalistischen Neigungen krankte, waren ihm für die Drucklegung seiner Verlobungsmeldung doch schon der schön klingenden Titel zu viele. Er fürchtete das spöttische Lächeln seiner posenschen Hinterwäldler bei der Verkündung der Standesdreieinigkeiten seines verstorbenen Schwiegervaters und dem nachflatternden ‚Nobile patrizio Romano'. Aber er gab ohne weiteres nach, die italienische Anzeige ganz nach den Wünschen der Marchesa zu fassen.

Bei der Poularde wurde Marianita unruhig und warf ihrer Mutter ernsthafte Blicke zu. Es war zweifellos, daß die Marchesa ein wenig zu tief in das Glas geguckt hatte.

„Kinder, wo wohnen wir in Rom?" sagte sie plötzlich. „Schade, daß wir unsern alten Palazzo nicht mehr besitzen! Er liegt am Corso Umberto primo, zwischen den Palazzi Rondanini und Ruspoli, und ich glaube, Bernini hat ihn erbaut oder sonst so ein berühmter Architekt der Zeit. Aber jetzt ist eine Bank darin. Schade. Indessen — wie wär's, wenn ich an meine Freundin, die Gräfin Lambertazzi schriebe? Sie hat immer eine Etage frei."

Marianita berührte den Arm ihrer Mutter.

„Ich meine, wir steigen wie immer in der Pension Spino-Bonzani ab, Mama,“ fiel sie ein.

„Richtig!“ rief die Marchesa. „Jawohl, das tun wir! Ein ausgezeichnetes Haus, lieber Sohn. Ein Haus ersten Ranges. Madame Vanderbilt hat da gewohnt. Natürlich steigen wir da ab! Wir werden morgen telegraphieren.“

Klaus glaubte sich zu erinnern, den Namen der Pension schon gehört zu haben. „Mir wurde das Hotel Quirinal empfohlen,“ entgegnete er, „aber ich füge mich gern.“

„Ah bah — Quirinal!“ sagte die Marchesa verächtlich. „Eine Karawanserei, ein Haus für die Durchreisenden. Nein — da ist Spino-Bonzani hundertmal vorzuziehen! Ebenso elegant und viel behaglicher. Man lebt da nicht in einem Hotel, sondern gewissermaßen wie in der Familie. Außerdem kenne ich Madame Spino seit langen Jahren. Sie ist eine Palermitanerin und hat einen Herrn Bonzani geheiratet, einen Schweizer, aber wohl aus italienischem Geschlecht. Ich freue mich, meine gute, liebe Madame Spino einmal wiederzusehen; sie wird uns zweifellos ihre besten Zimmer reservieren. Ich telegraphiere ihr morgen früh.“

Die Marchesa nickte, so daß der Federstutz auf ihrem Kopfe neuerdings ins Schwanken geriet, und wollte ihr Glas leeren. Aber Marianita hielt die Hand über den Kelch.

„Es wird zu viel, Muttchen,“ sagte sie bittend.

„Mamachen, du bekneipst dich noch!" rief Palma.

„Aber Palma," sagte Sabine mahnend.

Die Marchesa schaute ihre Töchter groß und gleichsam hilflos an. Und dann schlug plötzlich ihre Stimmung um. Das arme alte Gesicht wurde förmlich länger, der Mund verzog sich, die Augen füllten sich mit Tränen.

„Was denn?" fragte sie stockend. „Zu viel? — Ah — Ihr meint ... cher Klooß, da sehen Sie ... so sind meine Töchter ..." Jetzt zog sie das Taschentuch ... „Marianita, das ist hart. Das ist ehrfurchtslos. Du erlaubst dir zu sagen ... Du wagst zu sagen ... Ich, sagst du, ich — ich tränke zu viel? Das sagst du so ruhig? ... Willst du damit sagen, ich sei den Champagner nicht mehr gewöhnt? — Oh, wenn ich gewollt hätte, da hätte ich in Champagner baden können! Weißt du, wer gleichzeitig mit deinem Vater um mich angehalten hat — ja, weißt du das? Das war der letzte Torlonia — ein Mann mit ungezählten Millionen — aber ich wies ihn ab, weil ich deinen Vater lieb hatte ... Und nun willst du mir Vorwürfe machen? Weil ich deinen armen Vater nahm statt des reichen Mannes?"

„Gnädigste Mama," warf Klaus verlegen ein, „ich bitte Sie —"

„Aber, Mutter!" rief Palma, „es macht dir ja kein Mensch einen Vorwurf!"

„Ich am wenigsten," murmelte Marianita.

„Doch," sagte die Marchesa unter leisem Auf-

schluchzen; „oh, ich verstehe schon! Ich konnte euch nicht viel bieten — nein, cher Klooß, das konnte ich nicht; aber glauben Sie mir, ohne eine reine und wahre Liebe hätte ich Ihnen Palma nie gegeben — niemals! Grafen und Herzöge haben um sie angehalten — ich sagte nein. Ich habe meine Kinder zu vornehmem Stolz erzogen. Und sollten Sie das glauben, lieber Baron — lieber Baron Artong — es würde mich mit tiefem Schmerze erfüllen —"

„Um Gottes willen, teuerste Mama," fiel Klaus ein, „wie käme ich dazu! Ich bitte herzlich, beruhigen Sie sich!"

Aber es war nicht mehr möglich. Die Marchesa begann laut zu weinen. „Zu viel Champagner!" rief sie; „ich — ich. Ah, Marianita, es gibt einen furchtbaren Spruch: wer seine Eltern lästert, dem wächst die Hand aus dem Grabe . . . Klooß, wenn Sie Palma lieben, dulden Sie nicht, daß sie Schlechtes von ihrer Mutter spricht! . . . Wer hat je gesagt, ich tränke zu viel! Ach, ich arme Frau — ich arme Frau! . . ."

Klaus hatte den Kellnern gewinkt; sie verschwanden lautlos. Auf Palma übte die peinliche Szene wenig Wirkung aus; sie knabberte an einer Dattel und schüttelte nur den Kopf. Marianita aber erhob sich energisch.

„Gehen wir auf unsere Zimmer, Mama," sagte sie. „Es ist schon spät — auch ich bin müde."

Die Marchesa fuhr auf. „So —?!" rief sie. „Nach dieser Beleidigung!? Esse ich dir auch zu

viel? Es gibt noch Dessert — und Käse — und Früchte. Wer gibt dieses Diner? Der Bräutigam deiner Schwester — ein deutscher Baron — nicht dein verhungerter Giacinto!"

„Mutter!" schrie Marianita schmerzlich.

Palma nahm eine zweite Dattel. „Pfui, Mama," bemerkte sie gleichmütig und biß in die Frucht.

Nun stand auch Sabine auf. Sie legte ihre Arme liebevoll um die Schultern der alten Frau und sagte mit zärtlicher Stimme: „Marianita hat recht, liebe Marchesa — es ist spät geworden. Darf ich Sie hinaufgeleiten?"

Da umschlang die Marchesa das junge Mädchen. Sie weinte nur noch leise.

„Meine Liebe," schluchzte die Marchesa, „— meine liebe kleine Baroneß — ach, wenn Sie wüßten! . . . So ein armseliges Dasein . . . Da hat man sich nun durch das ganze Leben gequält — — und sehen Sie . . ." In ihr seltsam durchschattetes Gesicht trat auf einmal ein triumphierender Ausdruck. Dann lächelte sie und griff Sabine an das rechte Ohrläppchen und raunte ihr zu: „Hören Sie, kleine deutsche Prinzessin — ich will Ihnen etwas sagen — scht, still, ganz unter uns: Sie müssen Attilio heiraten!"

Sie schaute Sabine erfreut an und nickte ihr zu. „Ja —?" wisperte sie weiter, und ihre Augen leuchteten förmlich. „Ach, das wäre prächtig! Das gäbe ein Paar! Piccolina, darüber müssen wir uns einmal ausplaudern —"

„Gewiß, liebe Marchesa," entgegnete Sabine,

„das wollen wir ... So — und nun geben Sie mir Ihren Arm — den linken — und Marianita den rechten —"

Ohne weiteres gehorchte die Marchesa. Sie war plötzlich wieder in bester Stimmung, herzte Palma ab, warf Klaus Kußhände zu und tänzelte schließlich aus dem Zimmer.

Klaus bemühte sich, seines Aergers Herr zu werden. Er lachte auf; es klang krampfhaft. „Die Mama kann wahrhaftig nichts vertragen," sagte er; „mein Gott, sie hat ja doch nur zwei, drei Glas getrunken."

Palma saß noch immer am Tisch und knackte nun Krachmandeln, die sie mit merkwürdiger Geschwindigkeit zwischen ihren spitzen weißen Zähnchen zermalmte.

„Sie verträgt gar nichts," gab sie kopfnickend zu; „weißt du, wir trinken meist nur Tee. Neulich war sie nicht recht wohl — da hat sie ein halbes Glas Sherry getrunken — und das war ihr schon zu Kopf gestiegen!"

„Da hättet Ihr heute aber ein bissel aufpassen müssen, Kinder," sagte Klaus. „Nimm mir's nicht übel, Palma — aber wenn du weißt, daß die Mama ... Sieh mal, das ganze Diner ist uns doch dadurch gestört worden!"

„Ma — chè! ..." Palma stützte das Kinn in die Handflächen und schaute Klaus lachend an ... „Das ganze Diner — wieso? Das bißchen Dessert — und das auch kaum ... Goldäpfelchen, das mit

der Mama darfst du nicht tragisch nehmen. Morgen hat sie keine Ahnung mehr von der ganzen Geschichte. Und hätte sie's — es würde ihr auch keinen Kummer machen. Sie nimmt alles auf die leichte Achsel. Gerade wie ich ..." Die Mandeln krachten; Palma kicherte vergnügt ... „Marianita ist viel unglücklicher veranlagt. Heil'ge Maria, ist die schwerblütig! Aber anderseits ist sie doch auch wieder beneidenswert. Wenn ihr so recht beklommen zumute ist, geht sie zur Beichte ... Komm Klaus — jetzt wollen wir ein Vielliebchen essen ..."

Sie stand auf und schob ihm eine Mandel zwischen die Lippen. „Halt!" rief sie, „nicht gleich aufknabbern! Wir machen das anders. Gib acht! —" Sie hielt die Mandel zur Hälfte zwischen den Zähnen; so mußte Klaus sie abbeißen. Dann tat sie dasselbe mit der Mandel, die Klaus im Munde trug. Zahllose Küsse folgten.

In der Tür erschien der Kopf des eifrigen Oberkellners.

„Ganz gehorsamst: darf ich zu Ende servieren lassen?"

„Los!" rief Klaus. Aber man hatte keinen rechten Appetit mehr. „Es bleibt ein „gestörtes Opferfest", Oper in drei Aufzügen," sagte er. „Wir wollen uns wenigstens das Finale nicht verkümmern lassen, Palmyra. Leg die Serviette hin und setz dich einmal auf meinen Schoß. Das letzte Glas Sekt unserer Liebe! ..."

VIII.

Das Hotel Spino-Bonzani („Hotel-Pension" nannte es sich) lag in einer der oberen Querstraßen der Via Nazionale in Rom. In einer stillen und ruhigen Straße, und gab sich auch äußerlich recht vornehm. Man erkannte sofort: das Haus war ein alter Palast, mit verschwenderischer Weitläufigkeit erbaut, aber bei der Umwandlung in ein Gasthaus war seine störende Weitläufigkeit an allen Ecken und Enden vorsichtig beschnitten worden. Die Spekulation mußte die Räume ausnützen. In den großen Sälen wurden Seitenwände gezogen; ein Gemach wurde in drei Zimmer verwandelt, und demgemäß mußten auch die Deckenmalereien einer neuen Uebertünchung weichen. Es war dieselbe greuliche Barbarei, die so mancher andere alte Palazzo in den italienischen Städten über sich ergehen lassen mußte.

Immerhin: das Haus machte keinen schlechten Eindruck. Es war vor allem außerordentlich sauber gehalten, und die Zimmer waren behaglich möbliert. Klaus und Sabine hatten ihr Zimmer nach der Straße hinaus genommen; in derselben Etage wohnten auch die Cognettos. Madame Spino erwartete die Herrschaften in eigener Person. Das tat sie sonst nicht. Die Geschäfte des Hauses wurden von Herrn Bonzani, einem Schwiegersohn und zwei ledigen Töchtern geführt; Madame hielt sich gern zurück. Sie erschien nur zum Diner, immer von ihrem Schwiegersohn geführt und stets in großer Toilette, und des Abends im Salon. Aber die

Marchesa war eine Bekannte, die sie persönlich zu empfangen wünschte. Es berührte Klaus seltsam, als er sah, mit welcher Herzlichkeit seine Schwiegermutter die Hoteliere begrüßte. Die beiden umarmten sich, und dann begann auf der Stelle ein intimes, im Halbton geführtes Geplauder, ein wahrhaftes Geplätscher von Worten. Die Marchesa erzählte wohl von der Verlobung, denn die Blicke der Madame Spino flogen blitzend zu Klaus herüber. Schließlich begrüßte sie auch die jungen Damen. „Marchesina — meine teuerste Marchesina, meine herzinnigste Gratulation . . . darf ich bitten, mich Ihrem Herrn Bräutigam bekannt zu machen . . . Herr Baron, ich bin stolz darauf, daß Sie in meinem Hause vorlieb nehmen wollen . . . oh, Marchesina Palma — er ist ja blond, und was hat er für schöne Augen! . . . Dieu, wie glücklich müssen Sie sein! Und dennoch bin ich untröstlich. Warum haben Sie sich in Perugia verlobt? Warum nicht bei mir? Was hat Ihnen die Casa Spino-Bonzani getan? Marchesina Marianita, Sie sind blühender denn je. Immer noch Ihre herrlichen Farben. Signorina Baronessa — außerordentliche Ehre. Ah, man sieht sofort an der Aehnlichkeit, daß Baroneß die Schwester des Herrn Bräutigams ist . . . Unverkennbar. Die gleichen blauen Augen — und dies herrliche blonde Haar! Ich habe den Herrschaften die besten Zimmer reserviert, die ich frei hatte. Welche Nummern, Bonzani?"

Ein blasser, großer Mann tauchte auf. „Sechzehn, siebzehn, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig", sagte er.

„Schön. Ich führe die Damen. Lorenzo, das Gepäck! Ich bin sehr glücklich, liebe Marchesa. . . . Baronin Zanella ist auch wieder da. Miß White ist aus Aegypten zurück. Zu Weihnachten erwarten wir Madame Ivoir mit ihren drei Töchtern. Ach, wenn sie nur nicht so häßlich wären. . . .“

Ihre Schleppe rauschte auf dem Marmor der Treppe. Sie trug eine Toilette, als käme sie aus großer Gesellschaft. Sicher war sie dereinst recht hübsch gewesen. Aber als Fünfzigerin war sie aus den Formen gegangen und gleichsam hineingepreßt in die viel zu enge Robe.

Gleich am ersten Tage suchten die Cognettos den Sohn und Bruder Attilio auf. Sie kehrten strahlend zurück.

„Der Fuß ist so gut wie geheilt“, erzählte die Marchesa. „Er liegt noch in der Schiene, aber in einigen Tagen darf Attilio wieder ausgehen. Dieu merci.“

„Soll ich ihn nicht aufsuchen?“ fragte Klaus.

„Nein“, riefen die drei Damen gleichzeitig, und die Marchesa fuhr fort: „Attilio läßt Sie dringend bitten, davon Abstand nehmen zu wollen, lieber Sohn. Er wohnt zurzeit auch ein wenig geniert — ein wenig eng; er wollte seine bisherige Wirtin nicht verlassen, und die ist umgezogen . . . Aber wenn es Ihnen recht ist, beginnen wir morgen mit unserer sonstigen Visitentournee. . . .“

Es war Klaus durchaus recht. Das Hotel lieferte die Equipage. Sie sah schmuck aus. Die Marchesa (wieder in ihrer krachenden schwarzen Seide) hatte

ein Zettelchen in der Hand und rief dem Kutscher mit lauter Stimme zu:

„Nach dem Quirinal!"

Der Kommissionär des Hotels verbeugte sich unwillkürlich.

Sabine und Marianita waren daheim geblieben; nur die Mutter chaperonierte das Brautpaar. Wohlgefällig ruhte ihr Blick auf der kleinen Palma, die ein neues Promenadenkostüm trug: es war noch gestern abend fix und fertig bei Contratti & Co. gekauft worden. Freilich, der Diener des Hauses trug auch einen Brief der Madame Spino in der Tasche; sie bürgte für die Begleichung.

Der Wagen rasselte die Via Nazionale hinab und bog in die Via Quattro Fontane ein. Dann ging es aufwärts durch die Via del Quirinale nach dem gleichnamigen Platz mit den beiden kolossalen marmornen Rossebändigern.

„Sankt Peter", erklärte der Kutscher und deutete über die Dächer des den Hügel hinankletternden Stadtviertels.

Aber die Domkuppel verschwand schon wieder; der Wagen stand vor dem Haupteingang eines großen und langweiligen Baukomplexes, des königlichen Palastes. Ein Unteroffizier näherte sich dem Wagen, zog die Schultern hoch und schickte einen andern heran. Der wußte auch nicht Bescheid. Ein Dutzend Leibgardisten bildete einen Kreis und beriet.

Der Kommandierende der Wache, ein bildhübscher Leutnant, erschien an dem Wagen und stellte sich der Marchesa zur Verfügung; aber als er hörte, daß

sie zum Oberstkämmerer Grafen Acquaviva wollte, bedauerte er: der Herr Graf hätten allerdings früher einmal im Schlosse gewohnt, wohne jetzt indes schon seit Jahren drüben im Anbau, gleich neben der Manica Lunga — es stehe „Oberstkämmereramt" auf dem Türschilde . . . „gar nicht zu verfehlen, meine Allergnädigste — es war mir eine außerordentliche Ehre . . ."

Man schickte die Karten zu dem Oberstkämmerer hinauf. Exzellenz waren leider nicht daheim.

„Nach dem Corso," rief die Marchesa; „Palazzo Brambilla!"

Vor einem festungsähnlichen Bau sprang der Diener vom Bock, kehrte aber bald wieder zurück. Durchlaucht der Herr Oberstjägermeister waren leider nicht zu Hause.

„Man empfängt um diese Zeit selten", sagte die Marchesa ganz ruhig. „Es schadet nichts; wir haben wenigstens unsre Pflicht erfüllt. Nach dem Palazzo Corsini, Kutscher!"

Auch dort gab es nur einen kurzen Aufenthalt. Weder bei den Bagnoli und Salvaterra, noch bei den Paliano und Teani wurden die Herrschaften angenommen. Verblieb noch Onkel Camillo; ebenso wünschte Klaus auf der deutschen Botschaft seine Karte abzugeben, zumal der Militärattaché, Rittmeister von Höffert, ein Regimentskamerad von ihm war.

Man fuhr also zunächst nach der Botschaft. Die Damen waren ein wenig abgespannt; auch Klaus empfand etwas wie eine leichte Migräne. Nichts-

destoweniger interessierte ihn die Fahrt über den zweiten, nach Viktor Emanuel benannten Corso, vorüber an den gigantischen Unterbauten für das große Nationaldenkmal, immer durch einen Wechsel von Schatten und Licht; zwischen rastlosem Volk, schreienden Verkäufern, Lastwagen, Droschken und Mauleselgespannen, bis zur Piazza Aracoeli. Da überflutete nun wieder die Sonne unbehindert die große, auf den kapitolinischen Hügel führende Flachtreppe, und oben glänzte das eherne Reiterbild Marc Aurels. Der Wagen fuhr weiter; er mußte in die zu einer Auffahrt umgewandelte Via della Tre Pile einbiegen, um vor dem Eingang des Palazzo Caffarelli, den die deutsche Botschaft bewohnt, halten zu können.

Uebrigens war es hier wie überall auf dieser Besuchsfahrt: man konnte nur die Karten abgeben lassen.

„Lungo Tevere di Castello,“ rief die Marchesa mit müder Stimme dem Kutscher zu, „Palazzo San Graziolo.“

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge. In schlankem Trabe ging es wieder die Auffahrt hinab, und das Bild des sonnenüberstrahlten Kapitols verschwand wie ein lichter Traum. Der Himmel hatte sich mit weißlichen Wolken bedeckt, ein scharfer Wind machte sich auf.

„Es wird kalt“, sagte Palma und schauerte.

„Wir sind ja gleich am Ende,“ murmelte die Mutter; „Onkel Camillo wird uns auch nicht annehmen.“

Der Wagen donnerte über die Engelsbrücke. Das Riesengrabmal Hadrians stieg drüben auf, aus der Ferne grüßte wieder über den Dächern des Borgo die Kuppel von Sankt Peter. Der Kutscher fuhr den Tiberkai hinab und hielt vor einem langgestreckten kasernenartigen Bau, an dessen schön gegliedertem Vorbau sich ein großes blankes Messingschild mit der Inschrift „Società Tiberiana" befand. Ein zweites Riesenschild über vier Fenstern der zweiten Etage kündete ein Maskenverleihgeschäft an; rechts und links auf der langen Tafel waren mit grellen Farben und in kecker Ausführung eine tanzende Pierrette und ein grinsender Pulcinell gemalt. Das war der Palazzo San Graziolo. Es war ein ganz moderner Bau, in der großen Gründungsperiode der siebziger Jahre entstanden, in der die Wiesen der Engelsburg sich mit modernen Ruinen bedeckten, ursprünglich zu einem Hotel bestimmt und von dem spekulativen Kardinal San Graziolo in der Subhasta gekauft, der schleunigst das ganze Haus an die Meistbietenden vermietete.

Zum Erstaunen der Marchesa kehrte diesmal der Diener mit der Meldung zurück: Seine Eminenz ließen bitten.

„Das war nun auch nicht nötig," sagte Palma maulend; „aus Onkel Camillo mache ich mir nicht sonderlich viel . . ."

Im Portal zupfte die Marchesa Palma am Aermel. „Hör mal, mein Kind: sei liebenswürdig zu Onkel Camillo", bemerkte sie halblaut. „Ich habe meine guten Gründe."

„Ja doch, Mama. Aber bloß nicht abküssen! Das tut er gerne — und er küßt immer so feucht.“

„Laß diese albernen Bemerkungen, Palma! Wenn er dich küßt: ich habe mehr aushalten müssen im Leben . . .“

Vor der geöffneten Tür im Parterre stand ein Diener in Frack und Escarpins und ließ die Herrschaften in ein Vorzimmer, das bis auf eine Anzahl an den Wänden stehender Stühle vollständig leer war. Der Diener verschwand, kehrte aber nach wenigen Minuten wieder zurück, stieß eine Tür auf und ging sodann mit einem kurzen „Wenn ich bitten darf“ voran. Man durchschritt drei Zimmer, mit weltfreudiger Eleganz eingerichtet, dann in ein etwas größeres und ernster gehaltenes Gemach mit dunklen Ledertapeten. Hier saß der Kardinal einem jüngeren Geistlichen gegenüber, erhob sich aber sofort beim Eintritt der Damen: ein großer, schöner Mann anfangs der Sechziger, mit sehr lichten Augen in einem milden und freundlichen Gesicht.

„Meine teuerste Kusine,“ sagte er und streckte der Marchesa beide Hände entgegen, „wie freue ich mich . . . Und da, meine kleine Palma — gib mir einen Kuß, liebes Kind . . . Schau, der Herr Zukünftige: mein lieber Baron . . .“

Er schüttelte Klaus kräftig die Hand. Dann stellte er seinen Besucher vor: „Monsignore von Gronau, Sekretär des Präfekts der Studien . . . ein Landsmann von Ihnen, lieber Herr von Hartung — und was Sie auch interessieren dürfte: ein ehemaliger preußischer Offizier . . .“

Monsignore von Gronau lächelte liebenswürdig. „Ihr Name ist mir keineswegs fremd, Herr von Hartung," sagte er; „ich stand mit einem Ihrer Familie vor etwa fünfzehn Jahren bei den Braunschweigischen Husaren."

„Das war mein Vetter Viktor, Monsignore", entgegnete Klaus. Und im gleichen Augenblick kam ihm auch blitzähnlich die Erinnerung zu Hilfe: der vor ihm war also Alexander Gronau, einer der schneidigsten Herrenreiter der Armee, dem es über Nacht und Tag eingefallen war, den Dienst zu quittieren, um Theologie zu studieren! Jedenfalls machte er auch als Priester schnell Karriere. Er dozierte einige Jahre als Professor des kanonischen Rechts und der Liturgie an einer Schweizer Universität und wurde dann nach Rom berufen, wo er sich — wenigstens hieß es so — des besonderen Wohlgefallens des Papstes zu erfreuen hatte. Klaus entsann sich auch, dann und wann von ihm gehört zu haben: ein paar Bekannte, die Rom besucht, hatten von ihm erzählt — allerhand Lustiges: er sei immer noch der alte, liebenswürdige Gesellschafter, zuweilen auch ein fröhlicher Zecher — ganz Weltmann und herzlich wenig Priester.

In der Tat: trotz der Soutane lag über der ganzen Erscheinung des Monsignore etwas weltmännisch Elegantes — und selbst das geistliche Gewand schien er mit einer gewissen Koketterie zu tragen. Auf dem frischen, sehr gesunden, glatt rasierten Gesicht las man nichts von jesuitischer Tücke oder salbungsvoller Weihe; es war ein offenes,

liebenswürdiges und sympathisches Gesicht und trotz des fehlenden Schnurrbarts von dem ausgeprägten Typus des norddeutschen Adels.

Mit der Marchesa erneuerte er eine alte Bekanntschaft. Auch Palmas entsann er sich gut. „Wohnen Sie wieder im Hause Spino-Bonzani?" fragte er.

„Jawohl, Monsignore — wir waren da immer sehr zufrieden. Besuchen Sie noch den Jour der Madame Spino?"

„Selten, liebe Marchesa. Ich bin augenblicklich beruflich stark in Anspruch genommen. Aber nun ich weiß, daß die Herrschaften wieder in Rom sind, werde ich nicht verfehlen . . ." Er hatte seine Uhr gezogen und stand eilfertig auf . . . „Monsignore Dandini erwartet mich — wollen Euer Eminenz mich gnädigst entschuldigen . . ." Er küßte der Marchesa die Hand. „Herr von Hartung, wenn Sie einmal an Ihren Vetter schreiben, grüßen Sie ihn herzlich von mir. Steht er denn noch bei den Braunschweigern?"

„Doch nicht, Monsignore: er ist Generalstäbler geworden."

„Sieh da — alle Achtung! Aber ja — er hatte immer etwas Strebsames. Ich hatte ihm einmal einen wunderschönen Vollblüter abgekauft — den „Rosmarin", einen prächtigen Fuchs. Hat mir drei Siege eingetragen . . . Ach, meine Pferde! . . . . Au revoir, Marchesina . . ."

Der Kardinal winkte ihm mit der Hand einen freundlichen Abschiedsgruß zu. Dann ließ er sich

erzählen. Die Verlobung interessierte ihn lebhaft. Klaus fürchtete, er werde das Konfessionelle streifen. Aber es geschah nicht. Graf San Graziolo plauderte unbefangen und heiter, gelegentlich erwähnte er auch der Verwandten in Rom.

„Ah, ihr seid auch bei Carlo Acquaviva gewesen?“ fragte er. „Natürlich — das ließ sich annehmen . . . ich habe ihn lange nicht gesehen — das bringen nun mal die Verhältnisse mit sich. Apropos, Teresina, wie geht es denn deinem Attilio? Ich las neulich im „Popolo Romano“, er sei auf der Jagd verunglückt, und hätte mich gern nach ihm erkundigt, wußte aber seine Adresse nicht.“

„Es geht ihm besser — Gott sei Dank“, erwiderte die Marchesa. „Indessen — ich hätte gern ein paar Worte mit dir über Attilio gesprochen, lieber Camillo.“

Das Gesicht des Kardinals verlängerte sich. „Ich bin sehr pressiert, liebe Teresa —“

„Zwei Minuten, Camillo — zwei Minuten . . . dürfen die Kinder solange in das Nebenzimmer?“

„Ah nein — sie können ruhig hier bleiben . . .“ Er hatte sich erhoben und öffnete eine Tapetentür. „Bitte, Teresa,“ sagte der Kardinal, „aber ich ersuche nochmals . . . meine Zeit drängt . . . . ich bin zum Staatssekretär befohlen . . .“

„Zwei Minuten, Camillo . . .“

Die Tür klappte zu.

Palma sprang auf und reckte sich. „Wenn wenigstens der nette Monsignore hier geblieben wäre! Schau

mal an — also der war Husarenoffizier bei euch in Preußen?"

„Und ein sehr schneidiger. Weiß der Geier, was seine innere Wandlung hervorgerufen hat!"

„Ist er übergetreten?"

„Nee — er war immer katholisch. Hannöverscher Adel; galt auch für welfenfreundlich. Ein brillanter Reiter. Und eines Tages sattelte er. Herunter mit der Attila und hinein in den Priesterrock. Als ob sich das von selbst verstände." Er horchte auf . . . „Herrjeh, die Mama wird mit Onkel Camillo doch nicht etwa das Zanken kriegen!? . . ."

In der Tat waren die Stimmen nebenan lebhaft geworden. Man hörte den sonoren Tonfall der Eminenz, von Erregung durchzittert, dazwischen ununterbrochen ein Auf und Ab rhetorischer Nüancen, die Stimme der Marchesa. Und plötzlich zuckte Klaus zusammen. In raschem Flusse dieses italienischen Gesprudels waren ihm ein paar scharf hervorgestoßene Worte aufgefallen. Sie lauteten: „Abfall vom reinen Glauben" — das hörte er deutlich. Sprach der Kardinal von der Verlobung seiner Nichte mit einem Ketzer? — Klaus lächelte. „Ich nehm's ihm nicht übel," sagte er, „bloß soll er mir nicht mit Proselytenversuchen kommen. Er wird auch nicht. Er wird sich von vornherein sagen, daß er damit kein Glück hat . . ."

„Klaus, sieh!" rief Palma, die am Fenster stand. „Komm, bitte, einmal her! Ist das nicht Mister Cardock-Scott?"

Klaus trat an das Fenster. „Wo?"

„Da drüben. Jetzt biegt er zur Brücke ein. Man sieht ihn nur noch von rückwärts."

„Ah ja . . . Möglich — es ist seine Figur. Vielleicht ist er in Rom. Dann treffen wir ihn auch . . ."

Die Tür ging. Der Kardinal und die Marchesa kehrten zurück; beide mit leicht geröteten Gesichtern. Die Marchesa mit nervös zitternden Händen aber zufriedenem Ausdruck. Sie bastelte an ihrem kleinen Handtäschchen, in dem sie etwas verborgen zu haben schien.

„Lieber Camillo," sagte sie, „nun halten wir dich nicht länger auf. Ich weiß, wie kostbar deine Zeit ist —"

„Zuweilen," entgegnete der Kardinal zweideutig. „Ich hoffe, Euch bald wieder zu sehen. Bitte, merke dir gütigst: ich empfange jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat, falls nicht ein Kirchenfest auf diesen Tag fällt."

„Notiere es dir, Palma!" rief die Marchesa. „Nochmals herzlichen Dank, Camillo —"

„Hat nichts zu sagen, Teresa."

Man saß wieder im Wagen. Der Himmel hatte sich jetzt gänzlich mit weißgelben Wolken bedeckt; eine heftige Tramontane fegte den Kai hinab.

Als man nach dem Hotel zurückgekehrt war, mußte Klaus sich niederlegen. Eine heftige Migräne hatte ihn ergriffen; er fühlte sich zerschlagen und matt, erhoffte indessen von einer Stunde Schlummer Besserung. Das war nicht der Fall; es schien Sabine auch, als fiebere Klaus ein wenig; er hatte heiße und trockene Hände. Nun wurde sie ängstlich und

wollte zum Arzt schicken. Klaus wehrte sich dagegen, ging aber nicht zur Dinerstunde in den Speisesaal, sondern legte sich fügsam zu Bett. Sein Ausbleiben beim Diner erregte allgemeine Bestürzung; die Marchesa war für Chinin-Pastillen, Marianita für heiße Umschläge. Palma bat darum, nachts bei ihm wachen zu dürfen. Schließlich mußte Sabine versprechen, nach dem Diner den Cognettos Bericht über das Befinden ihres Bruders zu erstatten.

Sie fand Klaus in festem und ruhigem Schlaf, mit leichten Schweißtropfen auf der Stirn. Das Fieber war also gewichen.

Sie drehte das Licht aus, schlich sich leise aus dem Zimmer und ging zu den Cognettos hinüber. In diesem Augenblick sah sie einen alten weißhaarigen Herrn aus dem Lift treten, der sie einen Moment scharf fixierte und dann höflich grüßte; es war Herr van Zuylen, der champagnertrinkende Vegetarier aus dem Hotel Brufani in Perugia.

Schon vor der Zimmertür der Cognettos vernahm Sabine, daß man sich drinnen eifrig unterhielt; sie vermeinte auch, eine Männerstimme zu unterscheiden. Sie klopfte an und trat ein, als sie den lustigen Ruf Palmas hörte: „Das wird Sabine sein! Immer herein, Biondinetta!"

Die Damen saßen am Sofatisch und bei ihnen ein großer, stattlich gewachsener Offizier. Er sprang beim Eintritt Sabines auf und verneigte sich respektvoll.

„Zuerst — wie geht's Ihrem Bruder?" rief Marianita.

Sabine berichtete. Dann wurde der Offizier vorgestellt; Marianita übernahm es. „Ein alter Bekannter," sagte sie unter leichtem Erröten, „— Hauptmann Raimondi."

„In der Tat ein alter Bekannter," wiederholte der Kapitän, „der sich freut, auch Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, gnädiges Fräulein. Ich habe Marchesina Palma einmal prophezeit, daß sie sicher dereinst einen Ausländer von jenseits der Alpen heiraten würde. Sie hat das Blond immer dem Dunklen vorgezogen — und siehe da, meine Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen."

Während er diese leichten Phrasen sprach, blieb ein gewisser Ernst auf seinem interessanten männlichen Gesicht. Man konnte den Hauptmann Raimondi weder schön noch hübsch nennen; aber das kraftvoll Männliche seiner ganzen Erscheinung wirkte doch außerordentlich anziehend. Geschmeidigkeit und Eleganz und die den Romanen eigene Leichtigkeit der Bewegungen gingen ihm ab; er war auffallend groß und stark, und erhob er sich, so sah dies wuchtig und schwerfällig aus. Auch die Hände, in denen er noch das Käppi mit dem Emblem der gekreuzten Hacken hielt und hin und her wendete, waren kräftig, wenn auch gut gepflegt.

Sabine kannte das Herzensgeheimnis Marianitas nicht, aber das Benehmen des Mädchens fiel ihr im Laufe des Abends doch auf. Sie bemerkte wohl, wie Marianita bei jeder direkten Anrede von seiten Raimondis heftig errötete und wie sie ihn zuweilen mit einem heißen Blick umfing. Sie sah auch, daß er

ihr zuzwinkerte, wenn er sich unbemerkt glaubte: ein Spiel der Augen, das auf geheime Fäden schließen ließ, die sich herüber und hinüber angesponnen hatten. Und da erwachte das Interesse in ihr für diese beiden Menschen, die sich zweifellos angehören wollten und durch die Ungunst der Verhältnisse sich doch nicht näher kommen konnten. Sabine hatte das Empfinden, als halte die Marchesa sich in beabsichtigter Reserviertheit zurück. Die alte Dame saß in steifer Haltung auf dem Sofa, mit viel strengerem Gesicht, als man es sonst an ihr kannte, war auch von ausgesuchter Förmlichkeit und erwähnte bereits zum dritten Male, daß man heute eine größere Besuchsfahrt zu dem und dem und der und der unternommen habe, wobei sie die mannigfachen Titel der verschiedenen Herzöge, Fürsten und Grafen in aller Ausführlichkeit herzählte. Daß sie dies aus Berechnung tat, schien Sabine gewiß: der bürgerliche Ingenieur, der vielleicht auch noch ein armer Teufel war, sollte den unermeßlichen Abstand spüren, der ihn von der Familie Cognetto trennte. Das Mitgefühl regte sich wieder in Sabine. Sie hätte der armen Marianita gar zu gerne geholfen. Sicher vergrämte das alternde Mädchen mehr und mehr in ihrem Liebesschmerz.

Die Marchesa hob den Kopf. Sie horchte plötzlich schärfer hin. Wie war das? Was erzählte der Kapitän? Er wollte den Abschied nehmen? —

„Ich habe lange hin und her überlegt," fuhr Raimondi fort, „ach ja, lange und mit Bedächtigkeit. Denn ich bin ein passionierter Soldat. Ich liebe vor allem die Waffe, der ich angehöre. Aber ich meine, bei einem Anerbieten, wie es mir geworden ist, treten

Rücksichten in Frage, die man nicht einer Passion zuliebe beiseite schieben kann. Habe ich recht, Frau Marchesa?

„Um was handelt es sich gleich, lieber Kapitän? — Vergebung — ich war zerstreut —"

„Ich erwähnte es nur, apropos, kann aber auch ausführlicher sein — es ist kein Geheimnis mehr —, ich hatte bereits Audienz beim Kriegsminister. Die Firma Figueroa und Kompagnie sucht einen Chefingenieur, der in den ersten Jahren auf Elba ansässig sein müßte; es sind dort neue umfangreiche Erzlager entdeckt worden, die erschlossen werden sollen. Durch einen Zufall ist man auf mich aufmerksam geworden und hat mir vorläufig einen zehnjährigen Vertrag angeboten. Die äußeren Bedingungen sind so eminent günstig, wie ich sie selbst als Kommandierender General nicht erreichen würde — und da ich von Hause aus leider nicht mit Glücksgütern gesegnet bin, so wäre es meines Erachtens eine Torheit, wenn ich das Anerbieten ausschlagen wollte. Das ist jedenfalls auch die Ansicht des Kriegsministers."

„Eine sehr verständige Ansicht", bemerkte Sabine.

„So ist es", sagte die Marchesa. Sie verlor auf einmal ihre steife Förmlichkeit und wurde gesprächig. „Ich verstehe, daß man sich nicht gar so leicht von seiner Uniform trennt. Natürlich — ich bin auch für das Ideale — aber alles zu seiner Zeit. Alles zu seiner Zeit, lieber Kapitän. Nehmen Sie an, ich sage nur angenommen: Sie bekommen als Hauptmann sechstausend Franken Gehalt — nicht wahr? so un-

gefähr —, ja, ich taxiere, in Ihrer neuen Stellung werden Sie das dreifache Einkommen haben."

„Mehr als das Fünffache, Marchesa —"

Die Marchesa war ganz blaß geworden. Sie rückte in die Ecke des Sofas, näher an den Platz Raimondis heran. Ihr Kleid krachte.

Sabine verabschiedete sich. Mit ihr erhob sich auch Hauptmann Raimondi.

„Darf ich gelegentlich wieder einmal vorsprechen?" fragte er und neigte sich über die Hand der Marchesa.

„Mein lieber Kapitän, wann Sie wollen. Wann Sie wollen — Sie sind uns jederzeit willkommen."

Giacinto sagte ein Dankwort. Marianita half ihm, das graue Cape um die Schultern zu hängen; dabei trafen sich ihre Blicke. Endlich! riefen beider Augen.

IX.

In den nächsten Tagen hielten zahlreiche elegante Equipagen vor der Pension Spino-Bonzani: alle geschlossen, mit den Wappenschildern berühmter Geschlechter am Wagenschlag, Diener und Kutscher meist in reicher Livree, die Pferde unter tadellosem Geschirr. Im Innern der Equipagen aber saß kein Mensch, zur Verwunderung des Portiers, der jedesmal in größter Hast herbeistürzte, den Schlag zu öffnen, und dem dann der Diener gnädig abwinkte, indem er ihm drei Visitenkarten reichte: für die Marchesa und die Mar-

chesina Cognetto und für den Baron von Hartung. Nur der Kardinal San Graziolo vergaß die Gegenkarten zu senden; dafür schickte Graf Acquaviva der Marchesa ein herzlich gehaltenes Briefchen, in dem er bestens zur Verlobung gratulierte und die Hoffnung aussprach, die verehrte Kusine mit samt dem jungen Paare bald bei sich sehen zu können.

Die Tramontana wütete noch immer bei heiterem Himmel. Es war kein Vergnügen, bei dem schneidenden Nordost durch die Straßen zu bummeln, sich den Hut vom Kopf wehen und von den Kleidern umflattern zu lassen. Man beschränkte sich denn auch auf einige abendliche Theaterfahrten und blieb tagsüber gewöhnlich daheim. Klaus war dies gerade in dieser Zeit nicht unangenehm, da der Oberinspektor ihm aus Niéborowo ein ganzes Paket von Abrechnungen zugeschickt hatte, die geprüft werden wollten. Nebenbei hatte auch Palma angefangen, für ihre Ausstattung Sorge zu tragen; Boten mit Schachteln, Kartons und großen Paketen trafen ein, und mit Modistin und Schneider wurden wichtige Konferenzen abgehalten, zu denen Sabine regelmäßig zugezogen wurde.

Eines Nachmittags saß man, während Klaus zu seinem Bankier gefahren war, wieder zwischen Sammet, Seide und Leinewand, prüfte, wühlte und handelte, als es an der Tür rüttelte und ein Männerkopf in das Zimmer schaute.

„Ujeh!" rief eine lustige Stimme: „Die Geheimnisse des Boudoirs! Darf ich da überhaupt herein?!"

„Attilio!" jubelten Palma und Marianita, zogen

den Bruder in das Zimmer, küßten ihn ab und gaben ihn dann der Mutter zum Küssen weiter.

Er pustete. „Danke," sagte er, „eure Liebe ist etwas stürmisch. Das da ist Donna Sabine — es bedarf keiner Vorstellung. Ich bin Bruder Attilio."

Er reichte Sabine die Hand. „Aus Briefen und mündlichen Berichten kenne ich Sie längst, gnädiges Fräulein, und das Bild meiner Phantasie klappt beinahe mit der Wirklichkeit zusammen. Beinahe; was daran fehlt, sage ich nicht, weil es schmeichelhaft klingen würde, obschon es der Wahrheit entspricht."

Dieser Attilio war ein entzückender Junge. Sabine meinte, noch nie einen so bildhübschen Burschen gesehen zu haben. Er war Mitte zwanzig, erschien aber in seiner Jünglingsfrische wie achtzehn. Das Profil war von prachtvoller Reinheit, das Auge grün, aber dunkler als das Palmas, der Teint von köstlicher Färbung, das Haar kurz gestutzt wie das flaumige schwarze Bärtchen auf der ein wenig kurzen Oberlippe. Der Marchese war nur mittelgroß, aber schlank, sehnig und geschmeidig.

Aber ein vergnügter Löwe. Er begann sofort mit Sabine eine lebhafte Unterhaltung, erzählte von seinem Sturz mit dem Pferde, bat sie, doch auch einmal eine Fuchshatz mitzureiten, erkundigte sich nach ihren sportlichen Neigungen, fragte nach Klaus und nach Niéborowo, sprach vom Theater und dem Wachtelfang, von den neuen Ausgrabungen auf dem Forum und dem letzten Empfang auf der französischen Botschaft, kam vom Hundertsten ins Tausendste.

Immer in gleich liebenswürdigem Plaudertone, halb französisch, halb italienisch, sehr angeregt, lustig, witzig, auch ein wenig sarkastisch. Mutter und Schwestern hörten entzückt zu; man sah, Attilio war ihr ganzer Verzug. Man küßte sich viel. Attilio küßte Palma auf das Ohrläppchen, Marianita küßte ihn auf den Schnurrbart, er küßte der Mutter die Hände, sie zog ihn zuweilen an sich. Dann durchwühlte er wieder die auf dem Tische und den Stühlen ausgebreiteten Toilettestücke und lachte glockenhell auf, als Palma ihm einen Klaps gab. Er fragte nach der Besuchsfahrt und entwarf Sabine von jedem der lieben Verwandten und Bekannten eine kurze Charakteristik, die meist wenig schmeichelhaft war. Sabine hörte, obschon sonst nicht auf den sarkastischen Ton gestimmt, amüsiert zu. Auch die kleinen Bosheiten Attilios waren von einer gewissen liebenswürdigen Laune getragen, die ihnen die Spitzen nahm.

„Was machen Sie den ganzen Tag über, Gnädigste?" fragte er. „Helfen Palma bei der Auswahl der Trousseaus, besichtigen die Sehenswürdigkeiten Roms, klappern die Galerien ab, gehen in sämtliche Kirchen und beobachten den Sonnenuntergang im Kolosseum. Das weiß ich. Aber was sonst noch? Wollen Sie nicht auch ein bißchen unsere Geselligkeit kennen lernen? Viel ist nicht dran. — Aber der und jener Salon interessiert Sie vielleicht doch."

„Die Saison ist ja noch gar nicht eröffnet, Attilio", warf die Marchesa ein. „Uebrigens hätte

ich unsere liebe Sabine gern mit auf die Besuche genommen — aber sie wollte ja nicht."

„Ich kann es noch nachholen, Marchesa, wenigstens hie und da. Nur den großen Strudel möchte ich vermeiden."

„Unsere Gesellschaft ist auch nicht allzu viel wert", sagte Attilio. „Sie ist eigentlich nur amüsant in den Künstlerkreisen und in der Kolonie. Dann gibt es ein paar nette Offiziersfamilien und schließlich den Hof. Auf den ersten Hofball gehe ich alljährlich. Man kann ruhig behaupten, daß dieses Vergnügen eine Stupidität ist. Aber ich erkläre mich für befangen. Vielleicht gefällt Ihnen der Rummel besser. Wollen Sie sich nicht vorstellen lassen?"

„Auf jeden Fall", rief die Marchesa. „Ich führe auch Palma mit ihrem Bräutigam in den Quirinal. Onkel Karl wird uns das besorgen."

„Onkel Karl tut das gewiß. Er ist noch nicht der Schlimmste. Wenn er nur nicht so dick wäre! Na überhaupt: die Rasse entartet. Unsere Fürsten und Herzöge — Sie werden sich wundern. Bis auf einige Ausnahmen: Sant' Elia sieht wie ein Riesenheupferd aus, San Donato wie ein pensionierter Schullehrer —"

„Attilio, menagier dich doch", bat die Marchesa.

„Pardon, Mama. . . . Was gibt es denn noch für sogenannte Vergnügungen, die ich Ihnen empfehlen könnte, Baroneß? Spielen Sie Fußball oder Tennis? Dann, wie gesagt, die Fuchsjagd. Reiten Sie gern?"

„Passioniert", entgegnete Sabine. „Wäre auch gern dabei, falls sich Klaus gleich beteiligt."

Sabine hatte auf ihre Uhr gesehen. „Dreiviertel sieben!" rief sie. „Ich muß eilen, mich zum Diner umzukleiden."

„Speisest du mit uns?" fragte die Marchesa Attilio.

„Kann leider nicht, Mama", entgegnete dieser. „Herr von Höffert von der deutschen Botschaft gibt ein kleines Diner im Café di Roma — da habe ich schon vor acht Tagen zugesagt. . . . Addio, Baroneß. Am siebenten November findet die nächste Fuchshatz statt, falls das Wetter schön sein sollte — ich werde rechtzeitig daran erinnern."

„Sprechen Sie mit Klaus, Marquis — ich bin einverstanden . . ." Sie grüßte und trat aus dem Zimmer.

„Nun —?" fragte die Marchesa gedehnt.

Attilio zupfte seine Weste herunter und steckte die Krawattennadel fester.

„Wieviel?" fragte er zurück.

Marianita entrüstete sich wieder einmal. „Es ist schamlos, Attilio! Ist denn die Ehe ein Handelsgeschäft?"

„Ja," erwiderte der junge Mann ruhig, „für mich zweifellos. Eine sogenannte Liebesheirat ist für mich ausgeschaltet. Notabene — ich will damit keineswegs sagen, daß die Liebe aus meiner Ehe verbannt sein soll. Für diese Donna Sabine könnte ich mich sogar lebhaft interessieren. Im übrigen steht derzeit noch eine Blondine auf meiner Liste, von der

ich ziemlich genau weiß, daß sie mehrfache Millionärin ist."

„Und das wäre?"

„Miß Mabel Pratt, Mama."

„Kenne ich nicht."

„Aber Mama, sie wohnt doch im Hause — hier im Hotel Spino-Bonzani! Beweis dafür, daß sie heiratslustig ist."

„Wir haben erst wenige Bekanntschaften gemacht," erklärte Palma; „aber morgen abend ist Tanz und vorher Jour. Du bist doch auch dabei?"

„Versteht sich. Mama, wie sind deine Fonds? Ich sehe, es starrt hier von Sammet und Seide. Bleibt ein Reservat von fünfhundert Franken für mich übrig?"

Marianita fuhr auf. „Mutter, tu's nicht!" rief sie.

„Gib ihm doch", meinte Palma gutmütig.

„Daß er's verjeut!" rief Marianita wieder. Wenn sie giftig wurde, gruben sich tiefe Falten um ihren Mund. „Oder mit seinen Frauenzimmern durchbringt! Ah, wir kennen dich, mein Söhnchen!"

Attilio blieb sehr gelassen. „Ob du mich kennst, Nita? Ich glaub's nicht recht. Oder doch nur sehr oberflächlich. Ich schwimme ja freilich auf der Oberfläche. Aber es sind auch Unterströmungen da, die siehst du nicht . . . Bummler, sagst du. Ist richtig, denn mein bißchen Schreiberdienst — was ist es denn anders! — füllt meine Zeit nicht aus. Und sonst bummle ich. Wahrhaftig! Aber nicht immer bloß zu meinem Vergnügen. Ein verdammtes Leben,

liebe Rita — ein Zappeln und Hängen und Würgen, immer auf der Schaukel, ein ewiges Jonglieren — ein Durchflitzen zwischen soundsoviel Paragraphen des Strafgesetzes . . ."

Die alte Dame stand wie gelähmt am Fenster. „O du Allerbarmer," stammelte sie, „heilige Jungfrau Maria — was redest du, Attilio, was redest du?!"

„Unfug, Mama — laß dich's nicht kümmern!"

„Hättest du mehr gelernt," rief Marianita, „du brauchtest dich nicht durch das Leben schwindeln! Aber du —"

Das Tosen eines durch die Etagen getragenen, unaufhörlich geschlagenen Gongs schnitt ihr das Wort ab.

Palma schnellte empor. „Dieu, das Diner!" Sie huschte in das Nebenzimmer. Marianita folgte ihr.

Attilio küßte die Mutter. „Vergebung, Mama — mir ging die Zunge durch. Rita ist unerträglich mit ihren Moralpredigten. Kannst du mir die fünf Lappen geben?"

Die Marchesa kramte tränenden Auges in ihrem Koffer. Sie seufzte und rief die Heiligen an. „Ach, mein Junge, wie schwer ist das Leben! Palma ist nun in Sicherheit — und so Gott will, Marianita auch bald. Aber du . . . Vielleicht nimmt dich die Sabine. . . Diese Miß Pratt kenne ich gar nicht. Attilio, fünf geht nicht. Ich hab mir doch selber die paar tau . . . ich war bei Onkel Camillo — — empörend, ich habe ihm einen Schuldschein geben

müssen! . . . Zu Onkel Karl will ich morgen. Attilio, hier hast du zweihundert —"

„Nützt nichts, Mama. . . Leg noch einen Fetzen dazu."

„Du hast gräßliche Ausdrücke. Es geht ja nicht, Liebling —"

„Eins, zwei — so, nun noch Nummero drei . . ." Er nahm ihr die Scheine aus der Hand. „Dank schönn, sagt der Deutsche. Ich lerne jetzt Deutsch. Englisch radebreche ich ganz geläufig. Man muß der holden Weiblichkeit aus aller Herren Ländern entgegenkommen. Au revoir, liebe, kleine Mama!" Er umarmte sie stürmisch und eilte davon.

Am nächsten Tage lagen auf den Zimmern zierlich gedruckte Einladungen: „Madame Spino beehrt sich, ihre Gäste zum Tee zu bitten: Von neun Uhr ab. Es wird getanzt."

Zu den Teeabenden der Madame Spino waren stets die Prachträume des Hauses geöffnet: ein mächtiger Saal und drei große Salons, die man in dem Stil des alten Palastes erhalten hatte.

Eine Gesellschaft von dreißig, vierzig Personen war bereits anwesend, als die Geschwister den ersten Salon betraten. Hier thronte, gleich einer Cercle abhaltenden Herzogin, Madame Spino auf einem hochlehnigen Sessel, der unter einem Baldachin von gelbem Damast stand: Madame selbst in einer tiefdekolletierten Atlasrobe von der Farbe der Pfirsichblüte, mit einem schön gestickten Devant, die Schleppe um ihre Füße gebreitet.

„Sapperlot," flüsterte Klaus seiner Schwester

zu, „das ist ja ganz wie bei Hofe. Sollen wir nun erst der alten Königin unsern Knicks machen? — Nee — ich krieg es nicht übers Herz, dieser Büfettdame die fette Hand zu küssen. Ich werde mir Palma suchen und mich mit ihr hinter eine Gardine zurückziehen."

„Sei nicht ungemütlich", gab Sabine heiter zurück. „Jedenfalls ist das ganze Bild höchst interessant. . ."

Das fand Klaus allerdings auch. Der äußere Anstrich der Gesellschaft war ein sehr eleganter: die Damen durchweg in großer Toilette, die Herren meist im Frack. Auch ein Dutzend Offiziere oder mehr war anwesend, nur jüngere Herren. Die bunten Uniformen im Verein mit den meist lichten Toiletten der Damen verliehen dem Bilde ein Gepräge heiteren Glanzes. Dazwischen gab es allerdings auch dunklere Flecken; neben dem Frack war die Soutane und der langschößige schwarze Priesterrock vertreten.

Diener in Eskarpins präsentierten Tee und Gebäck. Klaus winkte ab; er suchte lebhaft die Cognettos, fand sie aber nicht sogleich. Ein alter Herr neigte grüßend vor ihm den Kopf: Herr van Zuylen, der Holländer, der seit Perugia immer grüßte, obwohl er sich nie hatte vorstellen lassen. Klaus hatte Sabine am Arm; er fühlte, wie ihr Arm plötzlich in dem seinen zuckte. „Was gibt's, Bienchen?" fragte er.

„Nix Wichtiges", entgegnete sie. „Da ist die Baronin Zanella, mit der uns deine Schwiegermutter neulich bekannt gemacht hat . . . sie hat etwas Un-

angenehmes im Blick — ich möchte sagen, einen Blick, der bis auf die Haut geht . . ."

Die Baronin Zanella war eine reiche Florentinerin, die alljährlich ein paar Monate in Rom verlebte, eine schöne, sehr brünette Frau. Neben ihr saß ihre Gesellschafterin, Fräulein Hasli, eine kleine Schweizerin mit einem süßen, verschüchterten Gesichtchen.

Klaus knurrte. „Die ganze Gesellschaft paßt mir nicht", erwiderte er. „Es liegt so ein verfluchtiger Patschuliduft in der Luft — so ein halbmondänes Parfüm . . . Oder bilde ich es mir nur ein. Jedenfalls haben wir geistlichen Schutz in Masse. Wenn's mir zu bunt wird, bitte ich den Dominikaner, er soll mal gegen die Sünden des Fleisches wettern. Das wäre doppelt pikant bei der allgemeinen Dekolletierung."

„Pfui, Klaus", flüsterte Sabine, aber es klang doch sehr belustigt.

Uebrigens wurde es keineswegs „zu bunt": es herrschte vielmehr durchaus der Ton der guten Gesellschaft. Ueberall hatten sich Gruppen gebildet. Um die Kamine spannen sich Halbkreise; da saßen die Damen in Lehnstühlen oder auf niedrigen Fauteuils und hinter und neben ihnen standen die Herren: ein Arrangement wie auf der Bühne. Das ganze Bild hatte etwas Theaterhaftes. Dennoch war die Unterhaltung sehr rege. Selten sah man — mit Ausnahme der Geistlichen, die sich zusammenhielten — ein paar Herren vereinzelt stehen; die Herren um-

kreisten die Damen, und auf allen Gesichtern zeigte sich das gleiche liebenswürdige Lächeln.

Eine Hand rührte von rückwärts an der Schulter Hartungs. „Tag, alter Kerl," sagte eine lustige Stimme, „man sieht, daß es Ihnen gut geht. Bitte um die Gnade, Ihrem Fräulein Braut vorgestellt zu werden."

Klaus drückte dem andern herzlich die Rechte. „Wenn ich wüßte," entgegnete er, „wo mein Fräulein Braut im Augenblick ist, würde es mir ein besonderes Vergnügen sein, sie mit Ihnen bekannt zu machen, lieber Höffert. Die Jungfrau an meiner Seite ist indes meine Schwester und von meiner Braut bedeutend verschieden. Sabine, gestatte — Rittmeister von Höffert. Ich betone den Rittmeister, weil man es ihm sonst nicht ansehen würde."

Der Militärattaché war im Frack: aber auch im Frack der Typus des preußischen Offiziers. Das glatte Gesicht mit dem runden Monokel im Auge lächelte gern ein wenig spöttisch. „Vergebung, gnädiges Fräulein — nicht wegen der Braut — sondern wegen Verkennung der Rasse. Um so empörender, da ich für diese Schwester sogar eine gehorsamste Empfehlung mitbringe."

„Und von wem, Herr von Höffert?"

„Von einem Herrn, den ich gestern abend im Café di Roma kennen gelernt habe — und zwar auf etwas ungewöhnliche Weise . . . Aber — 'pristi — ist das nicht Monsignore von Gronau —? Ah, und nun ahne ich: die junge Dame, der Ihr Bruder entgegenstürmt — d a s ist die glückliche Braut!"

„Sie wollten mir noch eine Empfehlung ausrichten, Herr von Höffert."

„Jawohl, gnädiges Fräulein — aber vorher muß ich Ihnen erzählen, auf welche närrische Weise —".

Er kam nicht weiter. Klaus hatte ihn unter den Arm gefaßt und zog ihn zu Palma. Eine allgemeine Vorstellung hub an. Nur Höffert und der Monsignore kannten sich bereits. Hauptmann Raimondi stand kerzengerade, als salutiere er einem Vorgesetzten. Palma kicherte bei dem ersten Scherzwort des Attachés. Dicht neben Raimondi stand Marianita und drückte ihm in verliebter Heimlichkeit den kleinen Finger; er hatte ihr vorhin zugeflüstert, sobald sein Abschiedsgesuch erledigt sei, wolle man heiraten — ohne langes Verlöbnis, kurzweg, nun wünsche er keine Zeit mehr zu verlieren. Und Marianita war glückselig.

Rittmeister von Höffert hatte den Monsignore freundschaftlich begrüßt; einen Augenblick behielt er dessen Hand in der seinen und fragte halblaut, in einem auf große Vertraulichkeit schließenden Tone:

„Come sta, cher Gronau? Was führt den künftigen Kardinalpriester und Episcopus Wratislaviae in das Heiratskabinett der Madame Spino? Nur die weltliche Neigung harmloser Neugier? Oder gilt's einen Fischzug?"

Auch der Monsignore lächelte; aber aus seinen Augen schoß dabei ein Blitz des Aergers. Er rieb

sich die Hände wie in behaglicher Laune und erwiderte leise:

„Ich warne Sie, Höffert. Die Narbe auf Ihrer rechten Wange ist noch nicht verblaßt. Da pfiff einmal eine Kugel vorbei. Drei Finger weiter — und sie hätte die ewig spottende Zunge durchbohrt."

„Ich vergesse es nicht, geliebter Hoherpriester —" seine Worte waren nur dem Monsignore verständlich — „vergesse auch nicht, daß bei der Bitte um Revanche der päpstliche Kammerherr erklärte, bereits die Weihen empfangen zu haben — was unrichtig war."

„Ich stand unmittelbar davor und bereute tief, daß ich mich in der Wallung der Leidenschaft zu einer Sünde hatte verleiten lassen. Ich habe gebüßt und von Seiner Heiligkeit selbst Absolution empfangen. Besser, wir lassen die Vergangenheit ruhen, Herr Rittmeister. Besser, wir schließen Frieden als . . ." Seine Stimme klang heiter und unbefangen . . . „Weshalb ich hier bin, fragten Sie, Herr von Höffert? Sozusagen als Fremdenführer ohne Konzession. Ein paar Landpfarrer möchten gern Rom besichtigen und haben sich an den Präfekten der Studien gewandt. Der hat mich gebeten, ich möchte mich der Leutchen ein wenig annehmen. Aber wo finde ich sie?"

Der Monsignore war bereits, hier und da einen Bekannten grüßend, auf dem Wege zum Nebensalon. Herr von Höffert stäubte mit Daumen und Zeige-

finger über seinen Aermel; da hatte der geistliche Herr ihn gestreift.

„Ein Prachtmensch, dieser Monsignore," sagte er zu Klaus. „Habe selten in meinem Leben etwas so bezaubernd Liebenswürdiges kennen gelernt. Und dabei welche Ehrlichkeit der Gesinnung! So gar nicht Streber — so durch und durch Idealist! Er, meine Wenigkeit und Ihr Vetter Hartung bildeten seinerzeit ein unzertrennliches Trifolium im Regiment."

Der boshafte Plauderer brach ab: Sabine stand neben ihm und fragte: „Wie ist's, Herr Rittmeister — wollen Sie mir noch im Laufe des Abends die beauftragte Empfehlung ausrichten oder ziehen Sie es vor, meiner Neugier die gebührende Strafe zu diktieren?"

„Das würde ich nicht wagen, gnädiges Fräulein," entgegnete Herr von Höffert mit einer Verbeugung, „obwohl es sicher seine pikanten Reize haben müßte. Da drüben ist noch ein Plätzchen frei — darf ich Sie hinführen?"

Die kleine Gruppe hatte sich geteilt. Klaus schritt plaudernd mit seiner Braut auf und ab, während Hauptmann Raimondi Marianita und ihre Mutter zu einer schlanken blonden Dame geleitete, der Miß Mabel Pratt, die gebeten hatte, den Herrschaften vorgestellt zu werden. Inzwischen hatte Rittmeister von Höffert Sabine den Arm gereicht und führte sie zu einem Etablissement niedriger Polster in einer der tiefen Fensternischen des Saales.

X.

„Also nun," sagte Herr von Höffert, nachdem er Sabine gegenüber Platz genommen hatte, „ja, was war's eigentlich, was ich Ihnen berichten wollte? . . . richtig — ich weiß schon . . . eine Empfehlung, zu der ich auf ziemlich ungewöhnlichem Wege gekommen bin —"

„Keine Einleitungen, Herr von Höffert."

„Gut — ich verzichte darauf, obschon die Einleitung sehr hübsch zu werden versprach . . . Ich hatte gestern abend ein kleines Diner im Café di Roma, ein Junggesellendiner — eine durchaus moralische Abfütterung —"

„Lassen Sie das Epitheton fort — es versteht sich bei Ihnen sicher von selbst."

„Danke untertänigst für die gute Meinung. Ich will mich nicht loben — aber ich betone, daß Sie recht haben . . . Ein schlichtes, kleines Diner — auch der Marchese Attilio Cognetto war dabei, der Bruder Ihrer Schwägerin —"

„Ich kenne ihn —"

„Er sprach davon."

„Was ist dieser kleine Marchese? Diplomat, nicht wahr?"

„Er tut zuweilen so. In Wahrheit ist er Gerichtsschreiber."

Sabine schaute betroffen auf. „Gerichtsschreiber?" wiederholte sie fragend. „Ist das nicht etwas — etwas Subalternes?"

„Freilich. Aber immerhin eine ehrliche Stellung.

Ja, meine Gnädige — die Verhältnisse liegen hier anders als bei uns. Ein Gerichtsschreiber kann Minister werden, wenn er seine Sache versteht — warum auch nicht!? Wie gesagt, ich gab ein kleines Diner. Es war ganz fidel. Als der Kellner den Sekt bringt, öffnet sich plötzlich die Tür zum Nebenkabinett, und ein erregter Herr schreit: ‚Kellner, jetzt warte ich schon seit einer geschlagenen Viertelstunde auf den bestellten Cliquot! Ist das Cliquot? Her damit . . .‘ Aber da kam er schön an."

„Kann ich mir denken."

„Ein Hallo erhob sich an unserem Tische. Cognetto und ich hinter dem Frechling her. Ein wütendes Zwiegespräch. „Das ist unser Cliquot, Herr!" — „Herr, den habe ich mir bestellt!" — „Wir aber zuerst!" — „Ich schon, bevor Sie geboren waren!" — „Unverschämtheit!" — „Wer hat das gesagt?" — „Ich, mein Herr!" — „Bitte, meine Karte!"

„O mon Dieu," fiel Sabine ein, „nun weiß ich Bescheid. Ein Duell."

Der Attaché lachte. „Beinahe. Aber so blutdürstig sind wir nicht. Wir tauschten die Karten. Und da fixierte mich der Fremde, steckt die Hände in die Hosentaschen und sagte ganz gemütlich: „'Pristi, Sie hätte ich doch auch gleich erkennen müssen, Höffert! Nun wollen wir wenigstens den Sekt gemeinsam trinken . . ." Tableau. Ich hatte einen Kameraden von der Kriegsschule wiedergefunden."

„Und heißt?"

„Er läßt sich Ihnen in respektvollster Ergebenheit zu Füßen legen."

„Und heißt?"

„Er ist eher klein als groß, hübsch gewachsen, schwarz, mit merkwürdig sengenden Augen."

„Ah," rief Sabine, „Viktor Schaßberg!"

„Richtig geraten, meine Allergnädigste — mit seiner Gattin."

„Diesmal haben Sie unrichtig geraten: er ist gar nicht verheiratet."

„Erlauben Sie, teuerste Signorina — er hat nicht nur mir, sondern der gesamten Tafelrunde seine reizende Gattin persönlich vorgestellt."

Eine rasche Vermutung ließ Sabine förmlich aufzucken. „Wie sah die Dame aus?" „Rotes Haar — sehr schönes, tizianrotes und dunkle Brauen —?"

„Nein, Gnädigste. Brünett — Typus Italienerin."

„Und er nannte sie auch nicht Orte oder Ortrude?"

„Auch nicht. Er nannte sie Nini."

„Nini . . . das ist im allgemeinen kein Name für eine legitime Frau."

„Eine Aeußerung, der ich nur beipflichten kann. Ortrude — ah, das klingt schon ganz anders!"

„Sehr merkwürdig, Herr von Höffert — ich zerbreche mir den Kopf, wen Schaßberg . . . man hätte es uns sicher aus der Heimat geschrieben . . . Sagen Sie: sprach die Dame deutsch?"

„Ja — sie unterhielt sich auch deutsch mit mir, aber mit fremdem Akzent. Dagegen sprach sie geläufig französisch, nicht ganz pariserisch, doch so tadellos flott, daß ich beinahe vermuten möchte, sie ist

eine geborene Französin. Und nun erzählen Sie mir einmal etwas über Schaßberg, gnädiges Fräulein! Irre ich nicht, so hatte ihm irgendein Onkel ein Gut in Russisch-Polen vererbt."

„So war es, Herr von Höffert. Aber da hielt er sich nicht lange. Und dann tauchte er bei uns in der Provinz auf und kaufte sich eine Klitsche, die er „sein Schloß" zu nennen pflegte. Anfänglich war er sehr beliebt: ein reizender Gesellschafter —"

„Und eifriger Schürzenjäger —"

„Ja, auch das — — aber man hatte ihn gern. Bis seine Verhältnisse immer verworrener wurden und die unaufhaltsame Decadence ihn auf einen bösen Punkt brachte: er begann zu spielen. Er trieb sich auch mit allerhand Gesindel herum. Kurzum — man fand Ursache, sich langsam von ihm zurückzuziehen. Schließlich verkehrte er nur noch in Solowiecze, dem Gute eines Herrn Senders."

„Mir schwant etwas," rief Herr von Höffert, „oh, ich verstehe mich auf Kombinationen! Dies Solowiecze war die Zauberburg der Fee Ortrude!"

„Nicht so laut," flüsterte Sabine erschreckend. „Gut, daß Klaus nicht in der Nähe ist — ich spreche den Namen nicht gern in seiner Gegenwart aus . . . Sie wissen, daß unsere Italienfahrt eigentlich der Rekonvaleszenz meines Bruders gilt?"

„Wenn ich Sie recht verstehe, litt er eigentlich mehr an einer Herzenswunde —"

„Ach nein! Ich glaubte anfänglich auch, die Unglücksaffäre habe ihn erschüttert. Ich hielt für bitteren Ernst, was nur ein frivoles Spiel war."

„Glückliche Naturen, die mit so holdem Leichtsinn begabt sind!"

„Ja, wahrhaftig — die Schwerblütigeren sind schlimmer dran. Trotzdem — damit Sie vorsichtig sind, will ich Ihnen die Ursache des Duells erzählen."

Der Rittmeister pfiff leise durch die Zähne.

„Ein Duell? Sieh da ... Na — so etwas kommt ja zuweilen vor unter Leuten, die nicht die Weihen empfangen haben."

„Es ist rasch erzählt," begann sie. „Solowiecze ist eine ziemlich bedeutende Herrschaft, die einem Herrn Glücksburg-Walewski gehört. Herr Glücksburg senior war ein Jude aus Bielitz-Biala: ein ungeheuer reicher Mann und, wie die Fama sagt, ein bildschöner Mann. War es sein Reichtum oder war es seine Schönheit, die in dem Herzen einer armen kleinen Komteß Walewska die Liebe zu ihm entzündete — — ich weiß es nicht; Tatsache ist, daß sie Herrn Glücksburg heiratete und daß dieser nach der obligaten Taufe sogar den Namen Glücksburg-Walewski annehmen durfte."

„Warum hat er sich denn nicht gleich nobilitieren lassen?"

„Das hat er auch — selbstverständlich, sonst wäre der schöne Doppelname ja ziemlich zwecklos gewesen — aber in Preußen ist man engherzig genug gewesen, dem Adel die nötige Anerkennung zu versagen. Uebrigens war auch der Sohn des Herrn Glücksburg ein ganz scharmanter Mensch — er kaufte sich im Posenschen an, nicht weit von uns, und seine Tochter Ortrude —"

„Ortrude — aha!"

„Heiratete einen Hauptmann Senders. Die Ehe war unglücklich von Anbeginn an: die beiden paßten absolut nicht zueinander . . . Aber ich wollte kurz sein —"

„Warum? Sie erzählen so hübsch. Und die Geschichte interessiert mich lebhaft."

Sabine lachte. „In drei Jahren war es so weit, daß es Ortrude Senders ähnlich erging wie Herrn von Schaßberg: wer etwas auf sich hielt, zog sich langsam von Solowiecze zurück. Nur ein paar begeisterte Verehrer blieben der roten Nixe treu — zu ihnen gehörte auch Klaus. Nun — und eines Tages schlug eben der Blitz ein: es kam zu einem Zweikampf zwischen Senders und Klaus, bei dem mein Bruder einen Schuß in die Hüfte erhielt. Es kam noch allerlei anderes zutage, so daß Senders es vorzog, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen."

„Und sie?"

„Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Ich glaubte beinahe, Schaßberg würde sie heiraten; aber nach ihrer Schilderung scheint mir, daß eine andere Circe ihn in ihren Bann genommen hat."

„Scheint mir auch. Oder Ihre Donna Ortrude müßte sich gefärbt haben. Denn daß die Dame Schaßbergs nicht rot, sondern schwarz war, kann ich in der Tat beeidigen. Tausend Dank, gnädiges Fräulein, für die kleine Novelle! Ich werde Klaus von nun ab mit anderen Augen betrachten. Bei seiner kleinen Marchesina ist er in sicherer Obhut."

„Kennen Sie die Cognettos von früher?"

„Nein, nicht näher. Tadellose Familie; leider verarmt. Sagen Sie: wer hat Ihnen eigentlich das Haus Spino-Bonzani empfohlen?"

„Die Cognettos. Die Marchesa wohnt gewöhnlich hier, wenn sie in Rom ist."

„Ah so. Ich verstehe."

Sabine warf einen beobachtenden Seitenblick auf den neben ihr Schreitenden.

„Sie sagen das in einem etwas seltsam klingenden Ton, Herr von Höffert. Gilt das Haus nicht für fair?"

„Das — das will ich keineswegs behaupten, gnädiges Fräulein. Die Gesellschaft ist gemischt wie in allen unseren großen Hotels. Im übrigen erfreut sich das Haus Spino-Bonzani eines vortrefflichen Rufes und führt durchaus mit Recht einen Stern im Bädeker. Sie sind doch ganz zufrieden?"

„Ja gewiß; aber —"

„Ein Aber gibt es für vorsichtige Leute nicht.. Wissen Sie, wie man die Pension Spino-Bonzani scherzhaft zu nennen pflegt?"

„Nein."

„Das „Hotel zum Ehehafen" oder das „Gasthaus zur Ehe" . . ."

Sabine blieb stehen. „Es ist gut, daß die wenigsten aus der Gesellschaft deutsch sprechen," meinte sie. „Herr von Höffert, klären Sie mich doch bitte ein wenig deutlicher auf. Steht Madame Spino in dem Rufe — ich will mich gewunden ausdrücken: Mariagen zu begünstigen?"

Er neigte zustimmend den Kopf. „Ja, das steht

sie. Es geht alles in Ehren zu. Sie stellt Hymen und den Amoretten gewissermaßen nur die Arena zur Verfügung — den Schauplatz für das Sichkennenlernen und für den Beginn der Belagerung. Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß das Haus fast nur mit töchtergesegneten Müttern und alleinstehenden jungen Witwen besetzt ist?"

Sabine zeigte eine umwölkte Stirn. Sie war verstimmt. „Wenn ich ehrlich sein soll," erwiderte sie, „muß ich Ihnen sagen, daß ich das alles abscheulich finde. Und in dieses berüchtigte Haus hat uns die Marchesa empfohlen?!"

„O, liebes gnädiges Fräulein, was sind das für Worte! ‚Berüchtigtes Haus' . . . ich bitte Sie! Wäre das der Fall, so wäre i c h nicht hier. Ich bin sogar der felsenfesten Ueberzeugung, daß der Hüterin dieses Paradieses keinerlei materielle Vorteile aus den allhier vollzogenen Eheschlüssen erwachsen. Ich glaube, daß sie gewissen inneren Neigungen folgt, einer eigentümlichen Passion, dem Glück auf die Beine zu helfen . . ."

Er schwieg, da er sah, daß Attilio sich mit zwei Offizieren näherte.

„Zu Ihren Füßen, Baroneß," sagte der Marchese, der im Frack und in heller Weste war; „grüß Gott, Herr von Höffert — gestern abend gut bekommen? . . . Gestatten Baroneß, Sie mit zwei Freunden bekannt zu machen: Graf Marcanton Perrella — Graf Lira di Massa . . ."

Die beiden Grafen begannen sofort zu plaudern.

„Baroneß wollen in nächster Woche die Fuchsjagd mitreiten?" fragte der eine.

„O Baroneß," rief der andere und himmelte mit seinen schönen Samtaugen, „das wäre ja geradezu grandios! Es fehlt uns an Damen —"

„Und Baroneß sind sicher eine firme Reiterin," sagte Graf Perrella.

„O Marcanton," rief Graf Lira, „das fragst du noch?! Das s i e h t man ja an der Figur. Baroneß muß eine glänzende Reiterin sein!"

„Baroneß bekommen den Tandolo," bemerkte Graf Perrella. „Ein flotter Gänger."

„Meine Herren," bemerkte Sabine lächelnd, „es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie so rührend um meinen Vierbeiner besorgt sind. Ich danke Ihnen herzlich, aber — ich bin von meinem großen Bruder abhängig und weiß noch nicht, ob er mit von der Partie ist —"

„Alles abgemacht!" rief Attilio. „Ich habe soeben mit Ihrem Bruder gesprochen. Herr von Höffert reitet gleichfalls mit."

„Gern," entgegnete dieser. „Im übrigen — ich kenne sowohl den Tandolo wie die Semperviva — und da möchte ich Baroneß denn doch lieber meinen Bruder Leichtfuß zur Verfügung stellen."

„O, Herr Kamerad!" rief Graf Lira, und Graf Perrella fügte deutsch hinzu: „Sie tun das gutte Einvernehmigung störren zwissen Deutsland und Italien, Err von Oeffert."

In diesem Augenblick schritten die Marchesa

und Marianita an der Gruppe vorüber, nickten Attilio und Sabine freundlich zu und gingen weiter.

„Es scheint, Atti und Sabine nähern sich," sagte die Marchesa. „Es wäre mir schon lieber als eine Alliance mit dieser Miß Pratt."

„Ich finde sie gräßlich," entgegnete Marianita, „und begreife nicht, weshalb sich Giacinto so lange mit ihr unterhält."

„Bist du jetzt schon eifersüchtig, Kind?"

„Eifersüchtig! Das Wort klingt töricht. Aber meinetwegen ... Ja — ich wache eifersüchtig über mein Glück. Ich habe es mir so schwer erkämpft."

Der Fächer der Marchesa klappte. „Lächle wenigstens, wenn du sprichst, Nanita. Du siehst aus, als wolltest du Gift nehmen."

„Es käme dahin, wenn man mir wieder jede Hoffnung rauben wollte!"

„Nita, ich begreife dich nicht. Was willst du eigentlich? Vor einer halben Stunde erzählst du mir glückstrahlend, Giacinto habe dir zugeflüstert, daß er die Hochzeit beschleunigen wolle — und jetzt bist du wie umgewandelt. Warum? — Sieh dir Hartung und Palma an! Palma kokettiert überall umher; es wäre schlimm, wenn ihr Bräutigam ähnlich eifersüchtig sein wollte wie du."

„Was geht mich Palma an? was Klaus?" entgegnete Marianita mürrisch. „Sie sind sich sicher. Und wenn nicht — ah, die sind beide noch jung! Aber ich — ich leide unter dem Gefühl einer beständigen Unsicherheit, es zerquält mich."

Ihr Blick glitt durch die Gruppen im Salon

und schweifte in das Nebenzimmer. Sie konnte die Verhaßte nicht sehen und sah sie doch; sah sie ganz deutlich vor sich: eine zierliche kleine Blondine mit etwas puppenhaftem Gesicht und schönen, fast veilchenblauen Augen. So stand sie im Geiste vor ihr.

Aber was sie nicht sah, das war der eigene Ausdruck der Veilchenaugen, während Miß Pratt sich mit Kapitän Raimondi unterhielt. Die kleine Blondine saß unter den großen Palmen, die einen Winkel des zweiten Salons füllten. Sie war nicht hübsch, war unbedeutend von Erscheinung, konnte auch nicht mehr in der ersten Jugend stehen.

Giacinto stand vor ihr, den schweren Oberkörper mit den breiten Epauletten auf den Schultern ein wenig vorgeneigt. Es lag etwas in ihrem Auge, was seine Nerven erregte, die sonst recht gesunden Nerven eines starken Mannes: ein unverhüllter, sinnlicher Zauber.

Miß Mabel Pratt sprach geläufig italienisch und anscheinend gern. Er merkte, daß sie ein kluges Mädchen war. Dann fielen ihm wieder ihre kindhaft kleinen Hände auf, die kein Ring schmückte, und als sie ihren Handschuh fallen ließ und er sich rasch bückte, ihn aufzuheben, sah er unter ihrem Kleidsaum zu seinem Erstaunen einen winzigen blanken Lederschuh stehen, der aber leer war. Das frappierte ihn so, daß er einen Augenblick ganz fassungslos war. Wo hatte Miß Pratt denn ihre Füße? Später sah er an einer Bewegung der kleinen Blondine, daß sie den rechten Fuß auf den Fauteuil gezogen hatte; sie mußte mit dem Fuß aus dem

Schuh geschlüpft sein und saß nun auf ihm. Der Kapitän ärgerte sich heimlich, daß ihn diese lustige kleine Entdeckung förmlich verwirrte; er hörte auch gar nicht mehr auf das, was er sprach: seine Gedanken weilten auf einmal mit intensiver Lebhaftigkeit bei der Strumpffarbe der vor ihm Sitzenden. Und dann wurde der große Mann plötzlich rot. Er sah, daß Marianita ihm aus der Ferne winkte.

„Tausendmal Vergebung, daß ich mich empfehlen muß," stotterte er; „die Marchesina Cognetto wollte mich sprechen."

Miß Pratt schlug die blaßblond bewimperten Augen voll zu ihm auf.

„Schade," sagte sie, „ich langweile mich . . . Wer ist diese Marchesina? Ach ja, ich weiß schon... Good bye, captain, and I hope to see you again..."

Er verneigte sich tief und ging. Dabei reckte er sich, denn es schien ihm, als taumele er.

Attilio hielt ihn einen Augenblick fest. „Dieu merci," sagte er, „daß Sie sich endlich zu einem Changement entschließen. Ich lauere darauf, in die Bresche zu treten, die Sie geschlagen haben."

„Ich verstehe Sie nicht, bester Marchese. Drücken Sie sich minder kriegsgeschichtlich aus."

Attilio lachte.

„Meine Schwester sucht Sie — Marianita. Das zuerst. Zu zweit ganz offen: Miß Mabel Pratt interessiert mich."

„Ich habe nichts dagegen. Was interessiert Sie an ihr?"

„Weniger ihre Altjüngferlichkeit — unter uns:

sie ist in den Jahren, da der Schnurrbart anfängt und die Blüte vorbei ist. Aber da sie Waise ist, hat das auch einen großen Vorzug: sie besitzt keinen Vormund mehr, sie kann machen, was sie will. Und sie ist schwer reich. Ungeheuer reich, Giacinto. Kohlenlager am Avon, die jeder Beschreibung spotten. Von Cardiff aus gehen ihre Schiffe in alle Welt."

Er nickte und schritt weiter. Einen Moment blieb Raimondi stehen. Ein widerliches Gefühl beschlich ihn; dann suchte er Marianita auf.

Währenddessen suchte Attilio Miß Pratt zu unterhalten. Aber die kleine Blondine war nicht in der Stimmung, das Geschwätz des jungen Mannes anzuhören. Vielleicht ahnte sie auch den Grund seiner Liebenswürdigkeit. Während er seine Fadaisen sprach, bewegte sich kein Zug in ihrem kleinen, runden Puppengesicht. Nur einmal lächelte sie: als er nicht ungewandt die Unterhaltung auf die Kohlenlager zu bringen verstand.

„Interessieren Sie sich für das Berg- und Hüttenwesen?" fragte sie.

„Außerordentlich", beteuerte Attilio.

Sie nickte und sagte: „Ich will Ihnen gern eine Empfehlung an meinen Administrator mitgeben, falls Sie einmal nach England kommen sollten. Schreiben Sie es mir..." Und dann nickte sie nochmals, schlang den ausgezogenen langen Wildlederhandschuh ihrer Rechten in Schleifenform um das linke Handgelenk und ging davon.

Attilio blieb verblüfft stehen. Aber allmählich kam ihm das Bewußtsein des gründlichen

Abfalls, den er erlitten hatte. Er wurde kirschrot. Behandelte man so einen Kavalier aus dem ältesten Adel Roms? — „Gans", murmelte Attilio. Sein Zorn verflog rasch; er dachte, sich intimer an Sabine heranzumachen. Aber zu seinem Aerger sah er, daß Monsignore von Gronau sich mit ihr unterhielt.

Seit einer halben Stunde saß Sabine mit Herrn von Gronau beim Tee. Sie unterhielt sich vortrefflich. Herr von Höffert war ein amüsanter Spötter, der Monsignore ein Mann von Geist und Wissen und zugleich von liebenswürdiger Gefälligkeit. Er hatte ihr die Erwirkung einer Audienz beim Papst und einen guten Platz bei dem bevorstehenden Empfang der französischen Pilger versprochen, hatte sich auch bereit erklärt, ihr Führer durch den Vatikan zu sein.

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit tausend Freuden an, Monsignore," entgegnete Sabine, „ich fürchte nur, daß ich Ihnen allzuviel von Ihrer Zeit rauben werde."

„Ich bin augenblicklich wenig in Anspruch genommen, gnädiges Fräulein — und wäre ich es nicht: ich würde doch die paar Stunden für Sie erübrigen."

„Kommen Sie häufiger nach Deutschland zurück?"

„Sehr selten. Auch ungern."

„Ungern?"

„Ja — so seltsam es klingen mag. Ich wurzle mit allen Fasern meines Wesens in Rom."

„Sagen Sie, Monsignore — und Vergebung ob der naiven Frage: ist Ihnen der plötzliche Wechsel der Verhältnisse, der Uebergang vom Soldatenstand

in einen ihm diametral entgegengesetzten Beruf nicht schrecklich schwer geworden?"

„Nein, gnädiges Fräulein. Es war eine so große innere Freudigkeit, ein so überwältigendes Glücksgefühl dabei, daß die Unbequemlichkeiten gar nicht mitsprachen."

„Merkwürdig — — und Sie waren doch auch, wie ich höre, ein passionierter Kavallerist?"

„Ein passionierter Reiter — ja. Das freilich ist eine Leidenschaft, der ich entsagen mußte, weil sie zu der Soutane nicht paßt. Die Ecclesia militans reitet nicht mehr geharnischt in den Kampf der Zeiten hinein — was ich eigentlich bedauere. Wer im Dienste der Kirche Gefahren sucht, findet sie höchstens noch auf den Missionen in unkultivierten Ländern — und dazu liebe ich selbst allzusehr die Kultur."

Sabine nickte. „Ich könnte Sie mir auch eher gepanzert und bewehrt denken," entgegnete sie lächelnd, „als im Innern Afrikas einem schwarzen Könige von geistigen Heilkräften erzählend — immerhin eher mit dem Schwerte als mit einem Traktätchen in der Hand. Trotz Soutane, Tonsur und dem fehlenden Schnurrbart können Sie nicht völlig den ehemaligen preußischen Offizier verleugnen."

„Ich glaube, die Macht der Einbildung spricht da mit, gnädiges Fräulein. Wüßten Sie nicht zufällig, daß ich einmal Husar gewesen bin — Sie würden schwerlich daran denken. Aber voyez," unterbrach er sich und schaute durch die weitgeöffneten Flügeltüren in den zweiten Salon, „— was ist das für eine auffallende Erscheinung? Die Dame mit dem

roten Haar? Ist sie ein Gast des Hauses? Mich dünkt, ich sah sie bisher noch nicht ..."

Auch Sabine schaute auf und erbleichte ein wenig. „Mein Gott," stammelte sie, „ist das denn möglich? — Soll die Komödie noch kein Ende haben —?"

„Eine Bekannte, gnädiges Fräulein?"

„Ja, Herr von Gronau. Eine Gutsnachbarin, eine Frau Senders."

Der Monsignore hatte ein Monokel aus der Tasche seiner Soutane gezogen und hielt es vor das rechte Auge, um die interessante Erscheinung näher besichtigen zu können, die soeben von Madame Spino mit einem rauschenden Hofknicks empfangen wurde.

XI.

Klaus klopfte an die Tür seiner Schwester. „Bist du fertig? Die Gäule müssen gleich da sein."

„Komm' nur herein!" rief Sabine zurück.

Sie war bereits im Dreß. Der lange Reitrock war neu gefertigt, die Bastbluse alt. Aber das Ganze stimmte zueinander und stand ihr gut.

Klaus musterte sie.

„Nicht gerade verblüffend," sagte er, „doch es geht. Bloß die wahnsinnige Nadelmütze gefällt mir nicht. Von rechts sieht sie wie ein Topf aus und von links wie ein Tiegel."

Sabine wurde ärgerlich. „Lieber Junge, so reite allein!" rief sie. „Es paßt mir sowieso nicht, in Ge-

sellschaft von Trude Senders über die Felder zu karriolen!"

Sie zog die lange Befestigungsnadel aus der kleinen Jockeimütze, aber Klaus wehrte ihr.

„Kind, rege dich doch der Senders halber nicht auf! Wer kann dafür? Ich habe sie mir doch nicht nach Rom bestellt — und wenn ich vorher gewußt hätte, daß sie in diesem vortrefflichen Hause logieren würde, wäre ich doch nach dem Hotel Quirinale gezogen. Jetzt sähe das albern aus."

Sabine lugte aus dem Fenster: noch zeigte sich nichts von den erwarteten Gäulen.

„Jedenfalls ist die ganze Geschichte nichts weniger als angenehm", sagte sie. „Wir wandern in die Fremde, um gewissen fatalen Erinnerungen aus dem Wege zu gehen — und nun tauchen diese Erinnerungen wieder auf!"

Klaus zog sein Zigarettenetui. „Auf derlei Zufälligkeiten muß man immer gefaßt sein, kleine Biene. Du hörst ja, auch Schaßberg stiefelt hier herum."

„Und soll gar verheiratet sein."

„Ortrude sagt, mit einer reizenden Frau."

„Klaus, ich bitte dich herzlich, suche die Senders nach Möglichkeit zu meiden! Ich finde es empörend, daß sie gleich am ersten Abend ihres Hierseins sich alle Mühe gegeben hat, die alten Freundschaftsfäden wieder aufzunehmen. Jawohl, empörend. Es ist kaum ein halbes Jahr her, daß du ihrethalben einen Zweikampf ausgefochten hast, dessen Folgen dich beinahe an den Rand des Grabes gebracht haben!"

Klaus zündete lächelnd ein Wachshölzchen an.

„Das Spiel mit dem Leben hat auch seine Reize, Sabine.“

„Ach Gott, Klaus, komm' mir doch nicht mit derlei Phrasen! Ich möchte wissen, was deine Braut dazu sagen würde.“

„Sie kennt sie. Ich habe ihr alles erzählt.“

„Nun und —?“

„Sie findet die Sache sehr reizend und höchst amüsant.“

Sabine zog die Brauen hoch. „So — — sehr reizend — und sehr amüsant,“ und in wachsender Erregung fügte sie hinzu: „Was soll ich dazu sagen! Es fehlt nur noch, daß Palma sich mit deinem ehemaligen Verhältnis zärtlich anfreundete!“

Klaus hatte sich in einen Sessel gestreckt und rauchte ruhig seine Zigarette zu Ende. „Burrr,“ machte er, den Rauch zwischen den Zähnen hervorstoßend. „Weshalb so plebejische Worte wie „Verhältnis“? Ich habe der Ortrude flott die Cour geschnitten, nicht als der einzige, aber ich hatte das Pech, daß Senders sich gerade an mich hielt. Nun ist die Sache so gut wie vergessen — und da taucht Donna Orta plötzlich auf. Es wäre peinlicher gewesen, wir hätten die Bekanntschaft daheim erneuern müssen. Sei doch ehrlich, Sabine! Sollen wir Nieborowo verkaufen, weil Solowiecze in der Nähe liegt?“

„Ich glaube, du willst mich nicht verstehen, Klaus“, erwiderte Sabine. „Selbstverständlich: wir brauchen Ortrude nicht aus dem Wege zu gehen. Eine flüchtige Begrüßung hätte genügt. Statt dessen

stürzt uns Ortrude entgegen, als ob wir alte Freunde wären!"

„Ihr wart es ja auch einmal."

„Aber zwischen dem damals und heute liegt viel. Daß Ortrude nicht den richtigen Takt fand, wundert mich nicht. Aber daß er auch dir fehlte, ärgert mich."

„Weises Mädchen," rief Klaus, „ich gebe zu, du hast recht! Es wäre korrekter gewesen, ich hätte sie mit Delikatesse und Finesse — abfallen lassen. Aber wir werden künftighin jedes intimere Zusammentreffen mit Ortrude vermeiden. Abgemacht?!"

Vor dem Hotelportal wurde Pferdegetrappel hörbar, zugleich klopfte es an die Außentür.

„Eure Gäule!" rief Palma, eintretend. „Ach, Klaus, wie gern möchte ich mit! Soll ich nachkommen?"

„Alles bestellt, Palma. Punkt zwölf hält eine Hotelequipage unten; in diese setzest du dich und läßt dich nach der Grotte der Egeria fahren. Sollten wir noch nicht da sein, so fasse in der Osteria daneben festen Fuß. Addio, Piccola."

„Adieu, Klaus. Hüte dich vor dem Rotkopf."

„Eifersüchtig —?"

„Nicht die Spur. Sie ist eine scharmante Frau."

„N—ja. Aber, Palmetta — wenn ich bitten darf: nicht zu vertraulich zu ihr . . ."

Sporenschritte klirrten auf dem Korridor. „Sind die Herrschaften so weit?" rief die Stimme Attilios. Er war im roten Frack und trug den Zylinderhut in der Hand.

Sabine sprang voran die Treppe hinab; Attilio hielt Klaus noch einen Augenblick zurück.

„Eine Bitte, Klaus," sagte er mit gedämpfter Stimme, „pumpen Sie mir tausend Franken. Man hat mich gestern im Klub gehörig gerupft . . ."

Einen Pumpversuch von seiten Attilios hatte Klaus bereits erwartet. Bis zu tausend Franken gedachte er auch zu geben; keinen Centime darüber.

„Gern, mein Junge", erwiderte er; „erinnern Sie mich nachher, daß ich Ihnen einen Scheck gebe."

„Mille merci, Schwager."

Unten stieg man zu Pferde. Keines der Vierbeiner war eine Schönheit, Klaus verzog ein wenig den Mund.

„Wo ist denn mein Biest, Attilio?"

„Hier, hier, hier, Schwager — der Rappe! Ein bissel Rammsnase, aber ein schneidiger Gänger."

Klaus erwiderte kein Wort. Bevor er in den Bügel stieg, strich er flüchtig mit dem Zeigefinger über die Kruppe des Pferdes. Auf seinem weißen Handschuh markierte sich ein schwarzer Streifen: der Gaul war gefärbt.

„Sauerei", murmelte Klaus.

Die beiden rosigen Grafen — im Reitfrack wie Attilio — halfen den Damen. Herr von Höffert hatte seinen Stallknecht mit dem ‚Bruder Leichtfuß' geschickt: einem hübschen Trakehner mit goldbraunem Fell und lebhaftem Ohrenspiel. Für Frau Senders hatte Graf Lira di Massa im Auftrage Attilios ein Pferd: einen Riesengaul mit dicken Beinen und buschigem Haar an den Fesseln.

Frau Senders verlangte allerdings ein starkes Pferd. Sie war eine üppige Amazone mit schon etwas zu kräftig ausladenden Hüften und voller Büste unter dem engen Panzer des Korsetts: im übrigen eine zweifellos schöne und zugleich auffallende Erscheinung.

Das Stelldichein sollte an der Abtei delle Tre Fontane sein. Bis zur Porta S. Paolo ritt man, bestaunt von der Straßenjugend, im Schritt fürbaß; hinter der Basilica S. Paolo Fuori aber versuchte man es mit dem ersten leichten Trab. Nun hatte man schon ein Stück Campagna vor sich, die sieben Hügel lagen bereits im Rücken der Reiter, und aus der Ferne grüßten, in den Duft des schier sommerlichen Herbsttages gehüllt, die lateinischen Berge.

Man hörte kläffende Hunde — eine Wegbiegung, und am Fuße der Hügelreihe oberhalb der alten Abtei sahen die Näherkommenden eine Gruppe von Rotröcken, Damen, Offizieren, die sie mit fröhlichen Zurufen begrüßten.

Die Köter kläfften lauter, als die Kavalkade sich näherte. Ein Blick auf die Meute und die meist von zerlumpten Campagnolen gehaltenen Gäule überzeugte Klaus, daß man den sportlichen Charakter der Jagd nicht gerade sehr ernst zu nehmen gesonnen war. Unter den Pferden befanden sich Exemplare, die Klaus daheim sich geschämt haben würde, in seinem Stalle zu dulden; die Koppeln der Meute waren ganz willkürlich zusammengestellt, Windhunde und Hühnerhunde durcheinander. Im Gegensatz zu der Schäbigkeit dieses Seitenbildes strahlte die Gruppe der Jagdgesellschaft in hellem Glanze. Die Herren

waren tadellos kostümiert: die roten Fracks leuchteten wie die Goldknöpfe an den schwarzen und weißen Westen und das Lackleder der Stiefel. Elegant wie die Herren waren auch die Damen; hübsch, aber ein wenig theatermäßig. Immerhin: das Gesamtbild auf dieser Seite war glänzend. „Oben hui, unten pfui," murmelte Klaus; „närrisch! . . ."

Aber er wollte sich nicht die Laune verderben lassen. Nein, das wollte er nicht, obschon es nahe daran war. Als er zur Begrüßung vom Pferde sprang, rief eine wohlbekannte Stimme ihm zu:

„Salute, Hartung! So sieht man sich wieder! Als wir das letztemal den Reineke jagten, fuhren wir im Schlitten zwischen haushohen Schneemauern. Wissen Sie noch? . . ."

Das war Viktor Schaßberg. Klaus verhielt sich kühl, ohne unhöflich zu sein. Seit der schöne Viktor gänzlich dem Abenteurertum verfallen, hatte der Verkehr mit ihm seine Bedenken.

„Freu mich, Sie wiederzusehen, Schaßberg", sagte Klaus. „Wie geht's? Gut?"

„Sempre allegro, amico. Ich bilde mich zum civis romanus aus. Vielleicht kaufe ich mich hier an. Sagen Sie, ist es wahr, daß Ihre Schwester —"

Da fiel sein Blick auf Sabine. Er sprang ihr entgegen und half ihr vom Pferde.

„Tag, gnädiges Fräulein. Ganz besondere Freude —"

„Tag, Herr von Schaßberg . . ." Sie reichte ihm die Hand, als sei nie etwas zwischen ihnen vor-

gefallen . . . „Ich hörte schon, daß Sie in Rom seien. Auf der Hochzeitsreise, nicht wahr?“

„Sozusagen, Baroneß. Ich bin wahrhaftig unter das kaudinische Joch gekrochen.“ Er wandte sich zurück . . . „Nini — darf ich dich bitten . . .“

Er stellte seine Gattin vor. Ein ganz fremdes Gesicht für Klaus und Sabine. Ein liebenswürdig lächelndes, sehr reizendes Gesichtchen: blitzende, dunkle Augen unter schwarzen Brauen, ein kleines, feines, gerades Näschen mit temperamentvoll vibrierenden Flügeln, ein roter Mund von entzückender Süßigkeit.

Ein paar Phrasen wurden rasch gewechselt. Dann trat Herr von Höffert hinzu, um die übrigen Herrschaften vorzustellen: Graf Torre, Herr von Blumberg, Miß Jenkins, Kapitän di Cervara, Herr von Penni-Franci und Frau Gemahlin, Madame de Loubier, Doktor Lasalle-Peters . . . die Namen schwirrten an den Ohren der sich Verneigenden vorüber.

Attilio spielte den Master. Er zankte sich noch mit dem Huntsman herum, dann jagte er die Treiber davon, die den Fuchs aufkäschern sollten und winkte den Pikören. Die Kerle setzten ihre Hörner an und bliesen das Signal zur fröhlichen Jagd; es klang greulich.

Das Jagdterrain war abgesteckt. Hie und da sah man im frisch erwachenden Winde ein Fähnchen flattern. Langsam begann der Anritt.

Es war ein herrliches Reiten durch die Campagna an diesem klaren Herbsttage, quer über die schon wintergrün sich färbenden Wellen des Landes, über Erdrisse und Straßengräben, an deren Hängen

Fenchel und Disteln wucherten. Ganz hinten, noch immer in zarten Duft getaucht, grenzten die Berge Latiums den Horizont ab, und gegenüber wuchs zwischen einem fernen Wirrwarr von Türmen und Spitzen die runde Riesenkuppel von Sankt Peter zum Blau des Himmels empor. Rechts in der Weite sah man im fahlen Grün des Geländes etwas wie einen weißen Strich: die nach Albano führende Via Appia, und zwischen ihr und der Straße nach Ostia eine malerische Feste mit einem aus schwarzen Zypressenwipfeln auftauchenden trotzigen Turm.

Sabine war mit Herrn von Höffert ein wenig zurückgeblieben. Sie ließen die Zügel hängen und plauderten.

„Ich habe Ihnen noch schönen Dank zu sagen," begann Sabine; „Ihr „Bruder Leichtfuß" ist mehr wert als die versammelte Cavalleria romana."

Der Rittmeister lachte. „Wer hier auf gute Gäule hält, läßt sie sich meist aus Deutschland kommen," entgegnete er; „England liefert nur wenig herüber ... Haben Sie Frau von Schaßberg gesehen? Nun — keine Bekannte aus Provinz und Kreis?"

„Ueberhaupt keine Bekannte, Herr von Höffert. Aber eine Ahnung dämmert mir auf. Eine Gutsnachbarin schrieb mir, Schaßberg habe wieder einmal sein Herz entdeckt. Seine Leidenschaft galt einer hübschen Französin, die sich Frau Senders als Gesellschaftsdame engagiert hatte. Ich taxiere, das wird seine Gattin sein ... Wirklich Gattin —?"

„Hoffen wir das beste. Gott, was bin ich

frivol! Ihre heilige Ortrude hat mich übrigens enttäuscht. Ich hätte um ihretwillen keine Kugel gewechselt. Dabei fällt mir ein: ich sah Sie neulich in eifrigster Unterhaltung mit Monsignore von Gronau!"

„Hat er Ihren Beifall? Er ist jedenfalls ein höchst interessanter Erzähler."

„Da Sie das finden, hat er vorläufig erreicht, was er wahrscheinlich erreichen wollte."

„Ah, lieber Herr von Höffert, keine mysteriösen Andeutungen! Wir leben in Rom, aber nicht im Roman. Oder wollen Sie mir weismachen, daß es ihn lüsten könnte, meine protestantische Seele für die Nachfolge Petri zu gewinnen?"

„Na ja — Sie wird er nicht 'rumkriegen. Wird es auch gar nicht versuchen. Er ist schlau, der Herr. Alles, was Aufsehen erregen könnte, unterbleibt; das liebt man weder im Palast der Propaganda noch im Vatikan. Trotzdem warne ich Sie — so aus Unbestimmtem heraus ... Gestern abend wollte ich zum Zi' Pippo, einer kleinen Kneipe unten am Tiber. Da gingen zwei an mir vorüber, die ich kannte; mein geliebter Monsignore und die Marchesina Marianita Cognetto. Ich weiß nicht, warum mir das auffiel — aber es fiel mir auf."

„Haben die beiden sich nicht jetzt erst kennen gelernt?"

„Keine Ahnung, gnädiges Fräulein ... Holla — nun geht es los! Trabtrab — lassen Sie den „Bruder Leichtfuß" ausgreifen — er kann es vertragen — der Kerl wird faul."

Man hörte vorn die heisere Fanfare der Piköre,

das verunglückte Signal „Anjagd". Die Treiber hatten irgendwo einen halb verhungerten Fuchs aufgeknäschert, und nun ging die wilde Jagd hinter dem armen Reineke los. Anfänglich blieben Sabine und Höffert Seite an Seite, bis „Bruder Leichtfuß" mit leichtem Satze einen Wassergraben nahm, über den das Pferd des Rittmeisters nicht ohne weiteres springen wollte. Das Gelände war für die Hatz im allgemeinen nicht schlecht geeignet; immerhin mußte man Obacht geben und die Zügel straff in der Hand halten. Man hielt leidlich zusammen; nur wenn ein Trümmerhaufen, eine Schafherde, eine Umzäunung oder ein efeuumranktes Bruchstück des antiken Aquädukts sich in den Weg stellte, breiteten die Reiter sich fächerförmig aus, um sich dann wieder aneinander zu schließen.

Wo war das Füchslein? — Sabine ahnte es nicht; es war ihr auch höchst gleichgültig. Sie hörte nur das unaufhörliche Geläut der Hunde, kümmerte sich aber nicht weiter um das Ergebnis der Jagd.

Vorn stoppte das rote Feld. Sabine sah sich plötzlich inmitten der fröhlich lachenden Jagdgesellschaft. Die Gesichter waren erhitzt, die Gäule dampften. Man war in der besten Laune, obwohl man nichts erreicht hatte. Das einzige armselige Füchslein war verschwunden, und die Meute hatte den Paß verloren.

Herr von Schaßberg gesellte sich an die Seite Sabines.

„Ein verteufeltes Vergnügen", meinte er lächelnd. „Die Füchse scheinen hier auf dem Aussterbeetat zu

stehen ... Aber nun sagen Sie: wie geht es Ihnen? Wir haben uns ewig lange nicht gesehen."

„Eine Ewigkeit von sechs Monaten. Hätten Sie uns Ihre Vermählung angezeigt, so würde ich mich in Ihre Erinnerung zurückgerufen haben."

„Zürnen Sie mir nicht, ich wußte nicht, wo Sie sich aufhielten. Gefällt Ihnen meine Frau?"

„Ich habe erst wenige Worte mit ihr wechseln können. Jedenfalls mache ich Ihrem Geschmack mein Kompliment."

„Ich hatte immer einen guten Geschmack — — Gnädiges Fräulein erinnern sich ..."

Sie errötete heftig, fragte aber harmlos zurück:

„Ihre Frau ist Französin von Geburt?"

„Ja — Léonie Boudon, stammt aus Nimes, wo ihr verstorbener Vater Großkaufmann war — Stroh- und Schilfwaren —, Bankrott machte, Familie in Armut zurückließ, so daß Léonie genötigt war, sich selbst ihren Unterhalt zu suchen. Als Supplement füge ich hinzu, daß Léonie studiert hat, in englischen und deutschen Häusern Erzieherin ungezogener Backfische war und dann als Gesellschafterin nach Solowiecze kam. Da habe ich sie mir geholt, ohne nach Rang, Stand und Krone zu fragen. Das Unerwartete trat ein: der tolle Viktor hatte sich wahnsinnig verliebt."

„Zum ersten Male?"

„Nein, zum letzten Male. Aber es entschied."

„Ich gratuliere nochmals. Wollen Sie in der Provinz bleiben?"

„Ich denke nicht daran. Man hat mich da ein

wenig linksseitwärts liegen lassen, seit meine Mittel mir nicht gestatteten, viererlang zu fahren."

„Und was soll nun werden?"

„Es steht noch nicht fest. Vorläufig sind wir auf Reisen gegangen. Sie wissen, daß auch Ortrude nicht mehr nach Solowiecze zurückkehren will?"

„Ich habe Frau Senders nur flüchtig gesprochen."

„Na also — es geht ihr wie mir: der Bromberger Klatsch paßt uns nicht mehr. Vielleicht kaufen wir uns allesamt hier unten an ... Wie meinen gnädiges Fräulein? Ja — alle drei. Auch Ortrude ... Oh, meine Frau ist nicht eifersüchtig. Die Zeiten sind andere geworden, Fräulein Sabine — ich habe allen Ernstes vor, vernünftig zu werden ..."

Man war in Trab gefallen. Der Fuchs hatte sich wiedergefunden und ein Genosse dazu. Die Köter kläfften fürchterlich, waren auch nicht mehr zusammenzuhalten. Aber der Instinkt wies ihnen die Wege. Mit ‚Hip! Hip! Hip!' jagten die Reiter hinterher. Sabine mußte lächeln. Die kleinen Italiener waren aufgeregt, als handelte es sich um eine Tigerjagd, nicht um eine harmlose Fuchshatz. Während die Grafen Lira und Perrella Frau von Schaßberg flankierten, blieb Attilio beständig an der Seite der Frau Senders, die mit außerordentlicher Kühnheit ritt. An einer leichten Senkung des Bodens stürzte einer der Reiter: es war der dicke, kleine Herr von Penni-Pranci. Der Letzte im roten Felde, ein junger Offizier, jagte rücksichtslos an dem Gestürzten vorüber. Das ärgerte Sabine; auch ihr Mitleid regte

sich. Sie parierte ihr Pferd und beugte sich über Herrn von Penni.

„Sind Sie verletzt, mein Herr?"

„Ich weiß nicht", erwiderte er. „Sollte ich mir nicht irgend etwas gebrochen haben?"

Sabine lachte fröhlich auf. „Befühlen Sie sich einmal, verehrtester Herr", riet sie; „wenn Sie sich etwas gebrochen haben, wird's Ihnen schon weh tun."

„Weh tut's auch," sagte Herr von Penni-Franci, „natürlich tut's weh —. Wo ist denn eigentlich mein Gaul geblieben?"

„Da läuft er", sagte Sabine und deutete in die Ferne.

„Wo?" — Herr von Penni äugte umher. „Ah — da hinten! Meinen verbindlichsten Dank für Ihre gnädige Mithilfe, verehrtes Fräulein. Der Gaul kann laufen, wohin er will . . ."

Er schwenkte den Hut, und dann ging er.

Sabine lachte lustig in sich hinein. Ein närrischer Kauz, aber wo war nun das rote Feld? — In weiter Ferne sah sie die Röcke leuchten. Sollte sie nachjagen? Ach nein, diese Jagd nach den beiden vereinsamten Braunfräcken war langweilig — es lohnte sich nicht. Dann fiel ihr plötzlich ein, daß die Jagdgesellschaft sie vermissen würde und vielleicht an ein Unglück glauben könnte. Sie setzte zu kurzem Galopp an und hielt die Richtung nach der Via Appia ein, die soeben der Bahnzug Terracina-Nettuno unter hellen Rauchwolken kreuzte.

Es war warm geworden. Am blauen Himmel steuerten ein paar weiße Segler der Sonne entgegen,

mit zerflatterndem Rande und rosig getöntem Mittelpunkte. Ueber der Campagna lag ein flimmernder Glanz, der das Grün und Gelb, die Schatten der Sumpfstrecken und die überall verstreuten, wie von Schwefel ausgedünsteten fahlen Flecke verwischte. Sabine ritt langsamer. Die Wärme der Luft, diese geheimnisvollen Akkorde, die aus der Höhe zu kommen schienen, die ganze Stimmung in der Natur machten sie träumerisch. Auch ‚Bruder Leichtfuß' schien sich wohl zu fühlen. Er schlenderte unter langem Zügel gemütlich über die Wiese, wie ein Sonntagsspaziergänger, halb träumend gleich seiner Herrin und kaum des Weges achtend.

Wo waren sie? — Sabine schaute sich um. Rechtsseitlich sah sie zwischen stacheligen Kakteen ein Fähnchen flattern; da lag also die Jagdbahn, von der sie abgewichen war. Was lag da alles im Grase und im schwefelgelb an das Licht tretenden, dürren Sande! Blanke Marmorreste, Sprengstücke eines Kapitäls, Ziegelsteine, ein Mosaiktorso; eine Säule aus Marmor war in der Mitte geborsten, oben überzog eine braungrüne Mooskruste den Bruch. Ueberall huschten Eidechsen umher; auf einem weißen Quader lag eine kleine Schlange und sonnte sich.

Sabine hielt noch immer zwischen den Trümmern. Der Gaul schnupperte mit gesenktem Kopfe im Grase. Ein paar Schmetterlinge umgaukelten in lustigem Spiel den Hut der Reiterin.

„Hübsch so", sagte eine sonore Stimme; „rühren Sie sich nicht, Mylady, wenn ich bitten darf: ich knipse . . . merci — ist bereits geschehen . . ."

Am Eingang zu dem verfallenen Kuppelbau stand Cardock-Scott und schob den über seiner Schulter hängenden Apparat wieder zur Seite.

„Finito", sagte er; „das als Erinnerung. Darf ich Ihnen die Hand geben?"

Sie nickte.

„Ich habe nichts dagegen, obwohl Sie mir einen gelinden Schrecken eingejagt haben. Führt Sie nur ein Zufall hierher?"

Cardock war näher getreten. „Verzeihung, gnädige Dame", sagte er; „es war nicht auf Ihre Nerven abgesehen. Da drinnen im Turm steht mein Malzeug. Da hörte ich das Schnauben eines wilden Rosses und lugte neugierig um die Ecke. Daß Gnädigste in Rom sind, wußte ich längst —"

„Ich wußte auch, daß Sie in Rom —"

„Sieh da — woher?"

„Mein Bruder hat Sie am Tiberkai gesehen."

„Richtig — da wohne ich. Unter geistlichem Schutz, im Hause eines Kardinals —"

„San Graziolo."

„Mein Gott, was wissen Sie alles! — Und dieser Ritt durch die Campagna? Gehören Sie mit zu den tobenden Leuten in roten Kamisolen?"

„Allerdings. Eine Fuchshatz. In England tobt man weniger und reitet besser."

„Die vereinigten Königreiche danken. Sagen Sie, Gnädigste, wie ist es Ihnen ergangen?"

„Ganz gut. Und Ihnen?"

„Vortrefflich. Ich hause in einer Mansarde mit der wunderbarsten Aussicht. Da male und lebe ich."

„Verkaufen Sie viel?"

„Das, was zu verkaufen wäre, verkaufe ich nicht. Aber ich habe in einem Neubau auf dem Prati Castello die Decken gemalt, die Zimmerdecken."

Sabine schüttelte den Kopf. „An Originalität haben Sie nicht verloren, Mister Cardock."

„O dio — Originalität! Warum sagen Sie nicht Spleen? — Im Ernst: weshalb soll ich mich nicht einmal als Stubenmaler versuchen? Ich habe dabei auch modelliert. Mein Auftraggeber fand das Ganze entzückend und wollte mir nachher hundert Lire von dem ausbedungenen Lohne abziehen."

„Was Sie sich nicht gefallen ließen —"

„Ich habe ihn zuerst geboxt — regelrecht — und ihm dann den ganzen Krempel geschenkt. Trotzdem hat er mich verklagt. Die Gerichtsverhandlung stand im ‚Popolo Romano'. Ich hoffe, mein Vater wird sie gelesen haben."

„Liest man auf englischen Herrensitzen italienische Blätter?"

„Nein. Aber im Hotel Quirinale. Da wohnt nämlich mein Vater.

Sabine stutzte. „Da wohnt ... erlauben Sie: ist denn Ihr Herr Vater in Rom?"

„Wie Sie sagen. Das las ich in der Zeitung. Es war feierlich angekündigt: der Viscount of Lambton ist in Rom eingetroffen und denkt den Winter hier zu verleben."

„Haben Sie ihn noch nicht aufgesucht?"

„Nein. Das werde ich auch niemals tun. Allerdings — meinen Bruder hätte ich gern einmal

wiedergesehen. Aber es geht nicht: der Vater steht zwischen uns. Seit ich die Nachricht von der Ankunft Seiner Ehren gelesen, vermeide ich die Via Nazionale und die öffentlichen Parks. In die Galerien geht der Alte nicht."

„Und er ahnt nicht, daß Sie auch in Rom sind?"

„Selbst wenn er es wüßte, würde er es nicht beachten. Vergessen Sie doch nicht, daß ich für ihn nicht existiere. Ja — wenn ich vor ihn hintreten könnte und . . ." Er starrte Sabine groß an und brach dann in ein schallendes Lachen aus . . . „Liebe, Gnädige, verzeihen Sie mir diese schrille Munterkeit! Sie ist schon wieder vorüber. Gehen wir zu Gescheiterem über: was macht Ihr Herr Bruder? was macht die glückliche Braut?"

„Alles wohl, Mister Cardock. Aber kehren wir zu noch Gescheiterem zurück: da Ihr Herr Vater doch nun einmal hier ist — wollen Sie denn nicht wenigstens den Versuch einer Versöhnung wagen?"

Percy hatte sich auf den Stumpf einer Granitsäule gesetzt. Er schüttelte energisch den Kopf.

„No," sagte er schroff. „Den harten Schädel des Alten hat auch der Sohn. Gewiß, es gäbe ein Mittel, ihn umzustimmen. Ich brauchte nur ihm die Wahrheit zu sagen."

„Welche Wahrheit?"

„Die gleiche, die Sie — nicht hören wollten."

„Sie sprechen in Rätseln, Mister Cardock. Sie sagten, ich hätte die Wahrheit nicht hören wollen. Ich mußte sie hören — also hörte ich sie auch. Und sie genügte mir."

Cardock nahm den Hut vom Kopfe, als sei ihm zu heiß. Er warf ihn neben sich.

„Genau wie mein Vater. Schade — Sie paßten gut zu ihm, Lady Sabine. Wie Sie, so fragte auch er: Ist's wahr oder nicht? Ich habe ‚wahr' geantwortet — damit war's gut: für ihn wie für Sie."

Sabines Hand fuhr spielend durch die Mähne ihres Pferdes. Was sollte das alles?! Eine Erklärung! Wozu noch Worte, die doch nichts anderes als Worte sein konnten! Manches schien ihr nun klar, was ihr bisher nicht recht verständlich gewesen war. Sicher: Cardock hatte seine Geliebte geheiratet, daher auch die Unversöhnlichkeit seines Vaters ... Und wiederum anderes dünkte Sabine ein völliges Rätsel. Wo steckte die Kleine? — Sie entsann sich genau seines Aufschreis im Tumulus der Volumnier: Ich bin verheiratet und komme nicht los! ... Komme nicht los ... Mechanisch fuhr Sabines Hand in der Mähne ihres Pferdes auf und nieder. Sie empfand tiefes Mitleid mit ihm und hatte doch auch zugleich das Gefühl, daß es falsch sein würde, diesem Mitleid Ausdruck zu geben. Denn wenn sie ihm sagen wollte: ‚Sprich doch, sprich und schütte dein Herz aus' — es hätte in ihrem eigenen Herzen nur das alte Weh von neuem aufgerissen und wäre doch zwecklos gewesen.

Ueber die Campagna scholl Hörnerruf: das heisere, abgebrochene Halali der Piköre, die sich vergebliche Mühe gaben, das Signal richtig zu blasen.

Sabine streckte Cardock die Hand entgegen.

„Leben Sie wohl," sagte sie.

Er war aufgesprungen und behielt ihre Hand in der seinen. „Nicht auf Wiedersehen?“ fragte er, mit einer Stimme, die sie aufblicken ließ.

Er war sehr blaß. Sein Gesicht hatte jetzt gänzlich die trotzige Selbstgefälligkeit, das Eisenhaltige des Ausdrucks verloren.

„Wir wollen uns beide nicht wehe tun,“ sagte sie. „Leben Sie wohl.“

Sie wandte ihr Pferd und ritt hangan, durch die Trümmer der alten Thermen auf das freie Feld. Hier hielt sie noch einmal, die näher kommende Jagd zu erwarten. Percy sah sie oben auf der Höhe, den schlanken Leib über dem Pferderücken, fest im Sattel wie eine Amazone, indes der Gaul unter ihr tänzelte. Percy rührte sich nicht. Er hatte das Gefühl, daß sie wiederkommen müsse — müsse — morgen, übermorgen — hierher oder in sein himmelhohes Atelier auf den Prati di Castello, und er wartete nur darauf, daß sie sich zurückwenden und ihm zunicken würde, mit einem einzigen Blick des Versprechens . . .

Aber er täuschte sich. Die Reiter nahten. Sie verschwand zwischen den Rotröcken. Percy hörte Stampfen, Wiehern, Lachen, Stimmengeschwätz. Mit schweren Schritten, als zöge Blei an seinen Sohlen, stieg er zwischen den Mauerresten den leichten Hang hinauf. Vielleicht konnte er sie noch einmal sehen... Sie mußte ganz vorn sein. Percy verbarg sich: da sprengte Klaus Hartung heran, ein paar Offiziere folgten, zwei Damen in der Mitte — dann wieder

eine Dame ... Allmächtiger! Wie unter einem Peitschenschlage zuckte Percy in die Höhe.

Wer war das — die letzte Reiterin?! Er hatte ihr Lachen vernommen, dies fröhliche, helle, glockenklingende Lachen — hatte auch im raschen Vorüberritt ihr Profil gesehen, das er an hundertmal gemalt und gezeichnet hatte — und fast hatte ihr wehender Rock ihn gestreift. War sie es nicht selbst, nach der er seit Jahren suchte und die in der hellen Mittagssonne wie ein lockendes Phantom an ihm vorüberglitt?! — „Halt! Halt!" schrie er unwillkürlich. Und dann stürzte er ihr nach, was er laufen konnte, und schrie und schrie:

„Nini! — Nini! — Nini! ..."

Sie mußte ihn ja hören — sein Lebensglück hing davon ab ... Er hatte nichts unterlassen, ihren Aufenthalt zu erkunden; er hatte in den Zeitungen Englands, Deutschlands und Frankreichs nach ihr gesucht; er hatte seinen Rechtsvertreter beauftragt, durch die Gesandtschaften und Konsulate nach ihr zu forschen. Alles vergeblich: sie war wie aus der Welt verschwunden.

„Nini!" schrie er von neuem, „Nini! — Nini!"

Noch immer stürzte er vorwärts, fast atemlos, wütend über das Narrenspiel des Geschicks, kaum Herr seiner selbst. Plötzlich erschien sie vor ihm, unerwartet, in greifbarer Nähe. Und verschwand wieder ... ah nein, jetzt durfte sie ihm nicht mehr entrinnen — sie mußte ihn hören, sie mußte ...

„Nini! — Nini!" —

Cardock-Scott stürzte hin, längshin zu Boden

und blieb liegen. Er war über ein Trümmerstück gestolpert, einen geborstenen Säulenknauf, der mit kantiger Ecke aus der Erde ragte.

Er richtete sich auf und lachte. Bei allem Aerger und allem Grimm kam ihm der treue Humor zurück. Weiß Gott, es war zum Lachen! Der Zufall hatte ihm wieder einmal eine Nase gedreht. In der Ferne sah man noch die roten Punkte der Reiter. Percy erhob sich und versuchte seine Kleidung zu reinigen. Von Zeit zu Zeit schaute er auf. Nun waren die roten Punkte verschwunden. Vielleicht war es gar nicht Nini gewesen ... Percy holte seine Pfeife aus der Tasche, stopfte sie und entzündete den Tabak. Nun war er wieder der Alte.

Mit langsamen Schritten kehrte er zu den Ruinen der Thermen zurück ... Wenn man sich doch hätte Gewißheit verschaffen können! Einen Weg gab es ja, auf dem eine Aufklärung möglich war. Er konnte sich nach der Adresse Sabines erkundigen, konnte zu ihr gehen und sie nach den Damen der Jagdgesellschaft befragen. Doch sein Stolz war dagegen. Ihr Lebewohl klang ihm noch immer im Ohr; er glaubte zu wissen, was ihr letzter starker Händedruck zu sagen hatte: ‚Komm wieder, aber als freier Mann und als Sohn deines Vaters‘ ... Das lag auch in ihren Worten: „Wir wollen uns beide nicht wehe tun ...‘ Fahrendes Liebchen, — ah, er kannte sie schlecht! Damals, im Grabe der Volumnier, hatte sie ihm mit einer Beschimpfung geantwortet. Nur die steinernen Särge hatten sie gehört, und ihre Begrüßung vorhin be-

wies ihm, daß sie das Schmähwort vergessen wollte. Aber nichts anderes. Sie war von deutschem Adel und zeigte es ihm.

‚Gut', sagte er sich, ‚ich muß herauskriegen: war es die Nini oder nicht. Das ewige Rom hat seine Polizei; die Polizei hat ihr Meldebureau. Dahin gehe ich morgen früh und frage nach Frau Leonie Cardock-Scott geborenen Boudon. Ist sie in Rom, dann werde ich sie finden ...'

XII.

An dem roten Ziegelbau von San Urbano vorüber trabte die Jagdgesellschaft in das Almotal. Wieder war Sabine ein wenig enttäuscht, als sie den Bosco sacro, den vielgerühmten und vielberühmten heiligen Hain zu Gesicht bekam, in dem Numa Pompilius Zwiesprache mit seiner geliebten Nymphe zu halten pflegte, wenn er politischen Rats bedurfte. Sie hatte an einen Wald uralter, rauschender Eichen gedacht. Statt dessen nichts als ein schmächtiger Hügel mit vereinzelten Ulmen und Steineichen. Oben liegt eine einfache Osteria, und über der dichten Lorbeerhecke des Gärtchens sah man schon von weitem Palmas Gestalt und ihr wehendes Tuch und hörte ihr fröhliches Rufen.

Am Fuße des Hügels wurden die Gäule unter Aufsicht der Treiber zusammengekoppelt, dann ging es hinauf in den Garten der Osteria zum Frühstück. Auch hier erwartete der im Verlaufe des Sportver-

gnügens genügsam gewordene Klaus nicht allzuviel, war aber zunächst beinahe verblüfft über die Reize des Arrangements. Auf den Tischen standen einfache, strohgeflochtene Körbchen, die mit Früchten gefüllt waren. Aber wie leuchtete das! Auf gelben, grünen, roten, weißgesprenkelten und violett umsäumten Weinblättern, wie der Herbst sie an jeder Vigne lieferte, lagen safrangoldene Orangen, Tomaten von tiefem Scharlach, dunkelgrüne Feigen, rotbäckige Aepfel, weißgelbe Melonen und Trauben, deren Farbentöne von lichtem Blond bis zu einem tiefschwarzen Blau hinüberspielten. Es lag Sonnenfreudigkeit und Symposionstimmung über dem Ganzen.

Attilio klatschte in die Hände. Der kleine krumme Huntsman verteilte Eichenbruch, den sich die Herren an Kappen und Hüte, die Damen an die Brust steckten. Dann schritt man zum Frühstück. Sabine saß zwischen dem smyrniotischen Bankier und Herrn von Schaßberg, dessen Gattin zwischen den Grafen Perrella und Lira; dann kamen Attilio, Frau Senders, Herr von Höffert, Palma und Klaus, der auf der linken Seite Madame Loubier hatte, eine anmutige Französin, die geschiedene Gattin eines Bildhauers. An sie schloß sich die übrige Gesellschaft an.

Man war von Anbeginn an in bester Laune. Nur Sabine war anfänglich noch ein wenig still und hielt sich zurück. Stärker, als sie selber geglaubt, hatte die Begegnung mit Cardock-Scott auf sie eingewirkt. Aber sie verstand sich zu beherrschen; sie war sich klar darüber, daß jede neue Anknüpfung nur neue Bitternis

bringen konnte: sie wollte ihn nicht wiedersehen — nie wieder . . .

Viktor Schaßberg gefiel sich an ihrer Seite anfänglich in dem altgewohnten Sichgeben des liebenswürdigen Schwerenöters. Aber er hatte kein Glück damit. Sabine fand die ganze Art und Weise dieses Mannes, der auch ihr Herz einmal im Sturme zu erobern versucht hatte, so unsäglich fade, daß ihr die Rolle, die er daheim einstmals gespielt hatte, wie etwas Unbegreifliches erschien. Plötzlich fiel ihr etwas Sonderbares auf. Schaßberg bekümmerte sich gar nicht um seine Frau; er hatte weder ein freundliches Wort für sie, noch ein Nicken, er trank ihr nicht einmal zu. Dafür flogen seine Augen immer wieder zu Ortrude Senders hinüber, und dann furchte sich zuweilen seine Stirn, und die schlanken weißen Finger krampften sich zusammen und zerpflückten in nervöser Hast eine Rose.

Sabine wurde aufmerksamer. Unauffällig begann sie Ortrude zu beobachten. Es war kaum ein Jahr her, da sie sie zum letzten Male gesehen hatte. Die junge Frau begann üppig zu werden; immerhin, es stand ihr gut. Auch Attilio hatte nur Augen für sie. Er umwarb sie mit Wort und Blick. Er wollte ihr gefallen, und sichtlich: er gefiel ihr auch. Sie hatte den Reithut abgelegt, und da rollte er mit geschickten Fingern eine Geißblattranke zusammen, umwand sie mit Rosenknöspchen und bat, ihr den Kranz aufsetzen zu dürfen. Sie erlaubte es lachend; die weißen Röslein glänzten wie Perlen im Rothaar. Das Beispiel fand Nachahmung.

Nun bot die Gesellschaft fürwahr das Bild eines heiteren Symposions. Ein Pifferaro und ein Mandolinenspieler hatten sich eingefunden und baten, konzertieren zu dürfen. Den Dudelsackpfeifer ließ man sich noch gefallen; dann aber sprang Graf Lira di Massa auf, nahm die Mandoline und begann selber eine Canzonetta. Das helle Bravo, das er errang, entfachte den Ehrgeiz anderer. Die kleine Miß Jenkins wollte plötzlich mit dem Grafen Perrella einen Saltarello tanzen. Sofort war der Graf dabei. Die kecke Amerikanerin schürzte ihr Reitkleid und steckte es hoch. Sie war ungeniert; aber da sie bespornte Juchtenstiefelchen trug, die bis zum Knie reichten, so lag doch noch Dezenz in ihrem Gehaben. Der Pifferaro blies wieder, und der Tanz ging los. Die Miß tanzte ganz famos — weiß Gott, von welchem Modell sie den Saltarello erlernt hatte! Sie wiegte und neigte sich, schwang ihren Schal und wirbelte umher, daß das Kleidchen noch höher flog und über dem Saffianschaft eine Handbreit eisenblaues Trikot sichtbar wurde. Sabine fragte sich verwundert: Wo kommt das tolle Mädchen her und gehört sie zu uns? — scheute sich aber, die sittlich Entrüstete zu spielen. Zudem nötigte auch ihr die geringe Grazie, die Graf Perrella entfaltete, helle Heiterkeit ab. Schließlich fing ihn Miß Jenkins mit ihrem Schal, und wieder erscholl lauter Beifall.

Der Tag war vorgerückt, schon neigte die Sonne sich dem Westen zu. Es hieß, um fünf Uhr wolle man aufbrechen. Ein paar stiegen hinab auf die Wiese, andere wollten das Nymphäum besichtigen. Es war

Sabine lieb, daß sie für einige Minuten ihren Herren entweichen konnte. Sie sehnte sich nach einem Augenblicke Einsamkeit. Sie stieg hinter der Osteria langsam den Schlängelpfad hinab, der in das Tal führte. Ein Gefühl der Leere war in ihr und doch auch eines unangenehmen Widerwillens, gegen den sie sich wehrte. Der Tag war amüsant gewesen, das ließ sich nicht leugnen; dem heiteren Gastmahl unter der Vigne der Osteria hatte es sogar nicht an einem Zug künstlerischer Ungebundenheit gefehlt. Was war es also, was sie verstimmte? War es immer noch die Rückerinnerung an die Begegnung mit Cardock? —

Ueber ihr schlug ein Hund an; dann hörte sie Stimmen. Die Anhöhe, auf der die Osteria lag, fiel da, wo sie saß, fast senkrecht ab. Oben wucherte eine dichte Hecke von Opuntienkaktus. Zwei Menschen mußten dahinter stehen.

„Es soll kein Vorwurf sein, Ortrude," hörte Sabine die erregte Stimme Viktor von Schaßbergs, leicht gedämpft nur, als fühle er sich hier unbelauscht; „aber so wie wir miteinander stehen, wirst du mir schon erlauben müssen, dir offenherzig zu sagen, daß dein Benehmen diesem dummen Jungen gegenüber jedenfalls nicht ganz schicklich war."

„Pardon, mein liebwerter Ritter," entgegnete Ortrude, „wie stehen wir denn eigentlich miteinander?! Haben Eure Herrlichkeit das — Kaufgeschäft vergessen?"

„Ortrude —"

„Bitte, mein Teuerster — ich möchte nicht, daß es zwischen uns wolkig wird; ich möchte unsere

gegenseitige Stellung präzisiert wissen. Wie war's denn? Mein Gatte weilt in Amerika; Klaus Hartung, das Blondschaf, hat sein Liebhaberröllchen ausgespielt. Die anderen Hammel vor meinem Rosenwagen — ah bah! Aber Viktor war noch da, der Sieger, der Eroberer, der Unwiderstehliche. Und den besonders wünschte mein Vater kalt zu stellen. Da schlug ich ihm denn vor — lachend, mein Bester: „Gib ihm hunderttausend Mark unter der Bedingung, daß er Nini heiratet" ... Viktor, sage selbst, es war ein genialer Einfall! Da sorgte ich nicht nur für dich, sondern auch für meine Freundin Nini und söhnte zugleich meinen Vater einigermaßen aus ..."

„Aengstige dich doch nicht," sagte wieder die Stimme Schaßbergs. „Jawohl, Orte — warum willigte ich denn in das Handelsgeschäft dieser Heirat. Soll ich es dir sagen? Weil ich eifersüchtig war —"

„O dieu!"

„Rasend eifersüchtig — auf deine Freundin Nini —"

„Schweige mit deinen Albernheiten!" — Es klang wie das Zischen einer Schlange.

Sabine rührte sich nicht. Sie saß ganz still auf dem Felsblock, das Gesicht grau durchschattet, die Hände mit gespreizten Fingern auf dem Stein; sie rührte sich nicht, aber hören mußte sie, und wieder hörte sie Schaßberg sprechen:

„Gut, Ortrude — ich — will schweigen. Nur eins noch: Am Tage vor der Hochzeit, da sagtest du mir: Ich folge euch nach Italien; diese lustige

Ehe soll uns nicht trennen; wir kaufen uns da unten irgendwo an —"

Ortrude lachte leise auf. „Das hab' ich gesagt?! Uebrigens — was willst du? Hielt ich nicht Wort? Bin ich nicht hier?"

„Aber ich sehe dich kaum."

„Es ist kein Genuß für mich, von deinen wütenden Blicken durchbohrt zu werden. Viktor, nun Schluß! Was willst du eigentlich? Nini ist ein liebes Geschöpf und vergöttert dich —"

„Was schert mich das!"

„Ah, du . . . Höre, Viktor: Ich habe Senders unglücklich gemacht, ich würde auch dein Unglück sein. Ich sehe es vor mir; ich weiß es. Aber ich kann mich nicht ändern . . . Sei doch kein Kind, Viktor. Ich verstehe schon, wie du dir das Glück dieser Ehe zu dreien ausgemalt hast. Aber — eh nun, mon cher, ich liebe keine Fesseln, ich möchte immer meine Freiheit gewahrt wissen. Nun keinen Streit weiter! . . ."

Und dann vernahm Sabine die helle Stimme Attilios und sein lateinisch akzentuiertes Französisch:

„Ah — da sind die Herrschaften?! Baron Schaßberg, die gnädigste Gattin sucht sich müde nach Ihnen. Ich habe schon nach der Grotte geschickt —"

Eine lachende Antwort tönte zurück, und die Stimmen verloren sich dann.

Sabine blieb noch immer sitzen. Sie war nicht mehr blaß; der Widerschein des sich im ganzen Westen ausspinnenden Himmelspurpurs lag auf ihrem Gesicht. Aber sie fühlte sich elend. Sie begriff nun

das Empfinden des Widerwillens, das vorhin schon in ihr aufgestiegen war, wie eine Strömung des Unterbewußtseins. Sie stand rasch auf und schüttelte sich im Schauer des Unbehagens, als ihr von unten herauf aus dem Wiesengrund eine kleine Gruppe zuwinkte und Grüße entgegenrief.

„Andromeda am Felsen, ihren Perseus erwartend“, sagte Herr von Höffert.

„Du übst dich wohl im Kraxeln, schöne Schwester?“ scherzte Klaus, und Palma rief: „Steige herab aus deiner Höhe, stolze Sabine! Wir wollen für die Mama und Marianita einen Buschen Wiesenblumen pflücken, aber Klaus erklärt, es sei Viehfutter.“

Nun wurde es auch sonst lebhafter im Tale. Die ganze Gesellschaft verstreute sich über den Wiesenplan, Sabine schloß sich ihrem Bruder Klaus und Herrn von Höffert zu einem kurzen Spaziergange nach dem heiligen Haine an. Unten am Fuße des Hügels hielt ein geschlossener Landauer.

„Voyez,‘ sagte der Militärattaché, „die Equipage einer Eminenz!“

Doch da fiel Palma fast erschrocken ein und blieb stehen: „O Kinder, das ist Onkel Camillo! Wollen wir flüchten?“

„Warum flüchten?“ entgegnete Klaus.

„Ja — warum flüchten?“ sagte auch Herr von Höffert. „Sind wir uns einer Sünde bewußt?“

„Ich kann den Onkel nicht leiden,“ maulte Palma; „wenn er mich bloß nicht wieder küßt!“

„Es tut dir keinen Schaden,“ meinte Klaus

lachend. „Im Gegenteil, es ist wie eine Absolution, da du ja doch einen Ketzer heiratest.“

Man schritt langsam den Hang hinan, auf dessen Südseite stark duftender Mastix und Johannisbrotbaum wuchsen. Unter einer Pinie stand der Kardinal San Graziolo mit einem kleinen, dicken Herrn, den er soeben auf ein glitzerndes Schlänglein aufmerksam zu machen schien, das durch den Moosteppich huschte.

Er blinzelte, als er die Gruppe näher kommen sah. Dann neigte er die hohe Gestalt ein wenig, um seinem Begleiter ein rasches Wort zuzuraunen, hob wieder den stolzen, schön geschnittenen Kopf und rief:

„Sieh da — ist das nicht meine kleine Nichte Palma Cognetto?! — und ihr Verlobter —?“

Palma flog heran und wollte dem Kardinal die Hand küssen, was dieser freundlich abwehrte. Er begrüßte Klaus, ließ sich Sabine und Höffert vorstellen und wies sodann auf seinen Begleiter:

„Der Baron Rivamarino.“

Der also Benannte verbeugte sich sehr tief, zog sein Taschentuch, schneuzte sich und sagte: „Habe die Ehre, mit den gnädigsten Damen unter einem Dache zu hausen. Ich bin vorgestern in Rom eingetroffen und im Hotel Spino-Bonzani abgestiegen. Da las ich hochdero Namen an der Gasttafel . . .“

„Habt ihr einen Ausflug gemacht?“ fragte der Kardinal.

Palma erzählte von der Fuchsjagd und dem Frühstück im Freien. San Graziolo zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite. „Beneidenswerte Jugend,“ sagte er; „ihr habt doch noch etwas von

dieser schönen Welt! Aber ich — ja, wenn i ch einmal ein wenig von der Natur genießen will, muß ich in geschlossener Karosse in die Campagna hinausfahren; übrigens bittet Baron Rivamarino um das Vergnügen, deiner Mutter seine Aufwartung machen zu können. Ich denke mir, es wird für deine Mutter doppelt interessant sein, da Herr von Rivamarino die Landschaft Acquaviva gekauft hat — du weißt, den Stammsitz des Geschlechts der Acquaviva di Barbieri."

„Ah ja," sagte Palma, „das Tal von Acquaviva! Ich denke, das hat ein Ungar gekauft und da eine Mostrichfabrik errichtet!?"

Der Baron nahm sein Taschentuch, fuhr sich damit blitzschnell über die Nase und sagte verbindlich: „Sehr richtig, Marchesina, ganz richtig. Es hat ein Ungar gekauft, ein reicher Herr, ein Herr Bela Cohn, und man muß es ihm lassen: er hat die Fabrik geradezu auf eine glänzende Höhe gebracht. Es lag dies wohl an dem sehr glücklichen Gedanken einer neuen Mischung aromatischer Stoffe . . ."

„Und nun haben Sie die Fabrik gekauft, Herr Baron?" fragte Palma, die sich kaum das Lachen verbeißen konnte.

„Ich war so frei, Marchesina," entgegnete Herr von Rivamarino, „— und was mich dabei besonders gefreut hat, ist die Tatsache, daß dadurch der ganze Besitz — so recht eigentlich — nun ja . . ." sein Taschentuch flatterte . . . „wieder in die — in die — sagen wir mal, in die rechten Hände gekommen ist . . . Ich habe nun das Schloß wieder einrichten

lassen; ich will es selbst bewohnen; ich habe auch eine neue Kirche bauen lassen . . ."

Er hätte noch weiter gesprochen, wenn nicht der Kardinal geäußert hätte: „Es fängt an, kühl zu werden, und die Nebel zeigen sich schon. Man muß sich vor der Malaria in acht nehmen. Wenn Sie mich nach Rom zurückbegleiten wollen, lieber Baron —"

„Ah, ganz gehorsamst — zu Ihrer Verfügung, Euer Eminenz", antwortete der Baron, sich verbeugend. Der Kardinal empfahl sich, als er aber schon ein paar Schritte gegangen war, wandte er sich noch einmal zurück:

„Apropos, Palma — kommt doch am nächsten Donnerstag zu meinem Empfang, wenn ihr nichts anderes vorhabt . . . und selbstverständlich," fügte er französisch hinzu, „auch Sie, lieber Baron Hartung, mit der verehrten Schwester."

Die beiden Gestalten, der baumlange geistliche Würdenträger und der vierschrötige kleine Fabrikant verschwanden zwischen den Bäumen.

Klaus schlug die Hände zusammen.

„I Gott bewahre," rief er, „ist der neue Mostrichfritze aus dem gesegneten Tal von Acquaviva ein drolliger Kerl."

„Zweifellos", fügte Herr von Höffert mit seinem spöttischen Lächeln hinzu, „hat dieser Baron eine Zukunft. Wie kommt er zu San Graziolo? Wie der Kardinal zu ihm? Sollte der neue Kirchenbau in Acquaviva die Brücke sein? Merken wir uns den Namen, meine Freunde, den Namen Rivamarino..."

„Attilio läßt zum Sammeln blasen", sagte Klaus.

„Mein Pferd lahmt — ich fahre mit dir, Palma. Bienchen, fahre du auch — ich fürchte, du erkältest dich . . . Nun trab! . . .“ Er faßte Palma am Arme und stürmte den Hügel hinab. — —

An diesem Abend zog sich Sabine ziemlich früh zurück: sie war sehr abgespannt. Da auch Palma sich ein wenig ermüdet fühlte und bald zu Bett gehen wollte, so verzichtete man auf die gewohnte Plauderstunde und trennte sich bald nach dem Diner.

In seinem Zimmer steckte Klaus sich noch eine Zigarre an und ließ sich vom Etagenkellner eine Tasse Kaffee bringen.

„Willst du wirklich schon in die Klappe kriechen, Biene?“ fragte er. „Bleib doch noch ein paar Minuten — man hat ja kaum Zeit, sich ein bissel auszuplaudern! Wie gefiel dir der Rummel?“

Sabine streckte sich auf den Diwan. „Ganz gut. Ich habe nicht sehr viel mehr erwartet.“

„Ich ja auch nicht. Freilich — die Gesellschaft, in die wir hineingeraten sind, ist eigentlich — eigentlich nicht so ganz unserer würdig. Wobei ich nicht mißverstanden werden möchte. Ich schlage recht gern einmal hinten aus — und das Frühstück im Freien war im Grunde genommen ganz ulkig — bis auf die tanzende Mänade, diese Miß . . . Nicht —?“

Sabine hatte die Augen geschlossen. „Das bringt die Internationalität jeder Reisegesellschaft so mit sich“, sagte sie. „Außerdem — laß dich von Höffert belehren, der die römische Gesellschaft kennt.“

„Jedenfalls ist es merkwürdig, daß die Co-

gnettos bei ihrem Namen so gar keine Rolle spielen. Ist mir auch wenig angenehm."

„Lieber Klaus, derlei kannst du bei uns genau so beobachten. Daß die Gegensätze hier schärfer hervortreten, liegt in der Eigenart der Verhältnisse. Höffert sagt, er kenne Familien, die geradezu entbehren, um sich den Luxus einer Equipage zu gestatten."

Klaus schlürfte langsam seinen Kaffee aus.

„Mein Geschmack wäre es nicht," sagte er, „aber de gustibus und so weiter. Trotzdem finde ich es flegelhaft, daß die zahlreichen Verwandten der Marchesa sich nicht um uns kümmern."

„Auch das ist erklärlich, wenn du dir überlegst, daß du Protestant bist."

„Ich bitte dich — derlei gemischte Ehen kommen doch tausendfach vor!"

„Werden aber in Rom, das noch immer seine zwei großen Heerlager hat, naturgemäß schärfer beurteilt, als anderswo."

Klaus nickte ein wenig finster. „Dabei fällt mir ein, Bienchen, wir sind ja gute Kameraden."

„Die Einleitung macht mich neugierig."

„Ach Gott, es ist nichts weiter Gefährliches — aber es frappierte mich doch . . . Ich war mit der Palma ein Viertelstündchen in der Grotte der Egeria — allein — na, und da herzte ich sie so ein bißchen ab — und da sagte sie plötzlich, sie hätte etwas auf dem Herzen. Was war's? — Sie umschlang mich und flüsterte mir zu, krebsrot im Gesicht und schämig — zu niedlich . . . flüsterte mir also zu:

Wenn wir Kinder kriegen sollten, ob die protestantisch werden müßten oder ob sie katholisch getauft werden könnten . . ."

Sabine schlug die Augen auf. „Sieh, sieh!"

„Fandest du die Frage unschicklich?"

„Keine Spur. Aber, was hast du geantwortet?"

„Selbstverständlich, daß meine Kinder protestantisch werden müßten. Setzte aber sofort hinzu, daß ich Palma für ihre Person niemals veranlassen würde, den Glauben zu wechseln. Nun fing sie an zu schluchzen und klagte mir, Marianita sei unausstehlich und dränge in sie, mich zu einem Versprechen zu veranlassen — und derlei Zeug mehr. Wie soll ich mich demgegenüber verhalten?"

Sabine richtete sich auf. Ihre Müdigkeit war verschwunden.

„Da ist schwer zu raten, Klaus", sagte sie. „Mir ahnte ja beinahe, daß die Konfessionsfrage doch noch einmal aufgerollt werden würde. Gerade das Schweigen ringsum bestärkte mich in dieser Ansicht. Aber schließlich bist du Palmas sicher, und das ist die Hauptsache. Sprich mit der Marchesa und Palma — und dann melde bei unserem Botschaftspfarrer deine Hochzeit zum ersten Weihnachtsfeiertag an."

Klaus fiel seiner Schwester stürmisch um den Hals. „Bienchen, das ist eine gloriose Idee!" rief er. „Wozu die lange Herumzerrerei! Morgen fällt die Entscheidung . . ."

Er lauschte auf. Ein Lärm entstand im Korridor. Türen wurden geschlagen, schimpfende und befehlende Stimmen wurden laut.

„Ich sehe nach, was es gibt", sagte Klaus und verließ das Zimmer.

Er trat bald wieder ein und legte den Finger auf den Mund.

„Pscht, Bienchen," sagte er, „schweigen, schweigen, schweigen! Ich habe es Madame Spino versprechen müssen — und deshalb erzähle ich dir die Sensation. Geheimpolizisten sind in das Hotel gedrungen —"

„Polizisten?"

„Polizisten. Herr van Zuylen, der alte Holländer, der Gentleman, der nur Champagner mit Vichywasser trinkt, ist verhaftet worden. Und weshalb?"

„Als Anarchist. Als Staatsverbrecher."

„Gott bewahre — — als Mädchenhändler!"

„Pfui Teufel..." Sabine setzte sich auf den Diwan... „Ah — weißt du noch? — in Perugia, das verschwundene Zimmermädchen —?"

„Natürlich — die hat er auch auf dem Gewissen. Unten im Bureau sitzt Madame Spino und weint über die verlorene Ehre ihres Hauses. Einer der Polizisten hat erzählt, dieser wackere Herr van Zuylen sei das Haupt einer ganzen Handelsgesellschaft in Menschenfleisch. Ist es nicht greulich?"

Sabine nickte und gab Klaus die Hand. „Gute Nacht — ich bin schrecklich müde..."

Von ihrem Zimmer aus hörte sie noch, wie Klaus ein lustiges Liedchen pfiff. Er war augenscheinlich in bester Laune.

Im Korridor hörte sie Zischeln, Tuscheln und

Flüstern. Da mochten sich die Domestiken zusammenfinden, um ihre Ansichten über die Verhaftung des Herrn van Zuylen auszutauschen. Und in rascher Ideenverbindung fiel Sabine die kurze Unterredung zwischen Schaßberg und Frau Senders ein, die sie am Nachmittage erlauscht hatte...

XIII.

Die Angelegenheit des Herrn van Zuylen hatte nicht geheim gehalten werden können; die römischen Klatschblätter brachten ausführliche Nachrichten über die Verhaftung, beeilten sich aber, bei dieser Gelegenheit den glänzenden Ruf zu betonen, den das Haus Spino-Bonzani genieße. Im Verlauf dieser ersten Notizen tauchten in den nächsten Tagen noch andere auf, in denen eine lärmende Reklame für die Casa Spino-Bonzani gemacht wurde. Die Blätter wurden auf alle Zimmer des Hauses gelegt und eifrig gelesen. Der Erfolg war, daß man bei dem nächsten Nachmittagstee der Madame Spino ihr das allgemeine Bedauern der Gäste aussprach.

Klaus hatte am Morgen nach dem Renntage eine kurze Aussprache mit der Marchesa, der Palma und Marianita beiwohnten. Er begründete die gewünschte Beschleunigung seiner Hochzeit mit einigen liebenswürdigen Worten: es sei ganz unnötig, bis zum Frühling zu warten — im übrigen sei gerade der Januar und Februar die schönste Reisezeit für Korfu, und Korfu wollte Klaus unbedingt kennen lernen.

Palma war glückselig über die neuen Pläne. Sie fiel Klaus um den Hals; selbstverständlich: keinen Tag läng... warten, als unbedingt nötig sei; selbstverständlich: gleich nach der Hochzeit Abfahrt nach Korfu: o Korfu — „gehört das nicht schon zu Asien?" —

Die Marchesa schwieg. Marianita hatte Bedenken.

„Die rasche Hochzeit wird Aufsehen erregen, lieber Klaus", sagte sie.

„Ich wüßte nicht warum, liebe Marianita. Und erregt sie Aufsehen — was schadet es uns?"

„Wo soll die Trauung sein?"

„In der Kapelle der deutschen Botschaft."

Marianita schnellte empor; durch ihre nachdenklichen Augen ging ein unheimliches Aufleuchten.

„Klaus — verzeihen Sie mir, daß ich Sie darauf aufmerksam mache", sagte sie; „das würde geradezu eine Brüskierung aller unserer katholischen Verwandten sein. Haben Sie sich das nicht klar gemacht?"

„Meine verehrteste gnädige Schwägerin, eine Brüskierung liegt selbstverständlich nicht in meiner Absicht. Wenn Sie aber meinen, schlage ich vor, daß wir allesamt nach Neapel fahren und daß dort die Trauung stattfindet."

„Da haben wir auch Verwandte," fiel die Marchesa ein, „die Cerveteri, die Riano-Sforza, die Monte-Landi, die Curti-Galli —"

Klaus zog die Schultern hoch. „Dann kann ich nur noch proponieren, daß wir uns unsern Geistlichen mitnehmen und irgendwo trauen lassen, wo es keinen Verwandten gibt."

Marianita stand mit finsterer Miene am Fenster. Sie war wieder sehr blaß; aus den tiefliegenden Augen flog ein scharfer Blick zu Klaus hinüber.

„Sie fassen die ganze Sachlage scherzhafter auf als sie ist, Klaus", sagte sie.

„Und du ernsthafter als nötig!" rief Palma.

„Falle mir nicht ins Wort! Deine Ungezogenheiten habe ich satt. Du bist ein überlegungsloser Kindskopf!"

„Kinder — Kinder!" sagte die Mutter mahnend.

Klaus verneigte sich lächelnd. „Ich beteilige mich in aller Bescheidenheit an diesem Monitum, meine Damen. Sie dürfen mir glauben, Marianita, daß mir viel daran liegt, alles zu vermeiden, was in den Kreisen Ihrer Verwandten unliebsames Aufsehen erregen könnte. Geben Sie mir einen verständigen Rat; ich will ihn gern befolgen."

„Einen Rat," wiederholte Marianita, „ja, du lieber Gott . . . Hier stehen sich doch einfach zwei Weltanschauungen gegenüber!"

„Die nur konstruiert sind, Marianita. Die jedenfalls uns beide, Palma und mich, nichts angehen, denn wir sind einverstanden."

„Ja, einverstanden!" rief Palma triumphierend.

„Schweig'!" herrschte Marianita sie an. „Ich will von meinem eigenen Empfinden nicht sprechen, Klaus. Es hätte gar keinen Zweck. Ich verweise nur auf die notwendigen Rücksichten —"

„Die ich gern nehmen will."

„Warum sind Sie gegen eine Trauung nach katholischem Ritus?"

„Weil ich Protestant bin. Aber nehmen Sie selbst an: ich willigte in eine Einsegnung unserer Ehe nach den Formen beider Konfessionen — — was in der Diaspora möglich wäre, in protestantischen Ländern, in denen die katholische Geistlichkeit schon aus Diplomatie liberaler zu sein pflegt, das halte ich hier in Rom für ganz ausgeschlossen."

„Doch nicht — doch nicht so ganz, lieber Freund", entgegnete Marianita langsam. „Lassen Sie mich überlegen — vielleicht läßt sich eine Brücke finden, die uns auf beiden Seiten einen Eklat erspart ... es wird dabei eben nur beiderseitig auch eine gewisse Nachgiebigkeit nötig sein ... aber ich sehe ja, daß sich mit Ihnen sprechen läßt, Schwager."

„Gewiß. Nur setze ich voraus, daß man mir keine Bedingungen stellt, deren Annahme für mich unmöglich ist. Im übrigen bleibt es also bei unserer Besprechung: Hochzeit am ersten Weihnachtsfeiertag. Ich will sofort zu unserem Botschaftsprediger, die Formalitäten zu erledigen." —

Zur selben Zeit war Sabine auf dem Wege nach dem Vatikan. Monsignore von Gronau hatte ihr in der Frühe eine Eintrittskarte zur Sixtinischen Kapelle geschickt, wo der Papst selbst eine Seelenmesse lesen wollte. Herr von Gronau hatte nur ein kurzes Billett beigelegt, in dem er Sabine bat, um zehn Uhr an der Portono di Bronzo, dem Hauptportal des vatikanischen Palastes, auf ihn zu warten.

Sabine, die der Vorschrift gemäß in Schwarz und in langem Schleier war, hatte sich einen Hotelwagen genommen. Als man durch die Via Nazionale

fuhr, sah Sabine vor dem Hotel Quirinale gleichfalls eine Equipage stehen, in die soeben, von einem galonierten Diener und dem Portier geleitet, ein alter Herr von charakteristisch englischem Typus stieg. Unwillkürlich dachte Sabine, daß dies der Viscount of Lambton, der Vater Cardock-Scotts, sein könne.

Sabine lehnte sich wieder in die Polster ihres Wagens zurück. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß der alte Herr in Wahrheit der Vater Cardocks war; eine so frappierende Aehnlichkeit kann nicht täuschen. Und nun kehrten ihre Gedanken von selbst zu Cardock zurück, und sie fühlte, wie ihr Herz von neuem unruhiger wurde. Sie verstand nicht, daß Cardock so jeden Versuch, neuerdings eine Aussöhnung mit seinem Vater anzubahnen, von sich wies. Es mußten da noch Gründe mitsprechen, die Sabine nicht kannte — und, fast zusammenschreckend, fragte sie sich: ‚Ja, bist du denn nicht selbst schuld, daß du sie nicht kennst . . .‘

Sie biß sich auf die Lippen. Es war eine Torheit von ihr gewesen, daß sie ihn nicht hatte erzählen lassen. Sie hatte sich auf den Standpunkt der Tatsache gestellt, daß er verheiratet war. In ihrer Entrüstung, die ein empörter Trotz unterstützte, hatte sie nichts, nichts weiter hören wollen. Trotzdem — heute sagte sich Sabine, daß es unrecht gewesen war, ihm jedes Wort näherer Erklärung abzuschneiden.

Die Nachricht von der feierlichen Messe schien sich rasch verbreitet zu haben, obwohl die Zeitungen sie nicht angekündigt hatten. Ueber den Petersplatz wogte eine ungeheure Menschenmasse, die sich bis zu

den Kolonnaden vordrängte. An der Schweizerwache beim Haupteingang traf Sabine auf Monsignore von Gronau, der hier mit einem dicken Herrn in aufgeknöpftem Paletot, einen Zylinderhut auf dem Kopfe, plauderte. Herr von Gronau sah sie schon in der Ferne und winkte ihr freundlich zu.

„Meinen Respekt, gnädiges Fräulein," sagte er, „Sie haben die Höflichkeit der Könige — es ist fünf Minuten vor zehn . . . darf ich Sie vorstellen?"

„Hatte bereits die große Ehre", nahm der Herr im Zylinder das Wort und verneigte sich tief; „gnädiges Fräulein wollen auch dem feierlichen Hochamt beiwohnen . . . oh, es ist ein wunderbarer Genuß und eine Erinnerung ohnegleichen, und ich bin Seiner Eminenz zu tiefinnigem Danke verpflichtet, daß mir seine gütige Vermittlung verstattet hat, der heiligen Handlung beiwohnen zu dürfen."

Sabine war etwas erstaunt, auch hier wieder auf den Mostrichfabrikanten von Acquaviva zu stoßen, und war noch mehr erstaunt, als sie entdeckte, daß der Baron Rivamarino unter dem schlichten Paletot einen mit goldgrünen Palmetten gestickten und mit goldenen Knöpfen besetzten Frack trug.

Man stieg die Scala regia hinauf und wandte sich links seitwärts in ein geöffnetes Gemach, das zu einer Garderobe umgewandelt war, wo Baron Rivamarino Paletot, Zylinder und Rock abgab.

„Was ist das für eine Uniform, die der Baron trägt?" flüsterte Sabine neugierig.

„Er ist Kämmerer Seiner Heiligkeit," wisperte der Monsignore zurück.

Nun war Sabine belehrt; aber fremdartig berührte es sie doch, daß der ehrsame Senffabrikant außer dem Baronstitel auch noch die päpstliche Kammerherrenwürde führte.

Herr von Gronau führte seine Gäste durch die mit päpstlichen Hofchargen, Gesandten, Ordensgeistlichen, Nobelgardisten — einer schweigsamen Menge meist uniformierter Herren — gefüllte Scala regia direkt in die Sixtinische Kapelle, wo er zunächst dem Baron Rivamarino einen Tribünenplatz anwies und sodann Sabine in der Nähe der Marmorschranke, die den Raum für die Geistlichkeit abschließt, postierte. Er gab ihr ein winziges, einem Fähnchen gleichendes, mit einer Stecknadel versehenes Stückchen gelbrotes Papier, auf das nur das Tagesdatum gedruckt war, und bat sie, es sichtbar an die Brust zu stecken. „Da haben Sie einen Stuhl," sagte er, „auf den Sie sich setzen können, wenn Sie erschöpft sind. Machen Sie bitte die Zeremonien mit, damit Sie nicht auffallen. Nach dem Deo Gratias suchen Sie so schnell als möglich die Tür zu erreichen."

Von diesem Augenblick an war Sabine wie im Traum, und ein wundersamer, einzig schöner Traum war es, der an ihr vorüberzog: ein Farbenrausch und ein Hoheslied zugleich, eine Vision, klingender Sphärengesang, ein Wiegen in Seligkeit — fürwahr, ein Genuß ohnegleichen . . . Die Kapelle wuchs, die Wände dehnten sich aus, das Riesengemälde Michelangelos an der Decke verschwamm in weiter Höhe. Die Menschenmasse, die in die Kapelle hineingepreßt war und sie bis in das letzte Winkelchen füllte, er-

schien Sabine wie ein ferner Reigen puppenhafter Gestalten. Von dem Moment ab, da die Musik ertönte, unterschied Sabine nichts mehr. Sie erwachte erst wieder, als Herr von Gronau sie an der Tür zur Scala regia in Empfang nahm.

„Ein bißchen schnell, gnädiges Fräulein, wenn ich bitten darf," sagte er, „wir kommen sonst in das Gewühl. Ich bin dienstfrei und begleite Sie . . ."

Sabine atmete auf, als sie wieder in der Sonne stand. Der Monsignore winkte einen geschlossenen Wagen heran, sie war dankend einverstanden und schlüpfte in das Coupé. Herr von Gronau nahm ihr gegenüber auf dem kleinen Rücksitz Platz.

„Ich freue mich, daß ich Ihnen den Genuß einer Papalmesse gönnen konnte," sagte er. „Es kommt so selten vor, daß nur sehr, sehr wenige Gastkarten verteilt werden können. Wie geht es Ihrem Herrn Bruder und der gnädigsten Braut?"

Sabine war wieder völlig ernüchtert. Wirklich war der berauschenden Feier, diesem Hindämmern im Weihrauchnebel bei wahrhaft überirdischer Musik, etwas wie Ernüchterung gefolgt. „Merci. Nicht ganz so, wie es gehen könnte," antwortete sie.

„Oh — — ist er nicht völlig auf dem Posten?"

„Doch — Gott sei Dank. Aber gewisse Aufregungen bleiben nicht aus. Ich darf Ihnen gegenüber ja offen sein. Konfessionelle Bedenken haben bisher weder bei ihm noch bei Palma obgewaltet. Sie sollte ihren Glauben behalten —"

„Das setze ich voraus."

„Und im übrigen sollte die Ehe protestantisch eingesegnet werden."

„So?"

„Ja. Es war so besprochen worden, und Palma hatte sich durchaus einverstanden erklärt. Auch die Marchesa. Aber es scheint, als ob Palmas Schwester, die Marchesina Marianita, in ihrem Gewissen beunruhigt worden sei — und als ob sie ihren Einfluß bei der Schwester durchdrücken wolle, von Klaus das Versprechen zu fordern, daß etwaige Kinder aus seiner Ehe katholisch getauft werden sollten."

Sie hatte versucht, harmlos zu sprechen. Herr von Gronau verzog auch keine Miene.

„Und ... wie würde sich Ihr Herr Bruder zu dieser Forderung verhalten?" fragte er.

„Unter allen Umständen abweisend, Monsignore."

„Das ist gewiß? Ich meine, er würde keinesfalls zu Konzessionen geneigt sein — auch für den Fall nicht —"

„Für welchen Fall?"

„Daß die Ehe scheitern könnte ... Sie sehen, ich bin ebenso offen wie Sie, gnädiges Fräulein."

„Es liegt ja kein Grund zu einem Versteckspiel vor, Monsignore. Ich meine, die Sache ist ganz einfach. Klaus und Palma lieben sich; Palma fügt sich allen Wünschen ihres Bräutigams; damit ist die Geschichte abgemacht. Einflüsse von außen her werden auf beide gleich unwirksam bleiben, so weit ich sie kenne."

„Ich kenne sie weniger als Sie, gnädiges Fräulein. — Doch Sie werden begreiflich finden, wenn

ich Ihre Ansicht nicht teile. Die Braut Ihres Herrn Bruders stammt aus einer uralten katholischen Familie. Man schlägt nicht im Handumdrehen ein Heiligtum tot, das tausendjähriger Verehrung angehört. Es ist möglich, daß die Marchesina in ihrer Liebe zu ihrem Bräutigam nicht an die Zukunft denkt. Aber das ist gewiß: die Reue wird kommen in dem Augenblick, wo sie Mutter wird. Und dann wird es zu spät sein. Was sie heute — aus psycho-physiologischen Gründen, die leicht verständlich sind — bei ihrem Bräutigam vielleicht unschwer erreichen könnte, ist später kaum noch erreichbar. Was wird die Folge sein? — — Eine zerstörte Ehe . . ."

„Sie malen grau in grau," sagte Sabine. „Sie können es auch wohl kaum anders, obschon — Sie neulich dem Menschlichen geneigter schienen als heute."

„Nichts wahrhaft Menschliches hat einen Feind in mir."

„Monsignore, wir wollen nicht streiten. Ich neige sowieso zur Opposition, nicht nur in diesem Spezialfalle. Und ich möchte Ihnen dankbar bleiben für die Feierstunden in der Sixtina — möchte nicht, daß Sie mein Widerstand ärgert. Also überlassen wir die Entscheidung ruhig dem Brautpaar."

Herr von Gronau neigte zustimmend den Kopf; er verlor kein Wort mehr über die Angelegenheit. Als der Wagen vor dem Hotel hielt, sprang er zuerst heraus und half Sabine beim Aussteigen, die sich nochmals bei ihm bedankte. Er drückte ihr herzlich die Hand und rief dann dem Kutscher einen Befehl zu.

Sabine vermied vorläufig, mit ihrem Bruder über die Ansichten des Monsignore zu sprechen; sie wollte abwarten, wie sich Marianita verhalten würde. Uebrigens nahm Marianita schon in den nächsten Tagen eine passende Gelegenheit zu einer Unterredung mit Klaus wahr. Sie erklärte Klaus, daß sie mit verschiedenen ihrer Verwandten Rücksprache genommen hätte; kein einziger hätte sich gegen die Ehe erklärt, jeder einzelne aber die „selbstverständliche Bedingung" gestellt, daß die Kinder Palmas katholisch getauft werden müßten. Marianita hatte sich gut vorbereitet; sie legte Klaus sogar schon den Entwurf des Versprechens vor, das er vor der Hochzeit abgeben sollte: ein in notarielle Formen gekleidetes Versprechen auf Ehrenwort.

Klaus blieb ruhig. Für ihn war diese Forderung unannehmbar. Er wies sie rundweg ab, eine Einigung über diese Fragen stände nur ihm allein und Palma zu.

Nun wurde Marianita wärmer. „Ah — Palma! Was ist Palma?! Ein Kindskopf. Wenn Ihnen an dem Frieden Ihrer Ehe und an der Ruhe der eigenen Seele liegt, Klaus, so bitte ich Sie herzlichst — gehen Sie auf meinen Vorschlag ein! Sie sagen: Sie kennen Palma. Nein — Sie kennen sie nicht! Vorläufig ist sie Wachs in Ihren Händen. Weil sie Sie liebt — so glauben Sie. Ich gebe ohne weiteres zu, daß sie Ihnen aufrichtig zugetan ist. Aber lieben — kann ein Wesen, das kaum zu denken vermag, überhaupt lieben?! Palma will zunächst hinaus aus dem Jammer eines entbehrungs-

reichen Lebens. Wäre an Ihrer Stelle ein anderer gekommen: sie hätte ihn auch genommen! — Nun gut: Sie sind ein ganzer Mann und können auf das weiße Blatt dieses kleinen Seelchens die Schrift der eigenen Seele zu schreiben versuchen. Aber wehe, wenn sie erst wach wird! Da wird auch das Bewußtsein in ihr wachsen, wie sehr sie am Heiligsten gefrevelt hat. Ja, Klaus, das wird es... Ich schweige. Ich weiß, daß Ueberredung fruchtlos wäre. Aber warnen — warnen muß ich Sie ..."

Klaus stand auf. Er wollte diese ganz unnütze Aussprache kurzer Hand ablehnen.

„Ich will über das hinweggehen, was Sie in der Leidenschaft einer vermeintlichen Seelenrettung über Palma äußerten," sagte er kühl. „Es tut mir leid, daß ich Ihren Verwandten nicht entgegenkommen kann. Wäre mir ein Weg gewiesen worden, der es möglich gemacht hätte, ich hätte es gern getan. Aber zwingen lasse ich mich nicht ..."

Für die zweite Dezemberwoche waren zwei Einladungen eingetroffen. Die eine vom Oberstkämmerer Grafen Acquaviva zum Souper, die zweite war eine Erinnerung des Kardinals San Graziolo, nicht seinen Jour am kommenden Donnerstag zu vergessen.

Beide Einladungen hatte auch der Baron von Rivamarino erhalten, wie er Klaus freudestrahlend am Abend im kleinen Salon des Hotels erzählte, in dem die Cognettos mit dem Geschwisterpaar noch ein Stündchen nach dem Diner zu verplaudern pflegten. Herr von Rivamarino hatte nicht nur bei den Cognettoschen Damen, sondern auch bei den

Hartungs seine Karten abgeben lassen und war in letzter Zeit häufiger mit ihnen zusammen gewesen. Der Marchesa hatte sein etwas plebejisches Wesen anfänglich gar nicht gepaßt; aber die Schwärmerei, mit der er von der ehemaligen Grafschaft Acquaviva sprach, söhnte sie einigermaßen aus.

Das Souper beim Oberstkämmerer verlief für Klaus nicht uninteressant. Da Marianita und Sabine daheim geblieben, so hatten Rivamarino, die Marchesa, Palma und Klaus einen gemeinschaftlichen Wagen genommen. Im Garderobezimmer der Wohnung des Grafen traf Klaus auf Herrn von Höffert, der preußische Uniform trug, und auf Attilio Cognetto, die ihn beide mit Herzlichkeit begrüßten.

Es waren etwa dreißig Personen geladen: eine Anzahl Hofchargen, einige Botschafter und Gesandte mit ihren Damen, die Minister der Justiz und Gnade und der Finanzen, ein paar Unterstaatssekretäre und Offiziere. Aber nur zwei Soutanen sah Klaus: die eine gehörte dem Hauskaplan des Königs, einem Monsignore mit sehr berühmtem Adelsnamen, die andere dem Kardinal Grafen San Graziolo.

Der Oberstkämmerer, der übrigens gelegentlich selbst über seine Vermögenslosigkeit mit heiterem Spott zu scherzen verstand, besaß kein eigenes Palais, sondern logierte in einer Dienstwohnung, die zwar sehr geräumig war, aber doch jeder Eigenheit entbehrte und auch in ihrer modernen Tapeziereinrichtung gewaltig von der schweren und gediegenen Pracht der Palazzi am Korso abstach. Lohndiener servierten das Souper, bei dem Klaus nicht neben seiner Braut,

sondern zwischen zwei Offiziersdamen saß. Palma wurde vom Rittmeister von Höffert zu Tische geführt, die Marchesa vom Hausherrn.

Das Souper war nur kurz. Obwohl Palma zu den nächsten Verwandten des Oberstkämmerers gehörte, wurde ihrer Verlobung gar nicht gedacht. Das befremdete Klaus ein wenig; daheim hätte man in solchem Falle das erste Glas auf das Wohl des Brautpaares geleert. Als er aber einen Moment, da sie zwischen den Blumen zweier Tafelaufsätze zu ihm herüberschaute, benutzte, um ihr ganz heimlich auf der Spitze des kleinen Fingers einen stummen Kuß zuzusenden, und sie sich rasch abwandte, als wolle sie die mimische Tändelei nicht sehen, begann er sich zu ärgern.

Palma schien sich sehr zu amüsieren. Sie existierte allerdings nur für Herrn von Höffert, während sie den armen Baron Rivamarino zu ihrer Linken fast gar nicht beachtete, obwohl dieser sich immer wieder von neuem Mühe gab, sie gelegentlich in das Gespräch zu ziehen. Nach beendeter Tafel wurde in den Nebenzimmern Mokka und Likör gereicht. Klaus winkte mit den Augen Palma zu sich und trat mit ihr in eine Fensternische.

„Warum hast du denn heute abend gar keinen Blick für mich, Maus?" fragte er.

„Habe ich ja, Liebster. Aber was sollen denn die Leute denken, wenn du mir beim Diner eine Kußhand zuwirfst!"

„Ach hörrjöh, das ist etwas Fürchterliches!

Neige dich einmal ein wenig nach rechts herüber — dann kann ich dir einen Kuß geben."

„Um Himmels willen — es fällt schon auf, daß wir uns hierher zurückgezogen haben. Und bitte, Klaus, noch eins: nicht du nennen vor den übrigen!"

„Na, da hört doch aber die Gemütlichkeit auf!"

„Es ist nicht Sitte, Klaus — man mokiert sich darüber. Was wir unter uns tun, ist gleichgültig. Aber die andern brauchen ja nicht zu wissen, daß mir eure deutsche Zärtlichkeit lieber ist als die steife römische Grandezza."

„Weil du das so nett gesagt hast, Schwarzfink, will ich mich auch nicht weiter ärgern. Ich muß mich wirklich erst in die romanischen Sitten hineingewöhnen. Lange wird's ja nicht mehr nötig sein."

„Was?" fragte Attilio, mit Herrn von Höffert an die beiden herantretend. „Entschuldigt — aber es ist besser, die Gruppe vergrößert sich. Ich sah bereits drei Damen, die die Köpfe zusammensteckten ob der ungebührlichen Isolierung des Brautpaares."

„Ich finde, man betrachtet uns gar nicht als Brautpaar," bemerkte Klaus.

„Das ist eben das Feinste," sagte Höffert mokant. „Man kopiert die Pariser Sitten selbst bei Asti spumante ... Nun, lieber Hartung, was sagte ich Ihnen neulich im Hain der Egeria in bezug auf diesen Baron Rivamarino? Man wird sich seinen Namen merken müssen. Uebrigens tatsächlich allerjüngster Adel — ich habe mich erkundigt. Der Mann muß so reich sein, daß er nicht weiß, wo er mit seinem Mammon hin soll."

„Und so etwas gibt es!" rief Attilio klagend.

Der Haushofmeister des Oberstkämmerers nahte sich in diesem Augenblick, um den Herren zuzuflüstern, daß in den Zimmern rechts geraucht werde.

„Einen Tobak," rief Klaus, „jetzt weiß ich, was mir gefehlt hat!"

Im Nebenzimmer entdeckten Klaus und Höffert zwischen mancherlei Regiezigarren auch eine rauchbare Havanna und streckten sich behaglich in die großen Klubfauteuils am Kamin. Attilio wurde einen Augenblick durch einen befreundeten Offizier festgehalten, gesellte sich dann aber wieder zu den beiden, um zunächst über seine Zigarette zu schimpfen.

„Hierher muß man sein eigenes Kraut mitbringen," meinte er. „Der Finanzminister macht es immer so: in seiner oberen Westentasche stecken gewöhnlich zwei ausgezeichnete Henry Clay."

„Räsonieren Sie nicht, sondern nehmen Sie Platz," sagte Höffert. „Wissen Sie, daß ich Sie neulich gesehen habe, Don Attilio?"

„Und wo?"

„Im Salon Margherita."

„Hat er zarte Beziehungen zu einer der Chanteusen?" fragte Klaus.

„O nein — ich denke nicht. Allerdings — allein waren der Herr Marchese auch nicht und hielten sich verdächtig im Hintergrund der Loge..."

Attilio errötete ein wenig. „Müssen Sie denn immer spötteln, lieber Rittmeister!? Es ist kein Geheimnis, Klaus — Höffert liebt es aber, dem Harmlosesten ein frivoles Mäntelchen umzuhängen.

Frau Senders langweilt sich in eurer traurigen Pension und bat mich, ich möchte sie doch gelegentlich in ein Theater führen. Das ist alles."

„Es sollte auch nicht mehr sein," rief Höffert. „Scherz beiseite, Marchese: wenn eine Dame wie Frau Senders in ein Café chantant geht, darf sie nicht einen so auffallenden Hut tragen."

Die Sache interessierte Klaus nicht sehr. Ortrude hatte anfänglich mit den Geschwistern wie mit den Cognettos einen leichten Hotelverkehr gesucht, der durchaus mit Höflichkeit erwidert wurde, sich dann aber plötzlich grundlos zurückgezogen. Im Grunde genommen war ihm die schöne Frau recht gleichgültig geworden: eine Passion von gestern.

Rittmeister von Höffert brachte endlich die Unterhaltung auf ein anderes Thema. Er fragte unvermittelt: „Apropos, habe ich den Kapitän Raimondi nicht einmal bei Ihnen gesehen, Attilio? oder in Ihrer Gesellschaft, lieber Hartung? Jedenfalls muß es in der Casa Spino-Bonzani gewesen sein."

„So ist es auch," entgegnete Attilio, „er ist ein alter Freund meiner Mutter und meiner Schwester Marianita. Warum fragen Sie?"

„Ah — es ist sehr merkwürdig. Er hatte sich um eine Ingenieurstellung bei der Firma Figueroa und Compagnie auf Elba beworben — und da ist ihm nun ein anderer in die Quere gekommen — ein Mitbewerber, den ich gut kenne: ein früherer preußischer Artillerieoffizier, Major Prosch."

„Das würde mir leid tun," sagte Attilio, „wenn

die Hoffnungen Raimondis wieder einmal zu Wasser werden sollten. Hat denn Ihr Major Aussichten?"

„Ich vermute. Er hat ausgezeichnete Empfehlungen und zudem eine Engländerin zur Frau, die eine Schwester des älteren Figueroa ist."

„Ach herrjeh!" rief Klaus; „wer schon den Papst zum Vetter hat ... Uebrigens hat mir Raimondi erzählt, daß er mit Figueroa einen Eventualvertrag abgeschlossen habe ... Was gibt es?"

Einer der Diener war hinter Klaus getreten und meldete ihm, die Frau Marchesa bäte den Herrn Baron für einen Augenblick. Klaus legte seine Zigarre fort und begab sich in den Nebensalon.

„Seien Sie mir nicht böse, lieber Sohn," sagte die alte Dame, „wenn ich Sie bitte, aufbrechen zu dürfen. Ich fühle mich leider gar nicht recht wohl."

Klaus sprach ihr sein Bedauern aus und erklärte sich sofort zum Aufbruch bereit. Man vermied eine allgemeine Verabschiedung und empfahl sich nur dem Hausherrn. In der Garderobe fand sich auch noch Baron Rivamarino ein, der bat, die Herrschaften nach dem Hotel zurückbegleiten zu dürfen.

Die Rückfahrt währte eine kleine Viertelstunde. Weder die Marchesa noch Palma sprachen; Rivamarino unterhielt sich mit Klaus über den wohlschmeckenden, etwas herben Rotwein, den es beim Souper gegeben hatte. Erst in dem Augenblick, da der Wagen vor dem Hotelportal hielt, brach er seine Weinerklärungen ab. Klaus schien es, als sei der Baron ein wenig erregt oder habe ein Glas über den Durst getrunken.

Der Fahrstuhl brachte die Herrschaften in ihre Etage. Klaus trat in sein Zimmer und klopfte leise an die Nebentür: „Schläfst du, Bienchen?“

„Nein, — aber im Bette liege ich. Wie war's?“

Klaus öffnete die Tür zu einer kleinen Spalte. „Soso lala, nicht überwältigend. Alles grüßt dich. Schwager Attilo scheint mit der Ortrude eine kleine Schäkerei einleiten zu wollen. Meinen Segen hat er. Mit der Zivilstellung Raimondis muß es auch noch nicht ganz in Ordnung sein. Die arme Marianita ... Die Marchesa war zuletzt nicht ganz wohl, daher der frühe Aufbruch ... Wie meinst du? — I nein — unsere Verlobung ist überhaupt nicht erwähnt worden. Ich taxiere, man tut das geflissentlich nicht. Schlaf gut, Bienchen ...“

Er war in besserer Laune als in den letzten Tagen. Noch ein paar Wochen, sagte er sich, und alles Hangen und Bangen, alle innere Unruhe hatte ein Ende. Dann konnte ihm Marianita ihren Fluch eingeschrieben nachschicken ... Der Gedanke belustigte ihn. Vergnügt ging er zu Bette und schlief auch ohne Veronal ausgezeichnet.

XIV.

Nun kamen kalte Tage. Zunächst schienen sich Schirokko und Tramontana befehden zu wollen; zwischen den Kämpfen der Winde traten heftige Regengüsse ein. Schließlich behielt die Tramontana die Oberhand und war so eisig, daß die Straßen wie entvölkert waren.

Am Tage nach dem Souper bei dem Oberstkämmerer war Palma erkrankt. Eine leichte Indisposition, ein kleiner Katarrh, nichts Gefährliches, hatte die Marchesa beim Frühstück gesagt; jedenfalls habe man Palma in das Bett gesteckt, damit sie zu dem Jour bei San Graziolo wieder gesund sei. Das war aber nicht der Fall. Infolgedessen sagten auch die Marchesa für sich und Marianita sowie die Hartungs ab.

Sabine besuchte Palma fast täglich. Sie fand das Mädchen blaß und eigentümlich verstört, aber nicht gerade krank. Palma klagte auch nicht: sie habe es ein bißchen im Halse, das sei alles; nur nicht so viel Aufhebens machen und nur keinen Arzt! — Immer, wenn Sabine da war, saß auch die Marchesa am Bette ihrer Tochter. Klaus forschte Sabine vergeblich aus, was Palma eigentlich fehle; sie wußte es nicht. Da entschloß er sich zu einem kurzen Prozeß. Er bat einen im Hotel wohnenden deutschen Arzt, Doktor Krause, in seinem Auftrage seine kranke Braut zu untersuchen, und schickte ihn mit einigen Begleitzeilen zur Marchesa.

Doktor Krause kehrte mit heiter lächelnder Miene zu Klaus zurück, der ihn in seinem Zimmer erwartete.

„Ich berichte," sagte der Arzt, „und erbitte mir als Konsultationsgebühr nur ein Zigarre . . . Also: die Frau Marchesa war über meinen Besuch etwas verblüfft und erklärte mir zuvörderst, daß sie nicht viel von den Aerzten halte; sie habe in ihrem ganzen Leben noch nie einen Arzt gebraucht. Worauf ich ihr entgegnete: ich wünschte ihr aufrichtig, daß dies

auch in der Folge nicht nötig sein werde. Bei dieser Erwiderung hatte ich bereits an die Tür der Nebenstube geklopft und hörte Ihr Fräulein Braut „Entrate“ rufen. Sie erschrak, als sie mich sah, und wollte mit dem Kopf unter die Decke fahren. Nun sagte ich höflich, ich käme auf Ihre Order hin, zu sehen, ob die Gnädigste noch am Leben sei. Da kriegte sie einen Erstickungsanfall —“

„Herrgott!“ rief Klaus erschrocken.

„Aber nur vor Lachen,“ fuhr Doktor Krause fort; „ich habe eine leidende Dame noch nie so fröhlich lachen hören. Aber dann wurde sie wieder wehmütig und erklärte, sie sei doch recht elend. Hierauf ließ sie sich willig untersuchen.“

„Und —?“ fragte Klaus.

„Das Resultat ist die Tatsache, daß die Marchesina absolut gesund ist. Nicht einmal einen Katarrh habe ich konstatieren können. Sie sagt, sie sei schrecklich nervös. Ja, du lieber Gott, da ist der Gegenbeweis schwer zu führen! Immerhin bewahrte ich meine Taktik, verschrieb ihr eine Art Brausepulver und riet ihr, wieder aufzustehen.“

Klaus schüttelte den Kopf. „Das ist mir unverständlich“, meinte er. „Palma ist doch sonst nicht so wehleidig. Also sorgen brauche ich mich jedenfalls nicht?“

„Ganz und gar nicht.“

Klaus war befriedigt, obwohl ihn andererseits das seltsame Benehmen Palmas ärgerte. Auch Sabine erklärte, sie verstände Palma nicht. „Oder aber, Marianita hat sie wieder mit ihren Zukunftsbesorg-

nissen geärgert — und da hat Palma erklärt, krank zu sein, um den Heilswahrheiten ihrer Schwester für einige Zeit zu entgehen."

„Das ist möglich," entgegnete Klaus kopfnickend, „das würde sie fertig bringen. Na, Gott sei Dank — in vierzehn Tagen sind wir über den Bann des Vatikans hinaus! —"

Die Vorbereitungen zur Hochzeit waren getroffen: am ersten Feiertag mittags zwölf Uhr sollte sie in der Botschaftskapelle stattfinden. Als Zeugen hatte Klaus Attilio, Höffert und den Hauptmann Raimondi gebeten. Eine peinliche Frage war die der sonstigen Einladungen. Den Kardinal konnte man unmöglich auffordern, der Trauung seiner Nichte mit einem Protestanten beizuwohnen; das wäre in der Tat einer Brüskierung gleichgekommen. Es blieb also nur noch Graf Acquaviva übrig, und auch von ihm bat die Marchesa, Abstand nehmen zu wollen. Die alte Dame war seit dem Souper bei dem Oberstkämmerer sichtlich verstimmt; sicher hatte es auch an diesem Abend konfessionelle Auseinandersetzungen gegeben. Wenigstens war Sabine davon überzeugt. „Laß dich nicht noch im letzten Augenblick überrumpeln", sagte sie mahnend zu Klaus. „Oho," entgegnete der, „man soll mir nur kommen! . . ."

Er schickte seiner Braut, solange sie das Zimmer hütete, täglich Blumen. Das tat auch Baron Rivamarino. Er versäumte nie, sich nach Palma erkundigen zu lassen. Die ritterliche Artigkeit des kleinen, dicken Herrn war groß; auch für Sabine hatte er gelegentlich zarte Aufmerksamkeiten, so daß

sie es nicht abschlagen wollte, als er am ersten schönen Tage nach der Sturm- und Regenzeit bat, sie in seinem Phaethon spazieren fahren zu dürfen.

Er war sehr stolz auf dies reizende Wägelchen, er kutschierte auch selbst und zwar, wie sich zeigte, recht gewandt. Man fuhr zunächst nach dem Corso Umberto, der um diese Zeit mit Wagen und flanierenden Menschen überfüllt war. Mit einer leichten Neigung der Peitsche wies Baron Rivamarino auf einen der finsteren alten Paläste.

„Der ehemalige Palazzo Ottoboni", sagte er. „Bernini hat die Front entworfen. Jetzt hat ihn eine Bank gekauft. Ist es nicht schrecklich?"

„Warum, bester Baron? Ich kann nicht einmal eine Grausamkeit des Schicksals darin finden. Gewissen Naturgesetzen sind wir alle unterworfen."

Herr von Rivamarino bog von der Piazza del Popolo aus in den Rampenweg nach dem Pincio ein.

„Acquaviva," sagte er, „— ja, sehen Sie, Acquaviva . . . Ach, gnädiges Fräulein! Ein wunderbarer Kastellbau — aber zur Ruine geworden. Ich stecke eine halbe Million hinein. Ich stelle es so wieder hin, wie es vor zweihundert Jahren stand."

„Um einsam in Ihrem Kastell zu hausen? Oder gilt der Bau zwei glücklichen Leuten?"

Baron Rivamarino wurde sehr ernst. „Ich bin fünfundvierzig Jahre alt", sagte er. „Ein bedenkliches Alter. Und ich bin sehr wählerisch, Baroneß."

Der Wagen lenkte jetzt in die große Kette der Equipagen ein, die sich auf der Höhe des Pincio langsam vorwärts bewegte. Die Füchse mußten in

Schritt fallen, und nun fragte der Baron: „Befehlen Baroneß, daß wir aussteigen und ein wenig promenieren?“

Sabine war einverstanden. Es schien dies Sitte zu sein. In der Nähe der großen Terrasse hielt eine große Wagenburg. Man empfing an den offenen Landauern oder schlenderte plaudernd durch die Alleen oder ließ sich auf den Stuhlreihen nieder, die die konzertierende Bersaglierikapelle umgaben.

Herr von Rivamarino fand viele Bekannte. Von allen Seiten grüßte man ihn. Jenseits der Wagenburg bewegte sich langsam ein zweiter Zug von Equipagen vorwärts. Als Baron Rivamarino mit seiner Begleiterin an die Rampe der Terrasse trat, um ihr die vielbewunderte Aussicht zu zeigen, gesellte sich Monsignore von Gronau zu ihnen.

„Man muß zu etwas späterer Stunde hierher kommen,“ sagte er, „wenn die Musik vorüber ist und der Strom der Promenierenden sich verflüchtet hat — so etwa zur Zeit des Sonnenuntergangs. Da ist auch die Aussicht am schönsten. Freilich — es ist nicht mehr die alte. Seit die häßlichen modernen Häuserfluchten sich bis dicht an den Tiber herandrängen — da drüben, auf den Prati Castello — hat sie sehr verloren. Früher beherrschte die Kuppel von Sankt Peter das ganze alte Rom; sie schwebte gewissermaßen wie ein Symbol der Ewigkeit über diesem Rom, das auch ewig sein wird, aus jedem Verfall sich immer wieder erneuernd . . .“

Sabine nickte nur stumm. Ihr Interesse für den Monsignore hatte sich plötzlich gewandelt. Es

war vielleicht ungerecht; vielleicht stand sie unter dem Einfluß der Warnungen Höfferts, der naturgemäß Partei war: sie fühlte in Herrn von Gronau einen heimlichen Gegner. Ob er die Wandlung spürte, die sich in ihr vollzogen hatte? — Sie stand dicht an der Rampe und schaute über das sich unter ihr aufrollende Panorama und in die sinkende Sonne hinein, während Gronau einen kleinen Schritt rechtsseitwärts zurückgetreten war.

Der Monsignore wartete wohl nicht auf eine Antwort Sabines. Er sprach auch nicht weiter. Stumm stand er hinter dem Mädchen. Aber er schaute nicht über das langsam in die Glut des Sonnenuntergangs versinkende Rom. Sein Blick hing an Sabine. Ein unwillkürliches Schönheitsempfinden, ein ästhetisches Interesse mochte sein Auge aufleuchten lassen. Er sah von Sabine nur das halbe Profil; den schweren Knoten des lichtblonden Haares, die feine Tönung der Wange. Das sah er, jede Linie umzogen vom purpurnen Reflex des Abendrots; sah wohl auch, wie wundervoll dies deutsche Mädchen gewachsen war. Der Monsignore hatte viel Schönheitssinn; das Bild reizte ihn.

Sabine wandte sich um, und ihr Blick fiel auf den Monsignore. Es mochte etwas in seinem Auge liegen, was sie kaum merklich erröten ließ, aber mit heiterer Stimme sagte sie:

„Ja, Monsignore, Ihr Rom ist schön — aber auch mein Rom ... Baron Rivamarino, ich muß zum Aufbruch mahnen. Es scheint mir zudem, als beginne es frostig zu werden. Adieu, Monsignore.“

Er nahm ihre Hand.

„Wir sehen uns morgen abend bei Eminenz San Graziolo?" fragte er.

„Sind Sie allwissend? Wer hat Ihnen verraten, daß ich hinkommen wollte?"

„Ah, gnädiges Fräulein, ich bin so häufig in dienstlichen Angelegenheiten bei dem Kardinal . . . Es springen keine unterirdischen Quellen mehr unter dem Pflaster von Rom, wie Sie vielleicht meinen . . ."

Zur Seite des Herrn von Rivamarino, der sich mit warmem Händedruck von Gronau verabschiedete, schritt Sabine zum Wagen zurück. Einmal stockte ihr Fuß; fast wäre sie stehen geblieben. In der vordersten Stuhlreihe bei der musizierenden Kapelle saß Miß Mabel Pratt, und hinter ihr stand Hauptmann Raimondi und flüsterte ihr lächelnd etwas zu. Dies frohe, glückliche, siegesgewisse Lächeln ließ im Herzen Sabines ein kaltes Empfinden erstehen, einen Schneehauch, der über sommerliche Erde geht.

„Arme Marianita," murmelte sie, und laut sagte sie: „Nun also, lieber Baron, auf kürzestem Wege heimwärts — und tausend Dank für den genußreichen Nachmittag!"

„Ich habe zu danken, Baroneß. Es war eine Ehre für mich. Der neue Wagen konnte nicht würdiger eingeweiht werden."

Am folgenden Abend sollte der Rout bei San Graziolo stattfinden. Aber schon beim Lunch berichtete die Marchesa, Palma fühle sich doch noch zu angegriffen, um an dem Jour Onkel Camillos teilnehmen zu können. Indessen wolle man nicht

abermals absagen; Palma solle ruhig allein zu Hause bleiben. Klaus fragte, ob er ihr nicht einmal einen Besuch machen dürfe. Gut, erklärte die Marchesa nach einigem Zögern, das könne er; doch nur für zehn Minuten.

Der Empfang beim Kardinal begann erst um neun Uhr. Marianita hatte unmittelbar nach der Table d'hote gebeten, sie noch auf ein halbes Stündchen zu entschuldigen: sie wollte noch einmal zur Stadt fahren, um sich einen Schleier und ein paar Handschuhe zu besorgen.

Um halb zehn Uhr war aber Marianita noch nicht zurück, so daß die Marchesa unruhig zu werden begann und Klaus und Sabine bitten ließ, voranzufahren. Fast zur gleichen Zeit traf indessen Marianita ein, schreckenselend und zitternd an allen Gliedern: sie war, wie sie erzählte, beim Absteigen von der elektrischen Bahn hingestürzt und wäre beinahe von einer Droschke gerädert worden.

Nun wollte die Marchesa auch daheim bleiben, aber Marianita litt es nicht. Sie fühlte sich ja sonst wohl, erklärte sie, nur unfähig, den Rout des Onkel Camillo zu besuchen; der ausgestandene Schrecken stecke ihr noch in den Gliedern, sie bedürfe lediglich der Ruhe und wolle sich auch gleich zu Bette legen. Als die Marchesa, die bereits fertig zur Ausfahrt war, immer noch zögerte, ließ Marianita Klaus und Sabine auf ihr Zimmer bitten, um sie zu veranlassen, die Mama doch ja mitzunehmen; Onkel Camillo werde sich sonst mit Recht verletzt fühlen. Schließlich sagte denn auch die Marchesa zu;

Sabine brachte Marianita noch ein nervenberuhigendes Brompulver und empfing dafür — zum ersten Male — einen Kuß von ihr. Ueberhaupt fiel es den Geschwistern auf, daß sie trotz ihrer begreiflichen Erregung von einer sonst ungewohnten Herzlichkeit war. „Seien Sie recht nett zu dem Kardinal, lieber Klaus," sagte sie mit freundlichem Lächeln; „schließlich ist er es doch — in gewissem Sinne —, der der Nachgiebige ist . . . und wenn . . . lieber Gott, die Hauptsache ist, daß Palma glücklich wird!"

Man fuhr nach dem Lungo Tevere di Castello. Ein paar Wagen hielten vor dem Palaste, und aus dem einen stieg der Baron Rivamarino, die Herrschaften mit Lebhaftigkeit begrüßend.

„Gnädigste Marchesa — gnädigste Baroneß . . . Denken Sie, Baron Hartung, was mir passiert ist," fuhr er leiser fort, „da ladet mich der kleine Grodet zu einem Diner im Café di Roma ein. Es war ganz nett — fast nur junge Herren verschiedener Legationen, die nachher auch zum Kardinal wollten . . . und da erfahre ich denn schließlich, daß man ein solches gemeinsames Mahl regelmäßig vor den Empfängen bei Seiner Eminenz zu geben pflegt, und daß man es deshalb das Diner der Ablässe und Reliquien nennt . . . Verstehen Sie? Ist es nicht boshaft? — Es soll bei San Graziolo in bezug auf die Verpflegung immer ein wenig sparsam zugehen . . . Mon Dieu, wie sind die Menschen kleinlich! . . ."

Klaus lachte herzlich. Man stand schon im Vorderzimmer und legte die Garderobe ab. Die ganze

Flucht der Gemächer war heute geöffnet; neben den Gaskronen brannten auf Tischen und Etageren auch zahlreiche Petroleumlampen, das elektrische Licht liebte der Kardinal nicht.

Ein Strom von Gästen zog ein. Gegen halb elf Uhr begann man sich bereits in den wenigen Zimmern zu drängen. Der Unterschied zwischen dem Souper beim Grafen Acquaviva und diesem Empfang war interessant für Klaus. Hier wimmelte es von Soutanen, und wer nicht die geistliche Tracht trug, gehörte doch zumeist zur „schwarzen" Gesellschaft. Die Damen, durchweg in dunklen Toiletten und keine einzige dekolletiert, verschwanden unter der überwiegenden Masse der Herren. Ein paar Bekannte von der Fuchshatz in der Campagna fand Klaus vor dem recht mageren Büfett im letzten Zimmer. Von den Palastkardinälen war keiner anwesend; aber da, der schlanke Herr in der violetten Seidensoutane, das war der päpstliche Majordomus, und neben ihm stand der Obermundschenk Monsignore Miscalli. Der Baron machte Klaus auf einige Berühmtheiten aufmerksam: auf den gelehrten Archivar der apostolischen Bibliothek des Vatikans, und den sich besuchsweise in Rom aufhaltenden Erzbischof von Toledo, einen kleinen, vertrockneten Spanier. Dort drüben ein paar Fürstlichkeiten aus den Korsopalästen, weiter ein paar ausländische Gelehrte und Künstler, die Eminenz San Graziolo gern an sich zu ziehen liebte: ein deutscher Bildhauer, der berühmte französische Historiker Casimir Lepreux, ein polnischer Maler namens Grabinski, Spezialität:

Heiligenbilder —, ein belgischer Afrikareisender, den Monsignore von Gronau mitgebracht hatte.

Sabine langweilte sich. Sie fand keinen Anschluß. Einigen wildfremden Damen war sie flüchtig vorgestellt worden, hatte ein paar Minuten Gleichgültiges mit Herrn von Gronau geplaudert und irrte nun ziemlich zwecklos umher.

Vor einem der Bilder stutzte sie. Alles Blut schien sich plötzlich vor ihrem Herzen zu stauen. War das nicht eine Arbeit Cardock-Scotts?! Ja natürlich — das war die Felslandschaft im Karst, die Cardock ihr im Hotel Brufani zu Perugia gezeigt hatte — und nur die verrückte Staffage fehlte: der Herr im Frack und in Lackstiefeln, der mühselig die Felswand emporklomm! — Sabine vertiefte sich in den Anblick des Bildes. Wie wundervoll war das gemalt! Aber wie kam das Bild in den Salon des Kardinals? — Vermutlich hatte Cardock, der ja im Hause wohnte, es San Graziolo zum Kauf angeboten, nachdem er klugerweise vorher den verdrehten Herrn im Frack fortgebracht hatte. Sabine lächelte; sie freute sich über diese „Rückkehr zur Vernunft".

Als sie sich umwandte, um weiterzugehen, stand Cardock-Scott vor ihr und nickte ihr zu.

„n'Abend, Mylady," sagte er; „ein feines Bild, nicht wahr?"

Sie hatte sich sofort gefaßt und bot ihm die Hand. „Ich habe es wiedererkannt, obwohl der Hampelmann fehlt. Sind Sie in sich gegangen?"

Er nickte lachend. „Ja. Eine neue Wandlung. Neben mir wohnt ein armer Teufel, ein italienischer

Maler, der mich einmal anpumpen wollte; dem gab ich diese Schilderei und sagte ihm, er möge sie unserm Hauswirt anbieten. Der Kardinal soll vor Lachen beinahe gestorben sein über den Mann im Frack. Aber das Bild fand er hübsch und wollte es kaufen — unter zwei Bedingungen: er wünschte mich persönlich kennen zu lernen — außerdem mußte ich den Hampelmann, wie Sie sagen — pfui, Hampelmann — fortbringen. Das tat ich denn auch, weil ich meinem Nachbar die Hälfte des Erlöses versprochen hatte. Es war übrigens herzlich wenig."

„Wieviel war es? Oder ist die Frage indiskret?"

„I bewahre. Achthundert Franken. Aber sehen Sie: die vierhundert Franken, die auf mein Teil kamen, die haben sich fürchterlich gerächt. Ich bin so schwach gewesen, die meisten meiner Bilder umzumalen. Das heißt, ich habe das, was ich originell fand und was die andern für total blödsinnig hielten, also die Hampelmänner —, die habe ich eliminiert ... schlankweg herausgeschmissen. Und dann habe ich vorläufig sechs Bilder in der Societa Artistica ausgestellt ... Was soll ich Ihnen sagen, Lady Baroneß! Alle sechs Bilder sind verkauft worden — alle sechs —"

„Gratuliere!"

„Merci. Und wissen Sie, für wieviel?"

„Nun?"

„Für rund fünfzigtausend Franken."

„Wer sind die Käufer?"

„Ein einziger soll es sein. Ein vornehmer Herr, sagte der Sekretär. Er wäre ganz entzückt gewesen. Sind Sie vielleicht der vornehme Herr?"

Sabine lachte. „Nein, Mister Cardock. Ich habe nicht Geld genug für ein so gentiles Mäcenatentum. Aber ich schlage Ihnen vor: stellen Sie schleunigst ein halbes Dutzend weiterer Bilder aus. Vielleicht will sich der Herr ein Museum Cardock-Scott anlegen. Vielleicht ist es Ihr eigener Vater. Haben Sie noch immer nicht den Weg zu ihm gefunden?"

„Kommen Sie, gnädiges Fräulein", sagte Percy; „im zweiten Zimmer von hier steht ein riesiger Schrank, sehr schöne Arbeit, beste Zeit der florentinischen Renaissance — hinter ihm und der Wand ist ein Plätzchen frei, wo wir ungestört zehn Minuten plauschen können . . ."

Sie folgte ihm durch das allmählich lichter werdende Gedränge. Klaus begegnete ihnen.

„Cardock — was Teufel — Mister Cardock!?"

„Nachher, nachher. Erst habe ich dem Fräulein Schwester Wichtiges zu erzählen."

„Besuchen Sie uns doch mal im Hotel, Cardock."

„Furchtbar gern —"

„Aber bald. In acht Tagen heirate ich. Hören Sie, ich möchte noch einen Zeugen haben. Das müssen Sie sein!"

„Immer zur Verfügung . . ." Er nickte. Ein paar behäbige Geistliche, Obere der Lazaristen, schoben sich zwischen die beiden. Cardock führte Sabine vorsichtig weiter und setzte sie endlich hinter dem großen Schrank auf einen Stuhl.

„So," sagte er, „nun sind wir im Hafen . . . Ich wußte ja, daß ich Sie wiedersehen würde — und auf den heutigen Abend habe ich mich wie ein Kind

gefreut. Da ich oben in der Mansarde logiere, so habe ich nämlich auch ganz eigentümliche Hintertreppenverbindungen. Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß nicht viel gefehlt und ich Sie neulich in Ihrem Hotel aufgesucht hätte? Wo Sie wohnen, habe ich natürlich längst herausgekriegt —"

„Wären Sie nur gekommen, Mister Cardock. Oder haben Sie eine Abweisung gefürchtet?"

„Nein, das habe ich nicht. Ich wollte mich nur nicht lächerlich machen."

„Weshalb lächerlich?"

„Ja — es ist das eine eigene Geschichte ... Unter der wilden Jagd, der Sie sich neulich in der Campagna anschlossen, befand sich ein gewisser Jemand, über dessen Art und Sippschaft ich mir gern nähere Auskunft erbeten hätte —"

„Die ich Ihnen ohne weiteres gegeben haben würde, wenn ich dazu imstande gewesen wäre."

„Es war nicht mehr nötig. Ich habe mich auf dem Meldebureau erkundigt — eine Aehnlichkeit hatte mich getäuscht ... Ich bin vor einigen Tagen meinem Vater begegnet."

„Ah! — Hat er Sie nicht erkannt?"

„Nein. Ich verbarg mich vor ihm. Er hätte mich sowieso kaum erkannt. Es liegen ja Jahre zwischen damals und jetzt — und er ahnt nicht, daß ich in Rom lebe."

„Wo sahen Sie ihn?"

„Draußen in der Campagna — auf dem Wege nach der Ponte Molle. Er fuhr mit Frederick spazieren — und ich hatte gerade noch Zeit, hinter einen

Baum zu springen ... Ihm gegenüber im offenen Wagen saß mein armer Bruder, ein Bild der Verfallenheit. Sie wissen, daß er an einem unheilbaren Nervenleiden dahinsiecht ..."

„Sie sprachen mir davon. Der Aermste ... Und gerade deshalb ... Was soll aus der Zukunft werden?! Aus der ganzen Erbschaft Ihres Vaters?"

„Frederick ist der Aelteste. Er wird einmal Viscount of Lambton und Marqueß of Kilea und hat die Ehren, Würden und Güter unseres Hauses zu übernehmen. Und schon vor Jahren haben die Aerzte konstatiert, daß er trotz seines Leidens alt werden könne. Tatsächlich leidet er übrigens nicht; er empfindet keine Schmerzen."

Der Blick Sabines glitt über den Sprechenden. Sie verglich ihn mit seinem Vater. Er war dieselbe hochgewachsene stattliche Erscheinung. Sie verglich ihn auch unwillkürlich mit Viktor von Schaßberg. Ihn hatte das Zigeunerleben zugrunde gerichtet, moralisch ganz sicher; bei Percy war es, als wachse er unter seinem Wanderdasein, unter dieser immerwährenden Rastlosigkeit, die einen anderen bald müde zu Boden geworfen haben würde.

„Wissen Sie," begann Sabine von neuem, „daß auch ich Ihren Vater gesehen habe —?"

„Sie —?"

„Jawohl. Zufällig. Bei einer Fahrt nach dem Vatikan. Da hielt eine Equipage vor dem Hotel Quirinale und ein alter Herr stieg ein. In diesem Falle war keine Täuschung möglich: es muß Ihr Herr Vater gewesen sein."

„Man sagt, daß wir uns sehr ähnlich seien. Daher vielleicht auch der gegenseitige Widerstand. Ist es denkbar: drei Kinder hat er. Meine Schwester ist in Rußland verheiratet; Frederick ist ein lebendiger Toter; mich hat er verstoßen. Welcher Vater bringt das über das Herz! Und doch... ach, liebes, gnädiges Fräulein, lassen wir das unfruchtbare Thema fallen!"

„Er ist älter geworden. Er wird seine Vereinsamung fühlen. Glauben Sie nicht, daß er weicheren Empfindungen zugänglich geworden sein kann?"

„Nein, das glaube ich nicht. Eher kann er noch härter geworden sein. Das entspräche seiner Natur. Ich weiß, was Sie wollen, Mylady. Ich soll noch einmal zu Kreuze kriechen. Dagegen sträubt sich alles in mir. Er würde mich zurückschleppen und unter seine Aufsicht stellen. Diesen Zwang würde ich nicht ertragen. Ich bin ein freier Mensch geworden."

„Gut. Aber die Freiheit liegt doch nicht nur in der Ruhelosigkeit."

„Ganz gewiß nicht, — und ich kann Ihnen sagen, zuweilen packt auch mich alten Bohemien das Sehnen nach stillem Verweilen. Aber... liebste Gnädigste, das sind theoretische Erörterungen. Ich habe Ihnen gestehen müssen, daß ich verheiratet bin."

„Läßt diese Ehe sich denn nicht lösen?"

Percy lachte leise auf. „Sie ließe sich schon," entgegnete er, „o gewiß — und alle Einleitungen zur Scheidung sind auch bereits getroffen worden — längst, längst. Trotzdem... Lady Sabine, es ist in drei Worten erzählt. Sie müssen mich anhören."

„Erzählen Sie ..."

Percy neigte sich ein wenig zu Sabine herab.

„Das Präludium kennen Sie," sagte er. „Auf der landwirtschaftlichen Hochschule bändelte ich mit einer niedlichen Französin an. Lieber Gott, ich war jung wie sie... Als wir eines Abends in ziemlich später Stunde nach Hause gingen, wurden wir von Rowdies angerempelt. Ich boxe, und da zog einer der Kerle sein Messer. Es würde mich tödlich getroffen haben, hätte das Mädchen sich nicht dazwischen geworfen. Das Messer zerschnitt ihr den Arm und fuhr ihr in die linke Brust. Es waren keine lebensgefährlichen Wunden, aber es währte doch Wochen, ehe sie wieder gesundete. In meiner überschwenglichen Dankbarkeit beging ich die Dummheit, mich heimlich mit ihr trauen zu lassen; dann rückten wir nach dem Kontinent aus ... Merkwürdig: bis dahin hatten wir uns famos vertragen — und nun begann auf einmal für beide Teile die Hölle auf Erden. Nini war ein liebes und süßes Mädelchen; auch von gutem Herkommen, gescheit, gebildet — alles: aber ein Zusammenleben mit ihr war unmöglich. Die prekären materiellen Verhältnisse kamen dazu — und so einigten wir uns denn auf Scheidung der Ehe. Dazu war sie ohne weiteres bereit — aber ehe es geschah, verschwand sie. Baroneß, sie verschwand; sie war eines Tages fort; sie war nicht wiederzufinden! Da bin ich rabiat geworden und habe auch nichts mehr von mir hören lassen. Eine wahrhafte Tragikomödie — nicht? ..."

So ernst und folgenschwer die ganze Angelegen-

heit auch war: Sabine mußte unwillkürlich lächeln. Das war wirklich eine kuriose Geschichte.

„Lieber Freund — ich weiß nicht —, mir scheint doch beinahe, als —"

„Als hätte ich mich in der ganzen Geschichte ziemlich eselhaft benommen —"

„Ich bin nie beleidigend. Aber als ob Sie Ihrer ererbten Neigung zu verquerer Trotzköpfigkeit etwas zu sehr hätten die Zügel schießen lassen."

„Zu diesem Familienerbe tritt noch das nationale des Spleens; es genügt zur geistigen Belastung."

„Lassen Sie uns einmal verständig reden, Cardock. Ich bin gewiß, daß sich Ihr verzwicktes Eheverhältnis mit Ihrer — — wie hieß sie? . . ." Sabine hob den Kopf und schaute Cardock mit fragendem Befremden an. „Sagten Sie nicht Nini? . . ."

„So ließ sie sich am liebsten nennen. Léonie war sie getauft."

„Léonie? —" Sabine erblaßte jählings.

„Ja — Léonie. Léonie Boudon. Sie stammt aus Südfrankreich, irre ich nicht, aus Nimes und hatte infolge unglücklicher häuslicher Verhältnisse eine Stellung als Erzieherin in London angenommen. Da lernte ich sie kennen . . . Um Himmels willen, gnädiges Fräulein, — was ist Ihnen?! . . ."

Sabine hatte sich erhoben. Nun sah Cardock mit Schrecken, daß sie schwankte.

„Nichts," murmelte sie, „die Hitze im Zimmer."

„Sabine! . . ." Klaus rief es, der sich in augenscheinlicher Erregung zu ihr drängte . . . „Entschuldigen Sie, Mister Cardock — etwas Eiliges . . .

Ein Hausdiener aus dem Hotel ist da: die Marchesa und wir möchten auf der Stelle zurückkommen — Marianita wäre erkrankt. Hoffentlich ist Palma — — komm, komm! Addio, Mister Cardock ..."

Auch das angsterfüllte Gesicht der Marchesa tauchte auf.

„Liebe Sabine ... ach du Gebenedeite ..."

„Mut, Marchesa — wir begleiten Sie. Wir wissen ja, was Marianita fehlt. Es wird noch eine Nachwirkung des Schreckens von vorhin sein ..." Sabine wandte sich an Cardock zurück. „Ich muß Sie morgen sprechen," sagte sie. „Wollen Sie mich im Hotel aufsuchen?"

„Gern. Wann befehlen Baroneß?"

„Vier Uhr nachmittags. Recht so?"

Sie gab ihm die Hand zum Abschied. Er fühlte einen starken Druck; der machte ihn selig. Es war doch noch nicht alles aus; er begann wieder Hoffnung zu schöpfen. Wenn ihm ein gütiger Zufall nun auch noch Nini in den Weg führte ...

XV.

Die Marchesa war in so großer Erregung, daß sie darauf verzichtete, sich von dem Kardinal zu verabschieden. Uebrigens hielt man bei diesen großen Empfängen nicht gar so streng auf die sonst üblichen Formen. Nur den Baron Rivamarino wollte die Marchesa durchaus benachrichtigt haben. „Er ist immer so höflich," sagte sie. „Klo—os, erweisen Sie

mir die Liebe ... er war soeben noch im grünen Salon ..."

Heimlich schimpfend suchte Klaus nach dem Fabrikanten. Wo war denn der grüne Salon? — Endlich entdeckte man den Baron in der Nähe des Büfetts hinter einer Gardine. Er hatte sich einen Stuhl in die Nische gerückt und war eingeschlafen.

Aber er sprang bei den ersten Worten Hartungs wie elektrisiert auf. Selbstverständlich kam er mit! Also die Marchesina Marianita ... und Marchesina Palma auch immer noch leidend ... war es nicht verständig, einen Arzt herauszutrommeln und gleich mitzunehmen? —

„Zwei Häuser weiter von hier wohnt ein Arzt. Aber halt: wir haben ja Pater Passi hier, den Leibarzt des Staatssekretärs! Da drüben steht er."

Klaus schwankte noch. „Ist das wirklich ein Arzt?" fragte er.

„Er ist Doktor der Medizin und praktiziert täglich."

„Also los!"

Pater Passi, auf dessen behaglich feistem Gesicht ein ausgesprochener Zug von Güte und Wohlwollen lag, war auf der Stelle bereit. Klaus war froh, daß der plötzliche Aufbruch kaum bemerkt wurde; er drängte nach der Garderobe, wo Sabine und die Marchesa seiner warteten.

Die Fahrt von kaum zwanzig Minuten schien endlos zu währen. Der Pater erkundigte sich mit seiner weichen, etwas fettigen Stimme nach den möglichen Ursachen der Erkrankung, während Sabine

still in der Wagenecke saß. Hinter ihrer Stirn schwirrten die Gedanken wie hastiger Taubenflug hin und her. Die Gedanken sprachen immer wieder den Namen ‚Nini'; es war eine beständige, wie durch ein Zwangsgefühl hervorgerufene Wiederholung dieser beiden wohlklingenden Silben. —

Sabine war im allgemeinen keine grüblerische Natur, aber angesichts dieses merkwürdigen Vorkommnisses regten sich von selbst die Fragen, die sich doch nicht beantworten lassen. War es nun Schicksalsfügung oder das, was man im Dasein tausendfältig als seltsame Zufälligkeit beobachten kann: die Tatsache stand fest, daß die gesuchte Nini die Gattin Viktor von Schaßbergs war. War aber Nini in aller Form rechtens mit Viktor verheiratet, so konnte sie nicht mehr die Gattin Perchs sein — oder es lag ein Verbrechen vor, an das Sabine nicht zu glauben vermochte. Die nächsten Tage mußten darüber Klarheit bringen, und diese Gewißheit erfüllte sie mit Ruhe und rötete ihre Wangen.

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Trotz der späten Nachtstunde waren Portal und Treppenhaus noch hell erleuchtet.

Madame Spino flog, totenblaß und mit verzerrtem Gesicht, der Marchesa entgegen. „O du gnadenreiche Maria," ächzte sie, „lieber Gott, lieber Gott, lieber Gott — arme, teure Marchesa, welches schreckliche Unglück . . ."

Klaus war im Augenblick neben ihr und packte sie am Handgelenk. „Still!" herrschte er sie an. „Was ist passiert?"

Madame Spino zitterte. Sie flüsterte: „Die Marchesina Marianita ist tot. Ich fürchte, sie hat sich vergiftet . . .“

Auch Klaus wurde weiß. Sein Blick irrte zu der Marchesa herüber. Gab es einen Trost für diese bejammernswerte Mutter? — Die Marchesa stierte ihn an. Hatte sie die flüsternden Laute der Spino verstanden? — Sie öffnete ein wenig die Lippen; ein röchelnder Laut wurde hörbar. Es ging ein Zucken durch ihren gebrechlichen Körper. Dann sagte sie ruhig, aber ganz monoton: „Marianita ist tot. Führt mich zu ihr. Ich will mein Kind sehen.“

Pater Passi und Klaus traten mit ihr in den Fahrstuhl. Sabine und Rivamarino folgten mit Madame Spino, die leise erzählte, was geschehen sei.

Gegen Mitternacht hatte es auf dem Zimmer Palmas wie wahnsinnig geklingelt. Die Zofe hatte Palma in größter Erregung vorgefunden, auch einen eigentümlich süßen Geruch verspürt. Nach Palmas Behauptung drang der Geruch aus dem Nebenzimmer. Dort hatte sich Marianita niedergelegt; aber die Tür war verriegelt, und auch auf Klopfen und Rufen antwortete Marianita nicht.

Nun hatte das Stubenmädchen die Padrona geweckt. Der Chloroformgeruch machte Madame Spino stutzig; sie ließ mit einem Nachschlüssel das Zimmer öffnen und fand Marianita auf dem Sofa liegend, über dem Munde ein mit Chloroform getränktes Taschentuch. Jetzt wurde auch Doktor Krause geweckt, der nur noch den Tod des armen Mädchens

konstatieren konnte und sich dann der im Fieber rasenden Palma annahm.

Alle Einzelheiten des schrecklichen Dramas bestätigten sich. Doktor Krause saß am Bette Palmas, die infolge des furchtbaren Schrecks einen akuten Nervenanfall bekommen hatte und für die er eine Gehirnhautentzündung fürchtete. Sie schaute mit verglasten Augen die Eintretenden an; dann begann sie bitterlich zu schluchzen. Klaus kniete vor ihrem Bette nieder, nahm ihre Hand und flüsterte ihr zärtliche und beruhigende Worte zu.

Inzwischen hatten die Marchesa, Pater Passi und Doktor Krause das Nebenzimmer betreten, in dem der letztere die Fenster geöffnet hatte, um dem betäubenden Chloroformgeruch Abzug zu lassen. Marianita hatte sich lang auf dem Diwan ausgestreckt. Sie war im Nachtgewand, aber bis zum Hals mit einem Plumeau bedeckt. Das Gesicht war nicht verzerrt, nur blaßbläulich in der Färbung, die Augen waren geschlossen. Die Marchesa ließ sich in die Knie nieder, ohne ein Wort der Klage, und legte den Kopf auf die erkaltete Brust ihrer Tochter.

In diesem Augenblick trat Sabine in das Zimmer. Sie sah, daß die Marchesa sich erhob, um eine Photographie zu nehmen, die unweit von ihr neben den Diwan gefallen war. Sabine kam ihr zuvor und reichte ihr das Bild. Da strich über das blasse Gesicht der alten Dame eine fliegende Röte, und ihre Zähne knirschten. „Der war's!“ sagte sie; dann zerriß sie das Bild Raimondis und ließ die Stücke fallen. Und nun kam die Reaktion. Wieder

stürzte sie am Totenlager ihrer Tochter nieder, umschlang sie mit den Armen, küßte das müde, cyanotische Gesicht und schluchzte immer von neuem: „Meine Marianita ... mein geliebtes Kind ... warum hast du mich so furchtbar gestraft? ..."

Klaus erschien in der Tür. „Doktor, was ist zu machen?" flüsterte er Krause zu. „Meine Braut hört den Jammer ihrer armen Mutter und ist halb wahnsinnig vor Aufregung!"

Sabine winkte ihm und näherte sich der Marchesa. „Liebe Marchesa," sagte sie bittend, „ich achte Ihren Schmerz — mein eigenes Herz blutet ... Aber wir müssen Rücksicht auf Palma nehmen. Auch das Leben fordert seine Rechte ..."

Die alte Frau nickte und erhob sich am Arme Sabines. Ihre Hand wischte über die Augen. „Ja, mein Kind ... diese arme Tote ist nicht mehr zu erwecken. Hart hat mich die Zuchtrute Gottes getroffen ... Aber Palma geb' ich nicht her — oder geh' mit ihr in den Tod ... Und noch ein letztes, meine Herren ..." ein Schluchzen drohte ihre Stimme zu brechen, doch sie überwand es ... „das arme Kind da ist am Herzschlag gestorben. Am Herzschlag — ich weiß es, ich beschwöre es ..."

Die Zimmer leerten sich. Noch einmal küßte Klaus seine Braut. Sie klammerte sich an seinen Händen fest, aber sie schrie nicht mehr. Ganz leise flüsterte sie: „Noch einen Kuß, Klaus ..." Und er gab ihr den letzten Kuß. Es war wirklich der letzte — doch keine Ahnung sagte ihm, daß er sie

nicht wiedersehen würde. „Ich warte auf dich," raunte er Sabine zu und ging.

Draußen auf dem Korridor huschte noch immer Madame Spino auf und nieder und zerkaute mit den goldblitzenden Zähnen ihr Taschentuch.

„O mon Dieu, cher baron," stieß sie hervor, „welches entsetzliche Unglück! . . . Liebster Gott, ich hoffe, es wird nicht ruchbar werden, daß die Marchesina . . . ich habe es den Dienstboten eingeschärft, keine unnützen Redensarten zu machen . . . ich bitte Sie, ein Selbstmord in einem Hotel wirft ein schlechtes Licht auf das ganze Haus . . ."

„In dem sonst nur gekuppelt wird," fiel Klaus ein; „regen Sie sich nicht auf, Madame, und gehen Sie zu Bette!"

Er warf sich in seinem Zimmer auf das Sofa. Das Geklatsch dieser feisten Hotelwirtin hatte ihm noch gefehlt. Er konnte sich ja denken, wie alles gekommen war. Aus den Andeutungen Höfferts, Sabines und Palmas ließ sich der Verlauf des ganzen Dramas zusammenreimen. Raimondi hatte auf die Stellung in Elba Verzicht leisten müssen — und da hatte ihn die reiche Miß Pratt mehr gelockt als die arme Marianita.

Und was nun? — So fragte er, als Sabine in der dritten Morgenstunde in sein Zimmer trat. Sie berichtete, Palma schlafe ruhig und fest; das Narkotikum, das Doktor Krause ihr gegeben, habe gewirkt. Aber die Marchesa sei nicht zu Bett gegangen; sie habe zwei Kerzen zu Häupten ihrer

Toten angezündet und sitze still daneben, die Hände gefaltet, mit roten, tränenlosen Augen.

„Arme Frau," sagte Klaus.

„Und arme, arme Marianita," fügte Sabine hinzu. „Meines Herzens Sympathien gehörten ihr nie, und dennoch trauere ich um sie. Ich kenne das Martyrium ihres Lebens. Für diese bedauernswerten Mädchen ist jedes Hotel, in dem sie rasteten, ein „Gasthaus zur Ehe" gewesen. Und welche Demütigungen hat diese tolle Jagd nach dem Manne gerade Marianita bringen müssen!"

„Und was nun?" fragte Klaus.

„Ja, was nun? — Palmas rüstige Natur wird sich wieder finden. Davor bangt mir nicht. Aber eure Hochzeit wird einen Aufschub erleiden."

„So gräßlich es ist — es wird sich nicht ändern lassen. Wir wollen abwarten, wie sich alles fügt. Jedenfalls ziehe ich so bald als möglich aus diesem widerwärtigen Hause . . . Bienchen, leg' dich schlafen. Du siehst zum Umfallen aus."

Sie schliefen länger als sonst. Als sie am nächsten Vormittag nach hastig genossenem Frühstück ihre Zimmer verließen, fanden sie zu ihrem Erstaunen das halbe Haus in der Treppenhalle versammelt. Ein seltsamer Zug bewegte sich von der zweiten Etage aus abwärts. Voran schritten der Kardinal in seiner dunklen, rotbordürten Zimarra, Graf Acquaviva in hochzugeknöpftem Paletot, Monsignore von Gronau und Pater Passi. Nun folgten zwei Chorknaben mit Weihrauchfäßchen und Weihwedel, ein Priester im Chorhemd und ein zweiter Priester in schwarzem

Meßgewand — und dann acht kräftige junge Leute in dunklen, rot gefütterten Kutten mit roten Tuchgürteln, die eine verdeckte Bahre trugen. Hinterher schritt Baron Rivamarino und gab mit leiser Stimme Anweisungen, zwischendurch auch, gleich den Geistlichen, die vorgeschriebenen Gebete murmelnd.

„Was ist das?" flüsterte Klaus seiner Schwester zu. Sie mußten dicht an die Wand treten, um den Zug vorüberzulassen. „Was heißt das?" wiederholte Klaus; „ist das schon der Leichenzug Marianitas?" Der Kardinal sah die beiden und neigte den Kopf, auch Monsignore von Gronau. Als Baron Rivamarino vorüber wollte, faßte Klaus ihn kurz entschlossen an den Arm: „Lieber Baron — Vergebung: was heißt das alles?"

Herr von Rivamarino blieb stehen. „Lux perpetua luceat ei," murmelte er und fuhr dann fort: „Wir schaffen die arme Marchesina Marianita auf Anordnung Seiner Eminenz nach San Andrea della Fratte ... Unter uns, lieber Baron: die Frau Marchesa ist ruhiger als ich dachte. Sie hat auch ohne weiteres eingewilligt, daß Marchesina Palma heute in aller Frühe nach dem Hospital der Schwestern vom Heiligen Kreuz geschafft wurde — die Marchesina hat dort eine weit bessere Pflege ... Entschuldigen Sie, lieber Baron ..."

Klaus war das Blut in das Gesicht geschossen. Er achtete nicht darauf, daß Madame Spino mit verächtlichem Lächeln, ohne zu grüßen, an ihm vorüberging. Er war wütend. „Ist das eine Art, Palma in ein Lazarett zu schaffen, ohne mir ein Wort davon zu sagen? Komm mit zur Marchesa, Bienchen!"

Aber die Marchesa ließ sich nicht sprechen. Vor ihrem Zimmer auf dem Korridor saß ein strickendes Stubenmädchen und erklärte, die Frau Marchesa hätte befohlen, niemand vorzulassen. Gut, sagte sich Klaus, da fahre ich also in das Hospital.

Der Portier wußte, wo es lag. Klaus nahm sich einen Wagen. Im Sprechzimmer des Hospitals mußte er lange warten, ehe eine Schwester erschien, die ihm meldete, die Marchesina Cognetto dürfe in den ersten acht Tagen keine Besuche empfangen, Herrenbesuche überhaupt nicht.

„Ich bin aber der Verlobte der Marchesina," erklärte Klaus.

Das schien die Schwester anfänglich gar nicht zu verstehen. Dann antwortete sie sehr sanft: „Verzeihung, mein Herr, ich habe mich an die Vorschriften zu halten . . ."

Klaus sah an der Wand eine Kassette hängen. „Für die Bedürftigen", stand auf einem Zettel darüber. Er zog sein Portefeuille, nahm eine Banknote und steckte sie in die Kassette.

„Ich habe mir erlaubt, hundert Franken für die Armen zu opfern," sagte er. „Würden Sie mir als Gegendienst die Gefälligkeit erweisen und mir den Arzt herschicken, der die Marchesina behandelt."

Die Schwester nickte und ging schweigend davon.

Wieder verstrich weit über eine Viertelstunde. Endlich erschien ein hagerer Mann, der sich als Doktor Sarti vorstellte. Klaus entschuldigte sein Begehr und bat um Nachricht über das Befinden

seiner Braut. Doktor Sarti hielt es für sehr bedenklich. Es handele sich weniger um ein lokales Leiden, obschon die Gefahr einer Hirnhautentzündung noch nicht ausgeschlossen sei, als um eine allgemeine große Erregung des Nervensystems. Schonendste Ruhe sei die Hauptsache.

Klaus dankte, sagte, daß er morgen wiederkommen werde, und fuhr nach dem Hotel zurück. Hier sah er gerade noch, wie Miß Pratt in einen hoch mit Koffern beladenen Wagen stieg.

„Reist Miß Pratt ab?“ fragte Klaus den Portier, den er durch seine Trinkgelder gefügig gemacht hatte.

„Doch nicht, Herr Baron,“ erwiderte der Mann; „sie siedelt nach dem Russie über — ich vermute, wegen der Geschichte oben. Frau Gräfin Senders-Walewski ist auch abgereist.“

„Frau Senders — sieh da! Und wohin?“

Der Portier zog den Kopf zwischen die Schultern. „Frau Gräfin ist gestern mittag fortgefahren — aber ohne Gepäck, und hat heute an ihre Kammerzofe telegraphiert, sie solle mit sämtlichen Koffern nach Neapel nachkommen. Tausend Franken zur Bezahlung der Rechnungen hat die Frau Gräfin gleichfalls telegraphisch angewiesen . . .“

„Das Gasthaus zur Ehe entvölkert sich,“ sagte Klaus zu seiner Schwester, in ihr Zimmer tretend. „Die Pratt dampft ab, und Ortrude ist heimlich nach Neapel gerutscht. Spürst du den Schwefelgeruch, den sie hinterlassen?“

„Jedenfalls beachte ich ihn nicht. Hast du Palma sprechen können?“

Klaus erzählte. „Es hat hundert Franken gekostet und nicht viel genützt. Herrenbesuche sind bei den Kranken überhaupt verboten, und das Verhältnis zwischen Braut und Bräutigam scheint man in diesem gesegneten Lande etwas närrisch aufzufassen. O dio mio, säße ich doch erst wieder auf meinem Anstand in der Waldecke von Niéborowo! . . ."

Es war Sabine lieb, daß Klaus am Nachmittag zu Herrn von Höffert fuhr, mit dem er verschiedenes zu besprechen hatte. So konnte sie den verabredeten Besuch Cardocks allein erwarten. Er wollte um vier Uhr kommen, und in der Tat brachte der Etagenkellner kurz vor vier eine Visitenkarte zu Sabine, die indessen die Aufschrift trug: „Léonie Freifrau von Schaßberg".

Nur einen Augenblick schwankte Sabine, dann ließ sie die Dame bitten. Léonie rauschte in höchst geschmackvoller Promenadentoilette, ein kokettes Hütchen auf dem schönen schwarzen Haar, in das Zimmer, und bot Sabine mit großer Herzlichkeit die Hand, als sei man seit Jahren befreundet.

„Hochverehrtes gnädiges Fräulein," begann sie mit ihrer einschmeichelnd klingenden Stimme, „— ich bitte tausendmal um Vergebung, wenn ich störe, eigentlich wollte ich zu Ihrem Herrn Bruder, aber Sie sind mir ebenso lieb, weil ich mich mit Ihnen viel offener aussprechen kann . . ."

Sie hatte auf eine Handbewegung Sabines Platz genommen und knöpfte nun ihr pelzverbrämtes Jäckchen auf. „Was haben gnädiges Fräulein zu der Geschichte gesagt?" fragte sie dabei.

„Sprechen Sie von dem Unglück, das die Marchesa Cognetto betroffen hat?"

„Ich hörte davon — übrigens eben erst —; es tut mir aufrichtig leid. Aber das meinte ich nicht. Ich meinte die andere Affäre, in die der Name Cognetto allerdings auch verwickelt ist . . . Oder aber, gnädiges Fräulein, wissen Sie noch gar nicht, daß der Marchese Attilio mit Frau Ortrude Senders durchgegangen ist —?"

Sabine hielt bei Ortrude so ziemlich alles für möglich, war aber doch ein wenig betroffen. „Ich habe nur gehört, daß Frau Senders gestern nach Neapel abgereist ist."

Frau von Schaßberg zog ihre Jacke aus. „Erlauben Sie? — Es ist wahnsinnig warm. Ich weiß, Fräulein von Hartung, daß Sie sowohl mit Viktor wie mit Ortrude gut bekannt sind. Ich kenne die ganzen Verhältnisse — und das erleichtert mir die Aussprache. Ich begreife auch, daß Sie von beiden nicht viel halten. Lassen Sie mich einmal in kurzen Worten erzählen, wie ich nach Solowiecze kam. Darf ich?"

Sabine warf einen Blick auf die Kaminuhr: in vier Minuten konnte sich Cardock-Scott anmelden lassen. „Bitte sehr," entgegnete sie.

„Ich suchte eine Stellung. Ich bin eigentlich geprüfte Lehrerin und habe als solche in vornehmsten Häusern funktioniert. In London machte ich eine Dummheit — — ich verliebte mich. Tja — a — — in einen prächtigen Jungen, der eben nur den einen Fehler hatte, daß er noch zu sehr Junge war.

Es war eine unglückselige Geschichte, die mich ein wenig aus der Bahn schleuderte — auch seelisch. Nun begann eine große Irrfahrt für mich. Da las ich in irgend einem Blatte, daß auf einer Besitzung im Posenschen eine Gesellschaftsdame gesucht werde, meldete mich und wurde angenommen."

„Und so kamen Sie nach Solowiecze."

„Ja. Ortrude — ich nenne sie so, da wir schließlich gute Freundinnen wurden — nahm mich sehr liebevoll auf. Nun weiß ich ja freilich, daß Ortrude nicht nur ihre Lichtseiten hat. Ich weiß es so gut wie Sie. Doch gerade ich fühle mich nicht zur Richterin berufen ... In Solowiecze lernte ich auch Herrn von Schaßberg kennen. Ich brauche ihn nicht zu charakterisieren. Aber ich muß Ihnen sagen, damit Sie mich recht verstehen, daß ich ihn sehr lieb gewonnen habe. Das Leben hat ihn gewaltig zerzaust. Immerhin ... es steckt nicht wenig an Gutem in ihm — und ich möchte ihn gern so fest an mich fesseln, daß es mir gelingt, ihn in ein einigermaßen geregeltes Dasein hineinzubringen — nach dem ich mich übrigens selbst sehne. Und das ginge alles ... wenn Schaßberg nicht immer noch eine kleine Passion für Ortrude besäße."

Sabine sah zu ihrem Erstaunen, daß das Auge Léonies sich mit einem feuchten Schleier bedeckte, und da wurde sie unwillkürlich herzlicher.

„Verehrte gnädige Frau," sagte sie, „wenn es mir möglich wäre, Ihnen zu helfen — ich würde es gern tun — trotz der — nun ja, der Peinlichkeit der Sachlage ... Aber ich wüßte wirklich nicht —"

„Einen Augenblick, gnädiges Fräulein," fiel Léonie ein, „— ich möchte noch etwas anführen, ehe ich Ihnen mit meiner Bitte komme ... Ortrude hat meiner Ansicht nach Rom verlassen, weil sie Schaßberg nicht mehr begegnen möchte. Sie will den Marchese Cognetto heiraten —"

„Ah! — das ist mir neu."

„Es ist so. Auch Don Attilio fährt dabei nicht schlecht, denn Ortrude hat noch ein großes Vermögen zu erwarten. Aber mein Mann tobt. Am liebsten würde er den beiden nachreisen, um sie wieder auseinander zu bringen. Was soll ich da machen?"

Sabine mußte über die naive Frage lächeln.

„Ich würde ihm zunächst einmal sagen, daß ihn die ganze Sache gar nichts angeht," meinte sie.

„Das tat ich bereits, aber es nützt nicht viel. Und deshalb möchte ich Sie bitten, gnädiges Fräulein, ihm doch einmal den Kopf zu waschen."

Sabine schaute erstaunt auf. „Ich —? ... Ja aber, gnädige Frau, wie käme ich denn dazu?"

„Oh — Sie sind ja doch alte Freunde. Viktor sieht in Ihnen eine junge Dame von außergewöhnlicher Klugheit, klarem Urteil und —"

Sie brach ab, da der Zimmerkellner abermals mit einer Visitenkarte erschien. Ohne zu zögern, sagte Sabine, die Karte in der Hand behaltend: „Ich lasse den Herrn bitten ..." und wandte sich hierauf an Frau von Schaßberg zurück: „Das ist sehr gütig von Ihrem Herrn Gemahl — aber es berechtigt mich noch immer nicht, Ihren Wunsch zu erfüllen, gnädige Frau."

Léonie erhob sich. Sie schob ihren Schleier weiter aus der Stirn, und wieder sah Sabine, daß die hübschen dunklen Augen der jungen Frau feucht geworden waren.

„Ich will nicht betteln, Fräulein von Hartung. Ich hatte ursprünglich auch die Absicht, mich an Ihren Herrn Bruder zu wenden, von dem ich wußte, daß er dereinst einmal mit Viktor befreundet war. Aber ich dachte — weibliches Empfinden wird dich vielleicht noch leichter verstehen."

Da klopfte es, und Sabine rief: „Herein!"

Percy Cardock trat ein, ein paar Blumen in der Hand. Léonie stand mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß ihr Gesicht im Schatten lag.

„Frau von Schaßberg," stellte Sabine vor, „Mister Cardock-Scott . . .".

Percys rechte Hand fuhr zum Herzen. Er war ganz fahl geworden.

„Ni — ni," stammelte er. Und wieder fuhr seine Hand über die Stirn. „Herrgott — es ist also keine Täuschung — Nini —?!"

Léonie nickte freundlich.

„Ich habe meine Ueberraschung schneller verwunden als Sie, lieber Freund," sagte sie in ruhigem, liebenswürdigem Plaudertone. „Wie lange ist es her, seit wir uns zum letzten Male sahen? — Geraume Zeit — o du lieber Gott!"

Cardock starrte Léonie an, als sähe er wahrhaftig eine Erscheinung aus einer anderen Welt vor sich. Und dann wandte er sich auf einmal mit einer raschen und hastigen Bewegung an Sabine:

„Das — das ist Nini, gnädiges Fräulein, von der ich Ihnen gestern abend erzählt habe . . .“

Sabine stand zwischen beiden. Jetzt war der Augenblick gekommen, da sie eingreifen konnte.

„Ich verstehe nicht recht,“ entgegnete sie, „verstehe in der Tat nicht, Mister Cardock . . . Das ist Frau Léonie von Schaßberg — während Sie mir erzählten, daß Sie mit Ihrer ehemaligen Freundin Nini noch immer verheiratet seien, da der Scheidungsprozeß aus äußeren Gründen nicht zu Ende geführt werden konnte . . .“

Eine rasch aufflutende Blutwelle färbte die Wangen Léonies intensiver.

„Vergebung,“ sagte sie, „ich habe doch richtig gehört. Mister Cardock glaubt . . . Sie glauben, Mister Cardock, daß wir noch immer verheiratet seien —? War es nicht so, Fräulein von Hartung... Ja, Mister Cardock — ich bin selbst etwas verwirrt — — sind Sie denn, seit wir uns ins Paris trennten, nie wieder in Lambton Castle gewesen?“

Percy setzte sich. „Vergebung . . . Fräulein Sabine. Vergebung — aber ich muß mich ein bißchen setzen . . . Also weiter. Bitte chronologisch. Nini — oder vielmehr verehrte Frau von — wir wollen erst einmal die Sache erledigen. Antworten Sie mir gütigst: Sie verschwanden doch plötzlich aus Paris?“

„Gewiß.“

„Warum denn?“

Léonie lachte. „Warum? Weil wir uns immerfort zankten! Da hatte ich eines Tages die Geschichte

satt und machte, daß ich davonkam. Das war vielleicht unüberlegt — aber das bin ich öfter gewesen . . ."

„Nun noch eine Frage. Weshalb hatten Sie nicht wenigstens die Güte, vor Ihrem Verschwinden aus der Welt des postalisch Erreichbaren die notwendige Scheidung formell zu beantragen?"

„Zunächst hatte ich die Formalität, die Sie als notwendig erachteten, absolut vergessen. Ich war froh, daß ich von Ihnen fort war."

„Merci."

„Ich ging nach Dijon, mir eine Stelle zu suchen. Dann nach Auxerre, dann nach Havre. Ueberall nix Rechtes: nirgends hielt ich aus. Schließlich fuhr ich nach London herüber, wo ich etwas Besseres fand. Und da fiel mir eines Tages so ganz plötzlich ein: Herrjeh, wie ist denn die Geschichte mit Percy?! Denn ich meinte annehmen zu können, daß Sie früher oder später doch einmal zurückkehren würden."

„Tat ich aber nicht!"

„Da haben Sie also gar keine weitere Mitteilung mehr von Ihrem Anwalt erhalten?"

„Gar keine."

„Ja, das ist aber Ihre Schuld, Mister Percy!"

Cardock fuhr in die Höhe.

„Schuld oder nicht," rief er. „Bitte die Hauptsache: Sind wir denn nun endlich geschieden?!"

Léonie machte große Augen. „Aber, bester Freund, wir sind ja gar nicht verheiratet gewesen!"

Cardock setzte sich abermals und schaute Sabine hilflos an. „Lady," sagte er kleinlaut, „mir springt der Kopf. Fragen Sie weiter. Aber recht klar."

„Darf ich mich hineinmischen?" fragte Sabine.

„Bitte sehr," entgegnete Léonie mit unbefangenem Lächeln. „Da mein alter Freund Percy Ihnen ja doch schon allerlei aus vergangenen Zeiten ausgeplaudert hat — ich nehme es nicht übel — so haben wir kein Geheimnis weiter zu wahren."

„Eine einzige Frage, gnädige Frau, deren Beantwortung meiner Ansicht nach ohne weiteres die Sachlage klarstellen muß: Sie sind doch gemeinsam von einem anglikanischen Pfarrer getraut worden?"

„Ganz richtig," erwiderte Léonie; „aber die Trauung war ungültig."

Cardock sprang auf. „Ungültig?!" schrie er.

„Aus dreierlei Gründen. Zunächst war unser Pastor geisteskrank —"

„Den Eindruck machte er allerdings!" rief Cardock lebhaft. „Gott, haben wir ein Glück gehabt!"

„Zweitens?" fragte Sabine.

„Eine Folge von Numero eins, Baroneß. Der Pastor hat sich nicht weiter um unsere Papiere gekümmert, sonst hätte er sehen müssen, daß ich nach englischem Gesetz noch nicht für mündig galt."

„Ein glänzendes Gesetz!"

„Und drittens," schloß Léonie, „stand auch Mister Percy derzeitig noch unter väterlicher Gewalt."

„Halt!" rief Percy abermals. „Das ist ein Irrtum. Ich war schon über das Alter hinaus. Aber mir genügt eins und zwei."

„Auch drei hatte seine Berechtigung. Der Viscount, Ihr Herr Vater, hat nämlich — allerdings

erst später — in seinem irischen Hausgesetz einen Paragraphen gefunden, der die väterliche Gewalt bis zum vollendeten vierundzwanzigsten Lebensjahr der Deszendenz ausdehnt. Es wurde nun also die Nichtigkeitserklärung unserer sogenannten Ehe beschlossen. Eine rein formale Sache, denn gesetzlich waren wir gar nicht verheiratet —"

„Das heißt, wir waren ungesetzlich verheiratet."

„Es kommt auf dasselbe heraus. Jedenfalls durfte kein Widerspruch gegen die Nichtigkeit erhoben werden, weil dann vielleicht endlose Prozeßscherereien entstanden wären. Der Anwalt telegraphierte nach Lambton Castle; der Viscount ließ mir fünfhundert Pfund auszahlen, die ich dankend zurückwies —"

„Bravo," sagte Sabine.

„Ich hätte tausend gefordert," setzte Percy hinzu.

„Dann schickte er mir eine goldene Uhr, die ich als Andenken behielt und die ich noch trage. Und damit," schloß Léonie, „ist die Geschichte aus."

Percy erhob sich und küßte Léonie die Hand. „Meine herzlichsten Glückwünsche, gnädige Frau," sagte er. „Sie können versichert sein, daß es in diesem Augenblick keinen Menschen gibt, der sich so herzlich und aufrichtig freut wie ich. Wenn es nicht unschicklich wäre, würde ich Kopf stehen oder Rad schlagen."

„Bitte, Rad schlagen," sagte Klaus, der in das Zimmer trat und die letzten Worte gehört hatte. „Lauter vergnügte Gesichter — — Gott sei Dank einmal ein bissel Sonnenschein! . . . Frau von Schaß-

berg, ich hatte soeben eine nicht uninteressante Unterredung mit Ihrem Gatten."

„Waren Sie bei ihm?"

„Ich kam von der deutschen Botschaft und traf ihn zufällig. Wir haben uns ein Stündchen bei Bordoni festgesetzt. Viktor hat mir von dem neuen Herzensgalopp Ortrudes erzählt . . ." Er warf einen streifenden Seitenblick auf Cardock.

„Sans gêne, Baron Hartung!" rief Léonie. „Mister Cardock ist ein alter Bekannter von mir."

„Wieder eine Neuigkeit," sagte Klaus. „Nun also, gnädigste Frau — ich habe mir erlaubt, auf der Basis früherer Freundschaft Ihrem Gatten einmal ganz gehörig meine Meinung zu sagen."

„O wie nett, Herr von Hartung! Ich ahne schon. Und er?"

„Er wurde immer stiller, je lebhafter ich wurde. Ich möchte sagen, er verkleinerte sich, er kroch in sich zusammen. So etwas wie das heulende Elend kam über ihn — geistig gedacht. Wirklich heulte er nicht. Hierauf verfluchte er zunächst Ortrude."

„Wirklich?!" rief Léonie mit glänzenden Augen.

„Jawohl. Und schließlich erklärte er, daß er nunmehr gesonnen sei, den berühmten Strich unter die ganze Vergangenheit zu ziehen."

„Sagte er?!" rief Léonie wieder. Es klang wie unterdrückter Jubel.

„So ist es," entgegnete Klaus. „Und mir scheint, diesmal ist's Ernst. Dann rief er den Kellner und gab ihm viel zu viel Trinkgeld, drückte mir fürchterlich die Hand und sagte: „Adjö, Hartung. Heute abend

reise ich mit Nini nach Berlin zurück. Ich kaufe mir irgendwo eine Klitsche und baue meine Kartoffeln. Auf Wiedersehen sag' ich nicht, aber es wäre nett, wenn's so käme ..." Worauf er davonlief. —"

Léonie hatte es eilig. „Addio," sagte sie hastig. „Addio, Baroneß — addio, Mister Percy. Ihre Glückwünsche gebe ich Ihnen von Herzen zurück. Adieu, Herr von Hartung — Sie wissen kaum, welche Freude Sie mir bereitet haben ..."

Sie flog förmlich davon.

Klaus lachte. „Die kleine Frau hab' ich gern," meinte er. „Wenn irgend jemand auf der Welt: die kann den Lumpen noch einmal in einen anständigen Menschen verwandeln ... Also Attilio und Ortrude: wieder ein Produkt dieses Pärchen züchtenden Treibhauses der Madame Spino-Bonzani! ... Mister Cardock, nehmen Sie doch Platz! Warum haben Sie sich nicht längst sehen lassen?"

„Es ging nicht früher," erwiderte Percy. „Ich möchte jetzt auch nicht rauchen. Ich komme in feierlicher Mission, Baron Hartung."

„Ei der Deibel!" rief Klaus. „Das reizt meine Neugier. Setzen können Sie sich doch wenigstens!"

„Nein, ich setze mich nicht," antwortete Cardock. Er verbeugte sich. „Ich möchte mir gestatten, Herr von Hartung, um die Hand Ihrer Schwester Sabine anzuhalten ..."

Klaus sah erst Percy an, dann Sabine. „Alle Wetter!"

„Und ich möchte dich bitten," sagte sie fest, „dich über meine Wahl zu freuen ..."

Sie streckte Percy die Hand entgegen. Der nahm aber nicht nur die Hand, sondern das ganze Mädchen. Da hielt ihre kühle Ruhe nicht mehr stand; über ihr Antlitz tropfte der Tau ihrer Augen.

Klaus war noch immer so verblüfft, daß er nicht ohne weiteres die passenden Worte zu finden vermochte. „Kinder," sagte er, „Sabine — das geht mir zu rasch . . . Bienchen, wer war's, der sich schon in Perugia allerhand Andeutungen erlaubt hat? . . . Lieber Cardock, über so etwas muß man sich doch zunächst einmal aussprechen."

„Aber natürlich!" rief Percy, ohne Sabine loszulassen.

„Ja, dann seien Sie so gut! Ich weiß schließlich noch gar nichts von Ihnen. Ich habe im Hotel Brufani ein paar Ihrer Bilder gesehen — hübsch gemalt, aber ein bißchen blödsinnig —"

„Der Blödsinn ist verschwunden," erklärte Percy. „Man bezahlt mich kolossal. Fünfzigtausend Franken für sechs Studien!"

„Allerhöchste Achtung. Da komme ich als Agrarier nicht mit. Das wären also Ihre Einkünfte. Nun bitte etwas über Ihre Familie. Sie sind mit Ihrem Vater zerfallen, nicht wahr? — Jetzt dürfen wir aber Platz nehmen . . ."

Man setzte sich. „Ehe du weiter sprichst, Klaus," sagte Sabine. „Ja — Percy ist mit seinem Vater zerfallen. Jedenfalls war er es. Aber der Grund des Zerwürfnisses ist aus dem Wege. Der Viscount wohnt im Hotel Quirinale. Wir gehen zu ihm."

Eine Wolke flog über Cardocks Stirn. „Nein, Sabine. Er fand nicht wieder den Weg zu mir, obwohl ihm die Richtigkeit meiner vermeintlichen ersten Ehe bekannt war."

„Welcher Ehe?" fragte Klaus. „Donnerwetter, Sie waren schon mal verheiratet?!"

„Ich glaubte es."

„Na, so etwas weiß man doch! Mit wem denn?"

„Mit Nini. Mit Frau von — Dingsda. Ich kann den Namen nicht behalten."

Klaus stand kopfschüttelnd auf. „Frau von Dingsda? — Soll das die Schaßberg sein? Und mit der waren Sie verheiratet?"

„Nein, eben nicht!" rief Percy.

Sabine legte ihre Hand auf Cardocks Schulter. „Percy, gehst du nicht mit mir zu deinem Vater," sagte sie, „so gehe ich allein."

„Darum möchte ich auch ganz ergebenst gebeten haben," fügte Klaus hinzu. „Die verschiedenen Familienverhältnisse kriechen augenblicklich noch wie Raupen durch meinen Kopf." Er drückte auf den elektrischen Knopf an der Tür und bestellte bei dem Kellner eine Flasche Pommery.

„Zu jeder Verlobung gehört der nötige Schaum," sagte er. „Wir müssen anstoßen . . . Bienchen — Percy . . . Es ist die erste Verlobung in diesem Verlobungsheim, die mir gefällt. Das gebe ich ohne weiteres zu — obwohl ich gegen England sonst mancherlei einzuwenden habe, alter Cardock. Cardock-Scott — und wie heißen Sie sonst noch? — Sagen wir ruhig schon du . . . Wie heißt dein Vater?"

„Viscount of Lambton, Marqueß of Kilkea — es baumeln auch sonst noch ein paar Namen nach. Aber alle recht hübsch.“

„Wie bei der Palma. Ach, meine arme Palma! Wenn mit der nun alles in Ordnung wäre, könnten wir so nett gemeinschaftlich Hochzeit feiern! Vielleicht macht sich's noch so.“

„Jedenfalls stoßen wir auch darauf an,“ sagte Percy. Der Kellner hatte den Sekt gebracht, und Klaus füllte die Kelche.

„Sehe ich eure glänzenden Augen, dann könnte ich neidisch werden. Aber nein, Bienchen, ich bin es nicht. Auf euer Wohl — auf alles Gute! . . . Percy, Sie bleiben zum Diner bei uns. Aber ich bitte euch, liebe Kinder, verratet noch nichts von eurem Geheimnis. Das gönne ich der Madame Spino nicht, denn sie würde in dem Verlöbnis ein neues glänzendes Resultat ihres Amorettenhotels erblicken und mich vielleicht auch wieder grüßen . . . Nun nochmals: auf euer Wohl!“

Die Gläser klangen.

„Und auf das deine, Klaus.“

„Und auf das Palmas.“

„Und auf das deines Vaters, Percy,“ sagte Sabine. „Morgen gehe ich zu ihm — ich . . .“

XVI.

Im Hotel Spino-Bonzani hatten die wenigsten an den plötzlichen Herzschlag der Marchesina Marianita Cognetto geglaubt; auch in der römischen Aristokratie verbreitete sich die Nachricht von dem

Selbstmord des armen Mädchens schnell. Aber hier wollte man nicht daran glauben, sondern hielt sich an die von der Marchesa versandte Todesanzeige, deren Fassung es zugleich dem Kardinal San Graziolo ermöglichte, von der religiösen Feier nicht Abstand nehmen zu müssen.

Uebrigens wußten die wenigsten, daß der Sarg in S. Andrea delle Fratte aufgebahrt worden war. Als Sabine und Klaus in die Kirche traten, waren sie erstaunt, verhältnismäßig wenig Menschen vorzufinden. Der Sarg war noch offen, aber eine große weißseidene Decke war völlig über die Leiche gebreitet, die in Blumen wie eingebettet schien. Alle Kerzen brannten; ein Kapuziner zelebrierte die Messe.

Das Geschwisterpaar hielt sich, um durch seine Unkenntnis der Gebräuche nicht aufzufallen, absichtlich zurück und blieb in einem Winkel der Kapelle stehen. Sabine war tief bewegt. Leute kamen und gingen, Herren und Damen in schwarzer Trauergewandung. Den und jenen erkannte Klaus, ohne daß er selbst bemerkt wurde; einmal erschien Graf Acquaviva, ging aber bald wieder, und endlich kam auch Baron Rivamarino, um sofort in tiefer Andacht am Sarge niederzusinken.

Klaus winkte Sabine: man wollte gehen. Da sah er, wie sich hinter dem Sarge eine schwarzverhüllte Frauengestalt erhob: die Marchesa. Der Sarg und die sich auftürmende Fülle der Kränze, Palmenzweige und Blumen hatten sie bisher verborgen. Die Marchesa schwankte, augenblicklich sprang Herr von

Rivamarino auf und wollte ihr zu Hilfe eilen; aber schon war Klaus ihm zuvorgekommen.

„Ich bringe Sie nach dem Hotel zurück, Mama," flüsterte er; „hängen Sie sich fest an meinen Arm."

Sie nickte. Rivamarino trat zurück; aber Klaus fing dabei zufällig einen Blick von ihm auf, der ihn befremdete. Es war ein Blick tödlichen Hasses.

Sabine hatte vor dem Kirchenportal eine Droschke angerufen. Sie küßte der Marchesa die Hand und wunderte sich, daß die alte Dame plötzlich ihre vollkommene Ruhe zurückgewonnen hatte.

„Begleiten Sie uns nicht, liebe Sabine?"

„Vergebung, Marchesa — ich möchte zu Fuß gehen. Ich habe noch im Hotel Quirinale einen Besuch zu machen . . ."

Die Marchesa stieg in den Wagen, und Klaus nahm ihr gegenüber Platz. Sie hatte den Schleier etwas zurückgeschlagen; ihr Gesicht erschien Klaus von Furchen durchgraben, leidend im Ausdruck, aber doch auch resigniert.

„Ich habe bedauert, daß ich Sie gestern nicht annehmen konnte, lieber Sohn," sagte sie. „Ich vermochte es nicht — und ich bitte Sie sehr, vergönnen Sie mir noch ein paar weitere Tage der Sammlung, damit ich mich erst selbst wiederfinde... Nun hat auch Attilio diesen törichten Streich begangen — Palma ist noch immer recht krank . . . ah, ich bin wirklich eine Mater dolorosa! . . ."

Klaus drückte ihr stumm die Hand.

„Ja, lieber Sohn," fuhr sie fort, „ich weiß nun noch gar nicht, wie sich alles wenden und gestalten

wird . . . Die Erkrankung Palmas hätte ja sowieso einen Aufschub der Hochzeit notwendig gemacht —"

„Ich habe die feste Zuversicht, gnädige Mama, daß sie bald genesen wird," warf Klaus ein.

„Gott gebe es — die Mitteilungen des Arztes sind leider nicht sonderlich tröstender Natur . . . Aber das große Herzeleid, das uns betroffen, ermöglicht ja doch nicht die geplante rasche Hochzeit. Nur jetzt keine Ueberhastung, die nicht nötig ist. —"

Klaus biß sich auf die Lippen. Eine Minute schwieg er, dann sagte er: „Selbstverständlich, Mama — Sie müssen erst einigermaßen Ihren seelischen Frieden wiederfinden, und Palma muß wieder gesunden. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Ich möchte mir den Vorschlag erlauben, daß wir allesamt, sobald der Arzt es gestattet, ein wenig südlicher gehen. Vielleicht nach Girgenti — ich meine, daß etwas wärmere Sonne gerade Palma gut tun wird."

„Das ließe sich hören," erwiderte die Marchesa, „obwohl ich noch keinen Termin bestimmen möchte."

„Darf ich fragen, für wann Sie die Beerdigung festgesetzt haben?"

„Wir lassen das Irdische meiner geliebten Marianita nach Acquaviva überführen."

„Nach Acquaviva?" wiederholte Klaus erstaunt.

„Ja, lieber Sohn. Wir haben da noch unser altes Erbbegräbnis . . . Baron Rivamarino ist ein so warmherziger, lieber Mensch — und so von echter Frömmigkeit beseelt, so pietätvoll . . . er hat sich erboten, die Leiche zu überführen. Ich hab es mit innigstem Danke angenommen."

Vielleicht fühlte die Marchesa, daß Klaus der überwallenden Zuvorkommenheit des Herrn von Rivamarino gegenüber doch einmal stutzig wurde; sie klopfte ihm mit einer gewissen Zärtlichkeit die Hand und sagte dabei: „Ich weiß ja, Sie verstehen mich, cher Klo—os — Sie und Ihr herziges Schwesterchen. Was soll ich arme alte Frau machen? — Auf einem fremden Friedhof will ich meine Marianita nicht beerdigen lassen, wenn sie zwischen den Meinen schlummern kann. Und das ist mir eine rechte Beruhigung ... Lieber Himmel, der Mann tut es ja nicht aus Eigennutz —"

„Vielleicht doch!" warf Klaus scharf ein.

Die Marchesa schaute ihn fragend an. „Wie meinen Sie das, Klo—os? Sie glauben, daß —"

„Daß Herr von Rivamarino vielleicht dennoch seine Zwecke verfolgt," ergänzte Klaus. Er mußte aussprechen, was er auf dem Herzen hatte.

„Aber welche Zwecke denn, lieber Sohn ..."

„Er kann die Hoffnung hegen, daß sich meine Verlobung mit Palma noch einmal zerschlagen könne — und daß dann an ihn die Reihe komme ... In sein Herz kann ich nicht schauen; ich spreche nur eine Mutmaßung aus ... Sie liegt nicht gar so fern. Der Baron ist sehr reich und ist der Besitzer von Acquaviva. Mir scheint auch, als interessiere er sich außerordentlich für meine Braut ..."

„Oh — oh — lieber Sohn, welche Gedanken! Wie kommen Sie auf diese Ideen?! ... Ich glaubte, Sie zu kennen — und nun merke ich erst, daß trotz

aller nordischen Kühle doch die Eifersucht in Ihnen wach zu werden vermag!"

„Nein, Mama," antwortete Klaus, „Eifersucht ist mir fremd. Das ist ein Kummer, der mein Herz nie zerreiben wird. Aber wohl gestehe ich Ihnen zu, daß ich in letzter Zeit ein wenig unruhig geworden bin. Es mag auch an den Verhältnissen liegen. Die Aufschiebung unserer Hochzeit — so notwendig sie ist — peinigt mich —"

„Kann Rivamarino denn dafür?!"

„Ganz gewiß nicht. Ich gab nur offenherzig der Möglichkeit Ausdruck, daß sich hinter seiner großen Liebenswürdigkeit eine zweckdienliche Taktik verstecken könne. Nützen wird sie ihm zweifellos nichts, da ich Palmas sicher bin."

„Nun also, Klo—os!"

„Und sollte der — der Gegenfall eintreten, dann würde ich mir gestatten, ihm auf fünf Schritt Distanz klar zu machen, daß ein deutscher Edelmann sich nicht an der Nase herumführen läßt."

Er hatte das kaltblütig, aber mit einer gewissen Rauheit gesagt. Nun zog er die Hand der Marchesa an seine Lippen und fuhr fort: „Vergebung, Mama, daß ich Sie durch diese Torheit aufgeregt habe. Man ist zuweilen nicht ganz Herr seiner selbst; zuweilen springen die Gedanken, statt sich logisch zu gliedern. Darf ich Sie auf Ihr Zimmer bringen?"

Die Marchesa dankte, sichtlich ein wenig indigniert. Klaus geleitete sie bis zum Fahrstuhl des Hotels und fuhr dann weiter, um sich im Hospital der Schwestern vom Heiligen Kreuz nach dem Be-

finden Palmas zu erkundigen. Es scheine ein wenig besser zu gehen, berichtete ihm die Oberschwester; Doktor Sarti war nicht zu sprechen. — — —

Sabine ging inzwischen nach dem Hotel Quirinale. Sie hatte immer noch gehofft, Percy würde ihren Bitten nachgeben und selbst noch einmal eine Annäherung an seinen Vater versuchen. Aber da er sich entschieden weigerte, den ersten Schritt zu tun, so stand ihr Entschluß fest. Sie hatte sich auch mit ihrem Bruder darüber ausgesprochen, der ihre Meinung teilte. „Selbst wenn man alle schönen und tiefführigen Sentiments beiseite läßt," hatte Klaus geäußert, „so bleiben doch immer noch praktische Gründe zur Genüge übrig, die es wünschenswert machen, die Streitaxt zwischen Vater und Sohn zu begraben. Ich sehe nicht ein, weshalb Seine Herrlichkeit der Viscount of Lambton und Marqueß of Kilkea wie die schwarze Henne im Zaubermärchen allein auf seinen, ich nehme an unermeßlichen, Schätzen brüten soll. Jetzt ist der Alte noch da; aber auch er kann sterben, und dann muß die Erbschaftsfrage geregelt sein. Beharrt Percy auf seinem Dickschädel, dann geh du, Bienchen! Ich würde dir die Mission abnehmen, aber Frauenzimmer von deiner Art wissen mit einem englischen Exzentrik, taxiere ich, diplomatischer umzugehen als unsereins. So versuche also dein Heil . . ."

Und Sabine versuchte es. Sie ließ sich im Hotel Quirinal bei Seiner Lordschaft anmelden und wurde zunächst in einen großen Salon geführt. Bald erschien ein jüngerer Herr, der sich als Sekretär

des Herrn Viscount vorstellte und ziemlich von oben herab nach der Dame Begehr fragte.

„Ich möchte den Herrn Viscount persönlich sprechen,“ entgegnete Sabine.

„Nein. Bedaure. Der Herr Viscount möchte den Zweck Ihres Besuchs wissen.“

„Handelt es sich um eine Wohltätigkeits-angelegenheit?“

„Nein.“

„Also um was? Der Herr Viscount empfängt nur in Ausnahmefällen.“

„Ein solcher liegt vor. Haben Sie ihm meine Karte gegeben?“

„Natürlich.“

„Genügt das nicht?“

„So sagen Sie ihm, daß ich in Angelegenheit seines Sohnes Percy käme.“

Nach etwa zehn Minuten kehrte der Sekretär zurück und meldete mit ernstem Gesicht: „Der Herr Viscount lassen sagen, wenn Mister Percy, dero Herr Sohn, etwas von ihm wünschten, möchten Mister Percy selber kommen.“

Sabine wurde flammend rot. „Gut,“ erwiderte sie. „Eine letzte Bitte, mein Herr . . .“ Sie zog eine Visitenkarte hervor und schrieb mit Bleistift unter den Namen „Sabine Freiin von Hartung“ die Worte: „ist seit vorgestern die Verlobte des Mr. Cardock-Scott. Will Sir Lambton der Braut seines Sohnes die Türe weisen?“

Sie reichte dem Sekretär die Karte. „Geben

Sie dies Ihrem Herrn," sagte sie. „Sie können es auch selbst lesen. Es ist kein Geheimnis."

Der Sekretär ging abermals und kehrte rascher zurück als vorhin. „Der Herr Viscount lassen bitten."

Er schritt voran, Sabine folgte ihm durch ein paar Zimmer. Vor der letzten Tür blieb der Sekretär stehen und klopfte vorsichtig an; dann öffnete er und ließ Sabine eintreten.

Hinter einem großen, mit zahlreichen, sehr sorgfältig geordneten Papieren bedeckten Schreibtisch saß der Viscount: ein schöner Greis mit hellen, stahlblauen Augen. Er erhob sich ein wenig beim Eintritt des jungen Mädchens und deutete dann auf einen Fauteuil.

„Zunächst," sagte er, „ist es die Wahrheit, was Sie mir da geschrieben haben?"

„Ich lüge nie," erwiderte Sabine ruhig.

„Wünschen Sie im Interesse meines Sohnes eine pekuniäre Unterstützung?"

Sabine erhob sich. „Wenn es Ihre Absicht ist, mich beleidigen zu wollen, Herr Graf," entgegnete sie, „dann verzichte ich von vornherein auf jede weitere Verhandlung."

Das Gesicht des alten Herrn blieb fast bewegungslos. „Wen habe ich vor mir, Demoiselle?" sagte er. „Eine Dame, die sich laut Karte als Braut des Herrn Percy Cardock-Scott einführt. Mein Sohn hat mich aber gelehrt, seine Verlöbnisse nicht sonderlich hoch zu achten . . ."

Es war schwer für Sabine, ihr inneres Gleichgewicht zu bewahren.

„Ich kann mir denken, worauf Sie anspielen, Sir. Aber Percy ist über die Zeit der Jugendtorheiten hinaus. Außerdem hätte Ihnen der Name auf meiner Karte Respekt abnötigen sollen."

„Ich respektiere nie einen bloßen Namen, mein Fräulein. Sie sind aus deutschem Adel. Auch das sagt mir nichts."

„Ihre eigene Gattin war aus deutschem Adel, Herr Graf!" rief Sabine außer sich.

Sir Lambton neigte ein wenig den Kopf. „Gewiß. Es ist nicht meine Absicht, Ihren Adel und Ihre Person beleidigen zu wollen. Meine Frage war rein praktischer Natur. Sind Sie vermögend?"

„Nicht bedeutend genug, als daß mein Gatte sich nicht das Verdienen angelegen sein lassen müßte."

„Es klingt viel Stolz aus dem, was Sie sagen, mein Fräulein. Ich kenne die Einnahmen Percys. Sie sind so, daß er mir leid tat und daß ich deshalb neulich ein halbes Dutzend Bilder von ihm unter der Hand aufkaufen ließ."

Ein finsterer Zug ging über das Gesicht des jungen Mädchens.

„Wenn Percy geahnt hätte, daß Sie die Bilder angekauft, um ihm eine Wohltat zu erweisen, so würde er sicher versucht haben, dies seltene — Geschäft rückgängig zu machen."

„Und warum, mein wertes Fräulein?"

„Weil er von einem Vater, der ihn einer Jugendtorheit halber verstoßen hat, keine Wohltat annimmt."

„So . . . Und was führt Sie zu mir?"

„Das Bedürfnis, eine Versöhnung zwischen Ihnen und Ihrem Sohne anzubahnen."

„Weshalb kommt Percy nicht selbst? Er muß längst erfahren haben, daß ich in Rom bin."

„Er wird kommen, wenn er weiß, daß ihm seines Vaters Arme wieder geöffnet sind."

„Und da hat er Sie als Tirailleur vorangeschickt."

„Er hat mir im Gegenteil abgeredet, zu Ihnen zu gehen. Aber ich tat es dennoch."

Der Viscount rückte seinen Armstuhl so, daß er Sabine voll in das Antlitz schauen konnte. Sein Auge hatte einen interessierten Ausdruck angenommen, aber seine Züge blieben nach wie vor hart und bewegungslos.

„Hören Sie mich an, Fräulein von Hartung," sagte er. „Ich habe nur diesen einen Sohn, auf den ich bauen konnte. Mein ältester ist, obwohl er meine Namen und Titel erben wird, nicht zurechnungsfähig. Alle meine Hoffnungen setzte ich auf Percy; er hat sie gründlich zerstört. Ich wollte ihn zu kraftvoller Männlichkeit erziehen lassen, und er wurde ein schlaffer Phantast. Das wußte er — und trotzdem beging er jenen Streich, den Sie eine Jugendtorheit nennen. Eine Jugendtorheit hätte ich ihm ohne weiteres verziehen. Aber daß er dies hergelaufene kleine Mädelchen heiratete, das konnte ich ihm nicht verzeihen. Es war ein Fortwerfen, ein Sichverschenken — um einer Nichtigkeit willen. Die Kleine, behauptete er, hätte ihm das Leben gerettet. Er nahm das Leben aus ihrer Hand und gab dafür

seine Persönlichkeit hin. Gewiß — es wird auch Leute geben, die da sagen: es war eine mutige Tat, daß der junge Mann seinem Herzen gefolgt ist. Ich aber sage: es wäre mutiger gewesen, wenn er die Schwäche des Herzens unterdrückt hätte zum Besten der gesunden Vernunft."

„Er war noch so jung," warf Sabine zaghaft ein, „er überlegte noch nicht, was auf dem Spiele stand . . . Und schließlich, Sir —" nun wurde ihre Stimme wieder fester — „Sie wissen ja, daß jene Ehe gesetzlich gar nicht bestanden hat — — wollen nicht auch Sie vergessen und begraben, was der Vergangenheit angehört?!"

Der Viscount schüttelte den Kopf. „Vergessen kann ich nicht — das haben andere leichter. Daß mir ein Stein von der Brust fiel, als ich erfuhr, daß Percys Ehe niemals zu Recht bestanden hat, ist nur natürlich. Damit war aber nur die unerfreuliche Tatsache aus der Welt geschafft, die keineswegs eine sittliche Rehabilitierung Percys bedeutet —"

„Ah — Mylord!"

„Sittlich von anderen Begriffswerten aus gedacht, als Sie annehmen mögen, Fräulein von Hartung. Tugendhafte Leute würden es vielleicht als die Krönung ihres Sittlichkeitsempfindens betrachtet haben, wenn Percy sein Liebchen nun noch nachträglich geheiratet hätte; man konnte ja nicht wissen, daß sie sich so in aller Schnelle überdrüssig geworden waren. Ich habe gegen diese Pfahlbürgermoral nichts einzuwenden, so lange sie sich in den

Kreisen bewegt, für die sie passen mag. Es gibt aber noch eine höhere Moral, mein Kind: die jener Selbstsucht, die zugleich Selbstzucht ist."

„Die Moral des Ichs, auf deren Altar jedes Mitleid verblutet," sagte Sabine bitter.

„Doch nicht. Das größere Ich nährt tausend kleine. Glauben Sie nicht, daß Percy an der Spitze umfangreicher Besitzungen, die viele Hunderte beschäftigen, ungleich mehr Gutes hätte stiften können als an der Seite einer kleinen Grisette? — Sehen Sie, das ist es ja, was mich bei jener Affäre so zu Boden gedrückt hat: das schmerzliche Gefühl, daß es Percy an jeder Größe des Denkens, an Kraft der Seele, an Weite des Blickes mangelt. Nicht das Faktum, daß die — die — wie hieß sie? — aus kleinbürgerlicher Familie stammt, daß sie seine Geliebte gewesen — nicht das hat mich so entgeistert: nein, viel mehr, daß mein eigener Knabe es fertig bekommen konnte, aus falscher Gefühlsduselei dies Mädchen zu heiraten: eine niedliche Larve — eine unter Hunderttausenden. Hätte er einer Bauerndirne die Hand gereicht, weil es ihm dienlich erschienen wäre zur Aufzucht einer kernigen Rasse — ich hätte es begreifen können. Ich begreife alles — nur die Schwäche nicht! . . ."

Sabine hatte sich langsam erhoben. Ueber ihre Wangen huschte eine feine Röte, eine Falte grub sich in ihre Stirn.

„Manches von dem, was Sie sagen, Herr Graf, ist mir verständlich. Nicht alles. Aber ich will darüber nicht streiten. Ich bin —" und ein Lächeln

huschte um ihren Mund — „ja nicht hierher gekommen, mit Ihnen über grundsätzliche Fragen der Weltanschauung zu disputieren. Aber ein Wort der Verteidigung Percys möchte ich mir doch gestatten. Ich weiß, wie sehr er unter der Last seiner vermeintlichen Ehe gelitten hat. Es war eine Dummheit, so sagte er mir — und fügte hinzu: sie wäre nicht passiert, wenn ich anders erzogen worden wäre. Sprach er von Ihnen, so hat er nie anders als in ehrfurchtsvollem Respekt gesprochen. Aber diesem Respekt fehlte der Sonnenschein der Liebe. Wer gab ihm Liebe? nur seine weiche Mutter — und darin lag die Gefahr seiner Erziehung. So wurde er in das Leben hinausgeschleudert — und erst das machte ihn stark. Nicht stark in Ihrem Sinne; aber doch stark genug, sich sein Leben mit eigener Hand zu formen. Sie sprachen ziemlich geringschätzig von seiner Malerei — warten wir ab. Noch steht er mitten in der Entwicklung — aber ich fürchte für ihn nicht. Was Sie an ihm auszusetzen haben, Herr Graf, waren die Fehler einer schlecht behüteten Jünglingszeit. Jetzt ist er Mann geworden — und jetzt stehe i c h neben ihm! . . ."

Auch der Viscount hatte sich erhoben, vielleicht nur aus Courtoisie vor dem ihm gegenüberstehenden Mädchen. Seine auffallend weißen, aber etwas fleischigen Hände stützten sich auf die Lehne des Schreibtischstuhles; sein Auge ruhte mit fast forschendem Blick auf Sabine. Dann nahm er ein elfenbeinernes Notiztäfelchen vom Schreibtisch und zog den Bleistift aus der daran befestigten Hülse.

„Darf ich mir gestatten, ein paar Fragen an Sie zu richten? Es geschieht aus einem selbstverständlichen Interesse —"

„Ich bitte sehr."

„Sind Sie in Begleitung Ihrer Eltern in Rom?"

Sabine gab kurzen Bericht: sie sei Waise, führe ihrem Bruder die Wirtschaft und habe ihn nach Italien begleitet, da er leidend gewesen sei.

Der Viscount hatte sich eine flüchtige Notiz gemacht und nickte nun. „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein," entgegnete er. „Was mir zu sagen verbleibt, wird mir nicht leicht — zumal Ihnen gegenüber . . . Ihre Verlobung hat mir abermals eine Hoffnung zerstört. Von dem Augenblick ab, da ich erfuhr, daß seine Ehe mit Fräulein Boudon keine rechtmäßige gewesen, habe ich Percy suchen lassen. Ich kam nach Rom, als man mir meldete, er lebe hier. Und hier habe ich bis jetzt auf Percy gewartet. Alles sollte vergessen sein . . ., das war die Hoffnung, mit der ich nach Rom kam. Sie haben sie zunichte gemacht . . . Ich hatte ihm eine Gattin bestimmt, ein reizendes Mädchen, nicht minder schön als Sie, klug, anmutig, mit gütigem Herzen — zugleich die Erbin der an meinen Besitz grenzenden Nachbarherrschaft. Sie sehen, daß ich ganz offen bin. Und eben so offen sage ich Ihnen, daß die Zerstörung meiner Pläne es mir unmöglich macht, Sie als Schwiegertochter willkommen zu heißen . . ."

Sabine war ein wenig blasser geworden, aber sie lächelte: nicht bitter, sondern siegesgewiß.

„Ich bedauere das um Percys willen, Herr Graf," entgegnete sie, „glaube aber, Ihnen die feste Versicherung geben zu können, daß er sich auch unter anderen Verhältnissen niemals einer mariage à la Moscovite gefügt haben würde."

„Ich kann diesen Glauben nicht teilen, Fräulein von Hartung. Ich bin sogar der Ansicht, daß es kaum eines allzu lebhaften Winkes meinerseits bedurft hätte, ihn für das reizende Mädchen zu interessieren."

„Und glauben auch, Herr Graf, daß dies reizende Mädchen sein Interesse ohne weiteres erwidern würde?"

„Da ihre Mutter meine Kusine ist, der gleich mir außerordentlich viel an der Wiedervereinigung der beiden alten Grafschaften liegt, so zweifle ich keinen Augenblick, daß Baroneß Rosemary sich den Wünschen der Mutter anbequemt haben würde. Eine mariage à la Moscovite nannten Sie die geplante Ehe. Der Ausdruck ist nicht übel, obschon er an Gültigkeit verloren hat. Immerhin sind auch die großen Geschlechter Englands an gewisse Familienrücksichten gebunden. In diesem Falle wären sie leicht zu überwinden gewesen. Und deshalb schmerzt es mich doppelt, daß Percy sich zum zweiten Male gegen meinen Willen gebunden hat."

„In der Tat, Sie sprechen offen, Sir!" rief Sabine. „Aber das stört mich nicht. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich werde Percy von Ihren Absichten Mitteilung machen und ihn frei geben."

„Sie würden das minder leichten Herzens sagen, wenn Sie nicht ganz genau wüßten, daß er

auf diese Freiheit verzichten wird. Nichtsdestoweniger —“ der Viscount sprach jetzt rascher — „ich akzeptiere Ihren Vorschlag. Ich füge auch noch hinzu, um was es sich für Percy handelt: um ein Millionen betragendes Vermögen, um einen großen Landbesitz und um den Herzogstitel von Wilmborne, der auf den Gatten der Baroneß Rosemary Ramsey übergeht.“

Einen Augenblick schwieg Sabine; dann warf sie den Kopf ein wenig in den Nacken zurück:

„Und wenn Percy in der Tat auf alle diese verlockenden Aussichten Verzicht leistet, Mylord, — was dann?“

Ohne zu zögern, erwiderte der Viscount:

„Sollte er das tun, so hat er nicht nötig, es mir persönlich zu melden. Aber für den Gegenfall: der Arzt hält für meinen Sohn Frederick ein wärmeres Klima für zweckmäßig; wir bleiben nur noch bis zum Sonnabend in Rom und siedeln dann nach Palermo über . . .“

Er verneigte sich kurz; es sah aus, als wünsche er die Zwiesprache zu beendigen. Jetzt schaute ihm Sabine fest, mit beinahe starrem Ausdruck, ins Auge. Es war ihr doch trotz seiner Gegnerschaft nicht denkbar, daß er sie so ohne weiteres, ohne ein Wort der Höflichkeit, ohne eine noch so wenig sagende Phrase des Bedauerns verabschieden konnte, wie man eine unliebsame Bittstellerin entläßt — mit einer Handbewegung, einem flüchtigen Kopfnicken.

Nein — das war nicht möglich . . . Wenn er auch nur eine Ahnung von dem inneren Wesen

seines Sohnes hatte, so konnte er nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß Percy sich niemals seinen Wünschen fügen würde. Und sollte Percy dann der Verstoßene bleiben? Sprach in dem Herzen dieses Vaters denn nicht eine einzige warme Regung mehr für seinen Zweitgeborenen? . . .

Der Viscount verneigte sich nochmals und trat hierauf an das Fenster, Sabine den Rücken wendend.

Die Bewegung war fast brüsk. Sabine ging.

Im Vorzimmer nahm sie der Sekretär in Empfang und führte sie in das Treppenhaus. Aber dann mußte der junge Mann eilen: aus dem Arbeitszimmer klang schrill die elektrische Glocke.

„Euer Lordschaft befehlen?"

Der Viscount reichte ihm die Visitenkarte Sabines. „Ziehen Sie genaue Erkundigungen über die Familie von Hartung ein, Graham," sagte er, „speziell über die Baroneß Sabine und ihren Bruder. Der Name Nieborowo, den ich auf die Karte geschrieben habe, ist die Besitzung der Familie und liegt in der preußischen Provinz Posen. Das beste wird sein, Sie wenden sich direkt an ein Berliner Auskunftsbureau. Alles telegraphisch und keine Ersparnis. Es eilt mir."

Er nickte in seiner kurzen Manier und nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz, die begonnene Korrespondenz zu erledigen. —

Im Hotel Spino-Bonzani fand Sabine Percy bei ihrem Bruder: die beiden waren von einem Tag zum anderen unzertrennlich geworden. Sabine war vorsichtig genug, Carbock vorderhand noch nichts von

dem Ankauf der Bilder durch seinen Vater zu erzählen, schilderte sonst aber wahrheitsgemäß ihren Besuch bei dem Viscount.

„Es ist wunderlich, Percy," sagte sie; „es ist, als sei nicht nur dies hervorragende Hotel, in dem wir logieren, sondern die ganze Welt ein einziges großes Gasthaus zur Ehe, in dem man nur darauf wartet, sich kennen zu lernen, um sich sodann schleunigst zu ehelichen. Allerdings — daß auch dein Herr Vater sich als ein Gérant dieses Hauses aufspielte, hat mich frappiert; es entspricht wenig seiner Herrennatur."

„Aber durchaus den Handelsneigungen meiner Landsleute, die auch mit der Hochzeit gern praktische Ziele verbinden. Es ist ähnlich wie bei euch Deutschen: etwas von eurem alten Philistertum schleift ihr auch durch die Weltgeschichte . . ." Er lachte. „Der Vergleich wird dir nicht wehe tun, wie mich der Vorschlag meines Vaters nicht schmerzt. Nein, wahrlich nicht. Versetzt euch in seine Lage. Nun hatte er mich wieder; er wartete ja nur auf mich; er reiste mir sogar entgegen. Er hatte die Hoffnung, daß ich im Laufe der Zeit endlich „zur Einsicht" gekommen sein würde und hatte mir zum zweiten Male eine immerhin recht annehmbare Zukunft bereitet. Meine Kusine Rosemary muß sich in der Tat zu einem reizenden Mädelchen entwickelt haben; ihre Mitgift beträgt Millionen. Man mag sagen, was man will: die Idee ist glänzend."

„So glänzend," sagte Klaus, „daß ich sie an deiner Stelle reiflich überlegen würde. Was bist

du jetzt und was kann dir die Zukunft bringen? — Das Anrecht auf den Pflichtteil wird dir dein Vater nie nehmen können. Aber es ist eine Lappalie gegen das, was dir in Aussicht steht, wenn du dich von Sabine trennst . . . Im vollsten Ernst, Percy: wir haben nicht das Recht, dich festzuhalten. Wenn mich auch sonst eine ganze Welt von deinem Vater scheidet — in einem teile ich seinen Standpunkt: es gibt höhere Pflichten als die des Herzens . . ."

Sabine legte ihre Hände auf die Schultern ihres Geliebten. Sie war ganz ruhig; nicht einmal eine Träne füllte ihr Auge. So ruhig sprach sie auch, aber doch mit einer Stimme, die nicht die ihre schien, die fremd klang — fast wie die eines Traumbefangenen.

„Höre mich an, Percy," sagte sie. „Gewiß habe ich dich lieb — und weil ich dich liebe, wäre es schmählich von mir, wollte ich dich an mich ketten, wo du der Freiheit bedarfst. Die „höhere Pflicht", von der Klaus spricht, gilt nicht deiner Familie, sondern gilt d i r. Ich vergöttere nicht den schrankenlosen Egoismus wie dein Vater, und sehe im Recht der Persönlichkeit nicht das Höchste. Aber hier ist anderes zu bedenken. Dein Bruder ist unheilbar krank; du bist also der letzte deines Geschlechtes. Laß uns beide verständig sein; laß uns Abschied nehmen. Wir werden auch über diesen Schmerz hinauskommen, wie wir über manches im Leben fortgekommen sind. Es ist eine Tapferkeit, die sich lohnen wird."

Percy lächelte, zog Sabine an sich und küßte

sie . . . „Deine Worte klingen wunderschön. Ich will praktisch sprechen, nicht philosophisch, nicht vom Recht der Persönlichkeit und auch nicht vom Willen zur Macht. Ich sage dir nur: ich will mein Glück. Das wohnt bei dir und nicht unter dem Herzogshute von Wilmborne und nicht bei Rosemary Ramsey. O ja — es könnte da wohnen, läge alles anders und wäre ich nicht ich. Die Millionen locken mich nicht. Natürlich — den Wert des Mammons verkenne auch ich nicht — aber da erinnere ich dich an das, was dein Bruder vorhin sagte: mein Pflichtteil kann mir mein Vater nicht entziehen, und wenn er mir auch noch so sehr grollt. Es ist genug für uns, unsere alten Tage sorgenlos verleben zu können, meine Lady — unsere alten Tage, verstehst du! Bis dahin — bis dahin laß uns freundlichst überlegen, wann wir Hochzeit feiern und wo wir uns alsdann installieren wollen . . . Und nun bitte ich euch beide dringend: kein Wort mehr über Rosemary und Lambton Castle. Zum Donnerwetter: auch ich bin Ich!" —

So blieb es. Der Sonnabend, den der Viscount als letzten Tag der Entscheidung genannt, verging, ohne daß Percy den Vater aufgesucht hätte. Es wurde auch wirklich nicht mehr von den Wünschen des alten Herrn gesprochen, wenigstens nicht in Gegenwart Percys. Klaus bewunderte Percy, Sabine hatte im tiefsten Herzen nichts anderes erwartet. Sie begriff ihn vollkommen. Bei der Einfachheit seines Wesens und seiner Unterschätzung des Geldes hatte der Reichtum gar keinen Zauber für ihn. Er

wollte „sein Glück". Was war verständlicher? Er wollte nicht das Glück, das sein Vater mit kluger Hand für ihn zurechtgezimmert und das niemals des Zwanges entbehrt hätte, sondern das seiner Freiheit. Und über allem: er liebte sie. Sabine hätte nicht anders handeln können. Sie erwog die Möglichkeit eines Gegenspiels. Es hätte ja einer kommen können, mit stolzem Namen und ungeheurem Besitz, ihr seine Hand zu bieten: sie würde auch nicht einen Moment geschwankt haben. Auch sie wollte ihr Glück.

Von praktischen Gesichtspunkten aus wurde denn auch die Zukunft besprochen. Man beschloß, sich in Berlin niederzulassen; Percy dachte an die Begründung einer Malschule. Klaus stellte ihnen für den Sommer das Forstvorwerk von Nieborowo zur Verfügung; das hübsche kleine Försterhaus bedurfte nur der Einrichtung. Es blieb allein die Frage des Hochzeitstages übrig. Klaus hoffte immer noch, man würde beide Hochzeiten auf den gleichen Tag verlegen können. Aber die Genesung Palmas schien nur langsame Fortschritte zu machen. Er hatte ihr die Verlobung Sabines schriftlich angezeigt; in ihrem Namen sprach ihm die Oberschwester die herzlichsten Glückwünsche aus: sie selbst sei noch unfähig zu schreiben. Täglich ging Klaus nach dem Hospital; bald hieß es, es sei eine leichte Besserung eingetreten, bald wurde ein Rückfall befürchtet. Am Weihnachtstage sprach Doktor Sarti davon, daß es am besten sein würde, sie in ein ländlich gelegenes Sanatorium zu bringen.

Am ersten Feiertag erhielt Klaus ein kurzes Billett von der Marchesa, dem eine Gratulation für Sabine beigefügt war. Sie schrieb, daß sie auf Rat des Arztes Palma in ein Sanatorium bei Neapel begleite, bedauerte, daß sie Klaus vorher nicht mehr habe sprechen können, hoffe aber, ihn in einigen Wochen wiederzusehen.

Klaus stürzte nach der Piazza della Trinità, um bei den Schwestern vom Heiligen Kreuz nachzufragen, in welches Sanatorium Palma geschafft worden sei; die Marchesa hatte das nicht geschrieben. Die Oberschwester konnte keine Auskunft geben, Doktor Sarti war beurlaubt. Nun fuhr Klaus zum Grafen Acquaviva und dann zum Kardinal San Graziolo; beide waren nicht zu sprechen. Im Hotel fragte Klaus nach dem Baron Rivamarino, in der Hoffnung, dieser Allwissende werde ihm vielleicht Bescheid geben können. Aber Rivamarino war schon vor drei Tagen abgereist, ohne Adieu zu sagen.

Die kopflose Bestürzung, in der Klaus sich anfänglich befand, wich allmählich einer tiefen Bitterkeit. Er sah ein, daß ihm der neue Aufenthalt Palmas verborgen bleiben sollte. Auch Sabine teilte diese Ansicht.

„Ich fürchte, Klaus,“ sagte sie ehrlich, „daß du dich mit dem Gedanken an eine sehr rauhe Wahrheit vertraut machen mußt. Offenherzigkeit ist besser als schonendes Hinhalten. Ein gewisses Mißtrauen ist ja auch in dir schon rege geworden. Der Marchesa warst du anfänglich ein willkommener Schwiegersohn. Nicht den Verwandten. Es sind nicht alle aus

der Art geschlagen wie Attilio; der alte Haß gegen die neue Kirche ist in den Schwarzen am Corso noch heute so lebendig wie in den Zeiten, da Luther in Rom war. Nur lenkte er in gepflegtere Wege ein als ehemals; er hat sich modernisiert. Kardinal San Graziolo mag einen gelinden Schreck bekommen haben, als er erfuhr, daß du keineswegs gewillt seiest, deine Kinder katholisch taufen zu lassen —"

„Hätte er sich von vornherein sagen müssen!" rief Klaus.

„Hat er vielleicht auch getan — — und noch ein Vielleicht: wärt ihr gar nicht nach Rom gekommen, sondern hättet in aller Stille geheiratet — es würde sich wahrscheinlich alles ganz anders entwickelt haben."

„Konnte ich ahnen," entgegnete Klaus finster, „daß man uns in Intrigen einspinnen würde, nachdem mir sowohl die Marchesa wie Palma erklärt hatten — und wahrhaftig deutlich genug —, daß ihnen die Frage der Konfession vollkommen gleichgültig sei?!"

„Ja, Klaus — wir hätten uns sagen müssen, daß Rom immer noch Rom ist. Herr von Gronau hat mir neulich den Sonnenuntergang vom Pincio aus gezeigt. Hoch über den Hügeln ragt der Dom von Sankt Peter. Der kleine, elegante Monsignore hat mir auch sonst manchen Aufschluß gegeben. Man fischt nicht mehr Seelen wie in den Tagen Mortaras, oder wenn man es tut, hütet man sich weislich, Gewalt zu gebrauchen —"

„Man wühlt im stillen wie die Maulwürfe! Oh, dies Gesindel! Aber ich bin noch nicht am Ende! Der Kampf fängt erst an!“

„Nimm ihn auf, wenn er dich aussichtsvoll dünkt, Aber sieh dich erst um, gegen wen und gegen was du kämpfen möchtest. Und noch eins: sei nicht ungerecht. Wir sprachen schon einmal darüber. Hüben wie drüben, es ist genau dasselbe.“

„Der ewige Gesang über den Wassern, in denen die Vernunft ertrinkt. Aber Palma? Hat sie denn nicht das letzte Wort und die Entscheidung?!“

„Lieber Klaus, ich will dein Herz nicht unnötig beschweren. Hinter Palma steht ihre Mutter, und hinter der Marchesa steht eine große Macht. Die Tragik und der Humor berühren sich auch hier. Ich glaube, klar zu sehen. Bei allen Heiligen, keine Gewalt, sagte sich der Kardinal. Wozu ist denn die Welt das große Gasthaus zur Ehe? — Ein neuer Gast, der Baron Rivamarino, kam ihm glückbringend in die Quere — und nun begann das Spiel. Wie lag denn die Sache? Du auf der einen Seite. Du, der Protestant, der seine junge Frau in den vereisten Norden schleppen wollte, weit fort von der Mutter, die dadurch gänzlich vereinsamt wurde und nicht einmal einen Rückhalt mehr an ihren Verwandten finden konnte. Auf der anderen Seite Rivamarino: der fromme Katholik, der ein Vermögen zu Füßen der Heiligen legte; der den alten Stammsitz der Acquaviva erworben hatte, um auf der einen Scholle seinen Mostrich zu fabrizieren und auf der nebenan der Tradition einen wundervollen Altar zu errichten.

Die Wahl war so, daß die bedrängte Mutter nicht lange zu zögern brauchte. Vielleicht haben der Tod der armen Marianita und die Liebesflucht Attilios den letzten Anstoß gegeben. Sicher scheint mir nur, daß dir, mein lieber Klaus, wenig zu hoffen übrig bleibt. Sieh — wie ich das sage, klingt's mir fast roh. Aber ich muß es dir sagen ... Bist du mir böse?"

Er saß ihr blaß gegenüber. „Unsinn," stieß er hervor; „böse — über Dinge, die ..." Er sprang empor und lachte schallend auf ... „Bei Gott, ein Possenspiel mit einer Missa solemnis! Der Herr Kardinal als Heiratsvermittler ..." Seine Rechte fuhr über die Stirn ... „Sabine, leben wir in der Welt?!"

„In einer sehr realen, mein Junge."

„Gut. Ich will's ihnen zeigen — allen miteinander! Der Herr Baron von Rivamarino wird ja wohl zu finden sein! Und wenn er den Zweikampf ablehnt als nicht verträglich mit der göttlichen Wahrheit — — zeichnen will ich ihn wenigstens! In hoc signo vinces. Mag er den Backenstreich in Demut hinnehmen — als Erkenntnis seiner Menschlichkeit!"

„Es wäre eine kleinliche Rache, Klaus. Wen trifft dein Schlag? Einen gleichgültigen Menschen — und er soll Rom treffen. Wen trifft dein Schlag? Vielleicht gar einen, dem du — dankbar sein könntest."

Klaus fuhr heftig auf. „Was soll das, Sabine?!" rief er. „Dankbar? Dem, der mir mein Mädchen stiehlt?"

„Man stiehlt kein Herz, das sich nicht stehlen läßt.“

Ein finsterer Blick flog über Sabine.

„Du gehst geradezu, Schwester! Du ersparst mir nichts.“

Er zog seinen Paletot an und griff nach Hut und Stock.

„Ich muß Luft haben,“ sagte er. „Ich will einen Spaziergang machen. Vielleicht blüht mir das Glück, Seiner Eminenz zu begegnen ... Ich will fort — fort — auch aus diesem verdammten Hause!“

Ein Stuhl stand ihm im Wege. Er schleuderte ihn mit einem Fußtritt zur Seite und stürmte davon, die Tür heftig hinter sich zuschlagend. Es war, als müsse er sich austoben.

Sabine rief ihn nicht zurück. Sie kannte ihn. Sie wußte: wenn er zurückkehrte, würde er mit einem herzlichen Wort seiner Heftigkeit halber um Entschuldigung bitten. Es war auch gut, daß er sich austobte. Dann kam die ruhige Ueberlegung um so sieghafter nach. Nur vor einem zitterte Sabine noch: vor der Unbeständigkeit Palmas. Sie hielt es nicht für unmöglich, daß Palma eines Tages an die Tür klopfen würde und sagen: „Da bin ich. Ich bin davongelaufen. Komm, Klaus, nun wollen wir heiraten ...“

In den nächsten Tagen entfaltete Klaus eine fieberhafte Tätigkeit. Er war wenig im Hotel, das ihm immer verhaßter wurde. Sabine ahnte: er versuchte auf allen möglichen Wegen, den Aufenthaltsort

Palmas ausfindig zu machen. Im Hospital der Schwestern vom Heiligen Kreuz wußte man nichts oder wollte man nichts wissen. Am Weihnachtsabend hatte die Marchesa ihre Tochter abgeholt. Palma mußte also reisefähig gewesen sein. Das hatte die Oberschwester bestätigt: die Marchesina sei nur „sehr schwach" gewesen — eine Redensart, die Klaus öfters gehört hatte. Vergeblich hatte er ein paarmal den Oberstkämmerer zu sprechen gesucht; immer wurde ihm die Antwort zuteil: Exzellenz seien dienstlich verhindert. Aehnlich erging es ihm bei San Graziolo. Nun schrieb Klaus an beide und erbat sich in höflichen Worten die Adresse Palmas. Er erhielt keine Antwort.

Da packte ihn eine grimmige Wut. Er beschloß, dem Kardinal aufzulauern. Percy Cardock hatte ihm gelegentlich erzählt, daß San Graziolo an jedem Dienstag und Donnerstag um zehn Uhr vormittags nach dem Vatikan fahre. Am nächsten Dienstag um dreiviertel auf Zehn stand Klaus unter dem Portal des Palazzo San Graziolo. Es war ein sehr kalter Morgen, und zum Erstaunen Roms schneite es sogar ein wenig. Vereinzelte weiße Flocken quirlten durch die Luft und zerschmolzen schnell wieder auf dem Pflaster.

Kurz vor zehn Uhr fuhr die große, schwere, verdeckte Equipage des Kardinals vor den Palast, bald darauf erschien der Kardinal, einen großen, dunklen Mantel mit einem Kragen aus Zobelpelz über seiner Soutane, den Schiffhut auf dem Kopfe. Klaus war auf die Straße getreten, um den An-

schein zu erwecken, als führe ihn nur ein Zufall hierher.

„Guten Morgen, Euer Eminenz," rief er in dem Augenblick, da San Graziolo über das Trottoir schritt, und zog grüßend seinen Zylinder.

Der Kardinal schaute sich um, blinzelte ein wenig seiner Gewohnheit nach, erkannte Klaus aber sofort.

„Ah — voyons, mon cher baron," sagte er freundlich und streckte Klaus die rechte Hand entgegen. „Was macht denn Palma? Ich habe lange nichts von ihr gehört . . ."

Die Frage verblüffte Klaus. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Dabei schoß ihm das Blut in starker Welle zu Kopf. Wollte der alte Fuchs ihn narren?!

„Die gleiche Frage wollte ich soeben an Euer Eminenz richten," entgegnete er. „Seit Palma Rom verlassen hat, habe ich nichts mehr von ihr gehört — weiß sogar nicht einmal ihre Adresse . . ."

Der Kardinal hatte die Hand auf den Griff des Wagenschlags gelegt.

„Denken Sie, so geht es mir auch," sagte er. „Die Leutchen sind rücksichtslos. Die Marchesa hätte sich doch mit einem Worte von mir verabschieden können — nicht wahr?"

„Haben Euer Eminenz meinen Brief nicht erhalten?"

„Welchen Brief, lieber Baron?"

„Ich erlaubte mir, Euer Eminenz schriftlich um die Adresse Palmas zu bitten."

Der Kardinal schien sehr erstaunt. „Ich habe nie einen Brief von Ihnen bekommen, lieber Herr von Hartung,“ antwortete er, „hätte Ihnen leider auch nicht helfen können, denn wie gesagt, weder Palma noch ihre Mutter haben es für ihre Pflicht gehalten, mir Adieu zu sagen.“

Der Kardinal öffnete den Wagenschlag. „Merkwürdige Menschen,“ fuhr er fort, den rechten Fuß auf das Trittbrett setzend und sein Gewand dabei wie einen Weiberrock hochhebend, „— und daß man auch Sie so quasi — quasi im Dunkeln läßt, ist eigentlich unverantwortlich . . . Aber ich nehme an, daß es Palma besser geht . . .“ Er stieg ein, schloß den Schlag und reichte Klaus die Hand aus dem offenen Fenster . . . „Addio, lieber Baron — — schreiben Sie doch einmal an den Baron Rivamarino, Acquaviva, Station Volsarono — es ist möglich, daß der Bescheid weiß . . . Närrische Leutchen! — A rivederla, Barone! . . .“

Er winkte nochmals und nickte mit einem freundlichen Lächeln auf seinem schönen und frischen Greisenantlitz. Dann rollte der Wagen davon.

Klaus schritt langsam den Kai hinab und sah in die ihn umtanzenden Flocken hinein, die in der zwischen grauen Wolken schrägstrahlig hervorlugenden Sonne blitzten und flimmerten.

Das Herz schmerzte ihn, und gleichzeitig lag es wie ein bleierner Reifen um seine Stirn. Ein niederdrückendes, klägliches Gefühl armseliger Hoffnungslosigkeit beherrschte ihn. Aber das war es nicht allein, was seine Stimmung beeinflußte: mehr

noch litt er unter dem Empfinden, diesem ganzen heimlichen Intrigenspiel wehrlos gegenüberzustehen.

Er war auch müde. Schnelle Gedankenarbeit war nie so recht seine Sache gewesen. Nun hatte ihn das Grübeln darüber, wie alles gekommen war und wie es hätte kommen können, hatte die Erwägung psychologischer Möglichkeiten, das Suchen nach einer Erklärung in dem unbegreiflichen Verhalten Palmas ihn gewissermaßen geistig erschöpft.

Und wie ekelhaft war das alles! Wie ekelhaft dieser tückische Krieg im Dunkeln, mit seinen Lügen und Ausflüchten und dem heuchlerischen Jesuitismus hinter der Deckung unantastbarer Ehrlichkeit! — Klaus war überzeugt davon, daß Sabine in dem, was sie ihm neulich gesagt, tausendmal recht hatte. Aehnliches hatte er selbst schon seit Wochen gespürt und es immer nur wie eine Belästigung mißtrauischer Gedanken beiseite geschoben. Nun war ja alles klar.

Er wischte sich über die Augen. Eine Flocke hatte wohl seine Wimper genetzt: es schneite aber gar nicht mehr. Am Himmel hatten sich die Wolken gelichtet, die Sonne durchleuchtete ein strahlendes Blau.

Klaus ging nach dem Hotel zurück. Er schritt durch Straßen und Gäßchen, kaum des Weges achtend, mit gesenktem Kopfe, und war fast erstaunt, als er im Treppenflur die Stimme des Portiers hörte.

„Herr Baron!“ rief der Mann ihm nach, „Verzeihung — hätte beinah vergessen! Ein Brief.“

Klaus blieb stehen und nahm den Brief. Er erkannte auf den ersten Blick die Handschrift Palmas.

Einen Augenblick zögerte er, ob er den Brief oben lesen sollte. Dann ließ er den Portier nach einer Droschke pfeifen.

„Ich will noch ein halbes Stündchen spazieren fahren," sagte er, als ob eine Entschuldigung nötig wäre, „es ist schönes Wetter."

„Wunderschön," entgegnete der Portier und rieb sich die Hände. „Das Haus ist auch wieder voll. Alle Zimmer besetzt. Ich habe heute schon drei neue Ankömmlinge abweisen müssen."

„Sie werden bald über unsere Zimmer verfügen können," entgegnete Klaus gedankenlos.

„Oh — wollen der Herr Baron abreisen?"

„Ja — bald — hoffentlich sehr bald . . . Los, Kutscher! Irgend wohin! Nach dem Pincio! . . ."

Nun sah er nochmals die Adresse des Briefes an. Die Marke zeigte den Stempelaufdruck „Terracina". Terracina — wo lag das gleich?! Und wie kam Palma dorthin?

Er öffnete den Brief und las:

„Lieber Klaus!

Ich bin gewissermaßen heimlich aus Rom entwichen und komme mir noch wie ein Flüchtling vor; es ging nicht anders. Es war ein Flüchten vor dir. Ob es so richtig war, weiß ich nicht. Eine Aussprache brachte ich nicht über das Herz. Es hätte mir und Dir weher getan als diese Erklärung auf dem Papier. Deshalb wählte ich den Weg, der eigentlich ein Umweg ist. Es ging nicht anders.

Lieber Klaus, ich glaube, daß wir uns gegenseitig getäuscht haben. Ich glaube, unsere Liebe oder das, was wir für Liebe hielten, hätte nicht für das Leben gereicht. Wir wären ein ziemlich schlechtes Ehepaar geworden. Es ist vernünftiger, wir machen uns das klar, ehe es zu spät ist. Ohne Schmerz geht es nicht ab, aber es ist besser als ein langes Leiden.

Schrecklich gefreut habe ich mich über Sabines Verlobung mit Herrn Cardock-Scott. Wird er nun weiter malen? Diese beiden passen famos zueinander.

Lieber Klaus, zürne mir nicht, und wenn Du an mich denkst, denke auch immer daran, daß ich nicht schlecht bin. Denke wie an Deine Freundin. So will ich es auch halten. Ich will immer an Dich wie an einen lieben Freund zurückdenken.

Ich bin wieder leidlich gesund. Wir sind bis jetzt in Terracina gewesen, wollen aber nun weiter. In ein Sanatorium brauche ich Gottlob nicht mehr. Mama ist noch recht elend. Sie grüßt Dich mit mir sehr herzlich und meint auch, daß sich so alles am besten gefügt hätte.

Deine alte Freundin

Palma Cognetto."

Klaus las den Brief noch einmal durch. Er war italienisch geschrieben und ohne orthographische Fehler. Palma hatte sich sichtlich Mühe gegeben. Auf der dritten Seite, ganz in einer Ecke, stand noch etwas. Da stand, halb quer geschrieben, in steifen deutschen Buchstaben:

‚Biondinetto, ich sein Dihr imer noch gutt!‘

In der entsprechenden Ecke auf der vierten Seite aber war mit Tinte ein kleiner Kreis gezeichnet, in den Palma mit Druckbuchstaben die Worte gemalt hatte:

‚Hier siezet mein lezter Kuß.‘

Derlei kindische Spielereien hatte Palma immer geliebt, und die reizende Frische ihrer anmutigen Persönlichkeit hatte auch diese kleinen Albernheiten mit einem gewissen Zauber umkleidet. Der Brief war nicht flüchtiger geschrieben als Palma zu denken vermochte. Klaus sah das Bild vor sich: Palma am Tische sitzend, eine Träne im Auge, am Federhalter kauend; neben ihr die Marchesa. Und Klaus hörte auch, wie Palma klagend sagte: „Gott, Mama, wie soll ich nur schreiben! . . .“ Und dann wurde gemeinsam überlegt; es kam nicht viel dabei heraus. Nun war der Brief fertig, und die Mama ging ein Kuvert zu holen. Da stieg eine sinnliche Wärme im Herzen der Kleinen auf, und überlegungslos kritzelte sie in der Wallung des Augenblicks ihre letzten Grüße in die Ecken des Briefes.

Eine große Liebe kannte Palma nicht; in ihrem törichten Herzchen konnte sich nur die Zärtlichkeit regen . . .

Klaus faltete den Brief zusammen, steckte ihn in das Kuvert zurück und barg ihn in seiner Brusttasche.

Eine kühle Ruhe kam über ihn. Fast war es wie ein Gefühl der Befriedigung, daß nun ein Endpunkt da war, über den es kein weiteres Hinaus gab.

Sein Wagen war offen. Er lehnte sich in die Polster zurück und ließ den Blick umherschweifen — gedankenlos, auch mit dem Wunsche, nicht mehr zu denken. Die Droschke rollte die breite Via Veneto hinab, durch die ehemaligen Gärten des Sallust, und bog durch die Porta Pinciana in den Park der Villa Borghese ein.

Klaus verfiel in einen Zustand halben Träumens. Sein Herz war nicht mehr schwer. Ihm war, als sei er wieder daheim. Die Arbeit winkte. Statt der lauen Winterluft Roms strich ein frischer Ost um seine Schläfe, der Schnee wirbelte, die Felder deckte das weiße Bett. Aber schon war der keimende Frühling nahe. Unter dem Schnee regte sich heimliches Leben und mit den jungen Trieben eine neue Hoffnung auf Glück.

„Salute, Baron Hartung!" rief eine hellklingende Männerstimme. Eine rot behandschuhte Hand winkte grüßend, ein Priesterrock tauchte neben dem Wagen auf.

Klaus ließ halten. „Auf der Morgenpromenade, Monsignore?" fragte er. „Steigen Sie ein und fahren Sie ein Viertelstündchen mit mir spazieren . . ."

Herr von Gronau setzte sich neben Klaus. „Ich will nicht erst nach Ihrem Befinden fragen: Ihr Aussehen spottet der Phrase. Ist die gnädigste Braut wieder gesund?"

Klaus schaute den Sprechenden scharf von der Seite an. „Wozu die Komödie, Monsignore?" sagte er kaltblütig. „Sie wissen ja doch ganz genau, daß Palma längst nicht mehr in Rom ist; und wissen sicher

auch, daß ihre sogenannte Erkrankung nur ein geschickter Vorschub war, den Anfang des Endes zu decken. Uebrigens ist das Ende da und der Vorhang gefallen: Palma hat mir den Abschiedsbrief geschrieben, und Sie können aufatmen. Die Seele ist glücklich gerettet . . ."

Herr von Gronau streckte Klaus die Rechte entgegen.

„Geben Sie mir die Hand, Herr von Hartung," sagte er warmherzig; „ich bedauere Sie innigst . . . und dennoch: ich glaube, es ist ein großes Glück für Sie, daß es so gekommen ist. Ja, wahrhaftig! Ich bin ein halber Römer geworden — und wieviel Ehen habe ich nicht scheitern sehen! Aus dem merkwürdigen Hotel, das Sie bewohnen, gehen alljährlich eine Anzahl Pärchen hervor. Bei diesem und jenem habe ich verfolgen können, wie allmählich das Elend kam und die graue Verzweiflung. Selten war es die Liebe, die sie zusammengeführt hat. Fast immer auf der einen Seite die Sehnsucht, sich durch eine gute Partie aus der Armut zu retten, auf der anderen ein Aufflackern von Sinnlichkeit und der pikante Reiz des Fremdartigen. Italien weckt leicht im nordischen Mädchenherzen einen sinnlichen Zauber. Wer hierher heiratet, stammt gewöhnlich aus Deutschland, England oder Nordamerika; Mischehen mit Französinnen oder Spanierinnen kommen viel seltener vor. Und weshalb verlaufen diese Ehen gewöhnlich — es gibt selbstverständlich auch Ausnahmen — gewöhnlich so unglücklich? Das ist es, Baron: weil uns Nordländer eine tiefe, tiefe Kluft von Italien trennt. Die alte

Leidenschaft, die unsere Väter nach Italien trieb, lockt uns noch immer. Noch wohnt die Circe in diesem Lande, und auch ihr Zauberstab regiert noch und wandelt den Klügsten von uns in ein blödes Tier. Niemals, solange die Welt steht, hat Italien unsre Liebe mit Liebe gelohnt. Ich sage es mit schmerzendem Herzen: wir werfen uns einer Verlorenen hin. Kein Funke antiker Größe hat hier neue Flammen entfacht; aber geblieben ist die Ränkesucht, der brutale Instinkt, die sittliche Verworfenheit; geblieben ist die heimliche Tücke und das Schmarotzertum; geblieben ist alle Schlechtigkeit der Vergangenheit — und nicht einmal die Kunst, die aus dem Schlamme der Kaiserzeit und den brechenden Trümmern der Renaissance ihre Blüten trieb, hat eine Wiederauferstehung feiern können ... Italien ist wie eine Dekoration; wer hinter das Bühnenbild schaut, sieht eine gähnende Leere. Und Rom — was ist dies moderne Rom? Ein Nest zu Füßen eines Felsens, der in die Wolken ragt. Raimondi und Attilio, das sind die Romulusenkel. Was diese Stadt belebt, ist nichts als ein Schwarm beutegieriger Räuber, die dem letzten Unglücklichen auch noch den letzten Besitz, auch noch seinen Glauben stehlen möchten ..."

Er rückte an seinem Hut und fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn. „Vergebung, verehrter Freund — ich habe mich hinreißen lassen," fuhr er fort. „Ich habe verallgemeinert und hätte gerecht bleiben sollen. Ich sagte: ich hielte es für ein Glück, daß sich Ihre Heirat mit der Marchesina Cognetto

zerschlagen hat. Ich glaube auch, der Kardinal wird meine Ansicht teilen. Ich habe zuweilen mit ihm über die Marchesina gesprochen, und er hat sie wohl richtig beurteilt. Aber davon will ich absehen. Will auch nicht zergliedern, was mich zu dieser Meinung treibt — will nur wiederholen — aus ehrlichstem Empfinden: danken Sie Gott, daß es so gekommen ist, und grübeln Sie nicht über die Ursachen nach, die es so fügten! — Baron Hartung, ich bin gewiß, daß Sie einst freudigen Herzens zu dieser Erkenntnis kommen werden ..."

Er erhob sich ein wenig und berührte die Schulter des Kutschers. „Halt an," sagte er. „Seh' ich Sie gelegentlich wieder, Baron?"

„Kaum, Monsignore. Ich stehe im Begriff abzureisen."

Herr von Gronau war bereits ausgestiegen. „So leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre reizende Schwester ..."

Er schüttelte Klaus fest die Hand und eilte mit elastischen Schritten die Spanische Treppe hinab, in deren hellem Sonnenglanz sein schwarzes Gewand einen hüpfenden dunklen Flecken bildete.

„Avanti!" rief Klaus dem Kutscher zu. „Hotel Spino-Bonzani!"

Er fand Percy und Herrn von Höffert im Salon Sabines und begrüßte sie freundlich.

„Lies," sagte er zu Sabine und gab ihr den Brief Palmas. „Sie wissen Bescheid, Höffert?"

„Ihr Fräulein Schwester hat mich eingeweiht,

lieber Hartung. Ich müßte mich selbst verleugnen, wollte ich anders sagen als: danken Sie Gott!"

„Das war vor zehn Minuten das Abschiedswort des Monsignore von Gronau."

„Trafen Sie ihn? Und hat die Schlange lieblich gezischt?"

„Ich glaube, Ihr Haß macht Sie blind, Höffert. Gronau ist besser als Sie meinen."

Der Rittmeister fuhr scherzend mit der Hand über den blonden Scheitel von Klaus.

„Großes Kind," sagte er. „Sie können ruhig annehmen, daß jedes dritte Wort Gronaus eine Lüge ist — zur Ehre des Höchsten. Jeder Satz eine Verdrehung der Wahrheit, jede Freundlichkeit eine Heuchelei — alles zu Ehren des Höchsten ... Aber Dieu merci — zuweilen verkehrt sich auch eine Niedertracht in ihr Gegenteil. Das ist ein Witz, den sich die Fügung erlaubt ..."

„Nun?" fragte Sabine.

Er strich mit der Rechten durch die Luft.

„Aus," entgegnete er. „Wir wollen abreisen; es ist gleich wohin."

„Wenn es gleich ist," warf Percy ein, „schlage ich vor, nach Palermo. Da komme ich nämlich mit. Sieh hier, Schwager Klaus: diese Drahtpost erhielt ich vor einer Stunde und habe sie spornstreichs Sabine gebracht."

Er nahm ein Telegramm vom Tisch und gab es Klaus. Der las mit wachsendem Erstaunen:

„Percy Cardock-Scott. Rom. Palazza San Graziolo. Lungo Tevere Castello. Ich bitte Dich, mit

Deiner Braut und ihrem Herrn Bruder mein Gast sein zu wollen und mir Eure Ankunft telegraphisch anzuzeigen. Dein Vater."

„Was heißt das nach allem, was geschehen ist?" fragte Klaus.

„Ja, was heißt es?!" — Percy lachte. „Es kann vielerlei heißen. Es kann heißen: ich habe nur einmal sehen wollen, wer es länger aushält, du oder ich. Es kann heißen: es kam mir auf eine Probe an, und Ihr habt sie bestanden. Es kann auch heißen: ich habe den Rummel satt und möchte meine alten Tage in Frieden verleben. Ich weiß es nicht. Aber das eine weiß ich: wir haben jetzt Oberwasser! Es kann nur Erfreuliches sein. Darf ich zusagend telegraphieren?"

„Was meint Sabine dazu?"

„Sie sagt ‚ja'," antwortete Sabine heiter und nickte.

Klaus zog seine Uhr.

„Gleich eins. Bene. Also fahren wir mit dem Abendzug. Paßt es dir, Percy?"

„All right, my boy. Mein Koffer ist in zehn Minuten gepackt; meine Bude schließe ich ab. Nach mir die Sintflut."

Klaus stand in der Mitte des Zimmers. Er atmete tief auf und reckte sich.

„Fertig!" sagte er. „Addio, Rom — addio. Vom Wasser der Fontana Trevi trinke ich nicht — meine Sehnsucht nach Rom ist so leidlich gestillt. Und sollte ich einmal wiederkehren — im ‚Gast-

haus zur Ehe' würde ich mir kein Quartier bestellen, das schwöre ich euch!"

„Liebster, was schmähst du es so?" entgegnete Sabine lächelnd. „Haben nicht auch Percy und ich uns unter diesem Dache gefunden?"

„Und," fügte Höffert hinzu, „hat nicht auch für Sie hier die Vorsehung gewohnt?"

Klaus antwortete nicht. Er schritt zur Tür und drückte auf den Knopf der elektrischen Leitung. Dann ging er stumm zu Sabine und küßte sie.

Der Kellner erschien.

„Herr Baron befehlen?" fragte er.

„Die Rechnung," sagte Klaus.

Ullstein & Co., Berlin SW

